

Alexander Dumas

Leben und Abenteuer der
Fürstin von Monaco,
Herzogin von Valentinois,
Katharina Charlotte von
Gramont von Grimaldi

**Leben und Abenteuer
der
Fürstin von Monaco, Herzogin von
Valentinois, Katharina Charlotte
von Gramont von Grimaldi.**

Herausgegeben
von
Alexander Dumas

Uebersetzt
von
Dr. August Diezmann.

Pest, Wien und Leipzig, 1854.
Hartleben's Verlags-Expedition.
Gedruckt bei Leopold Sommer in Wien.



Catherine-Charlotte de Gramont (1638-1678), Prinzessin von Monaco und Herzogin de Valentinois, sowie Mätresse des französischen König Ludwig XIV.

Inhaltsverzeichnis

Leben und Abenteuer der Fürstin von Monaco, Herzogin von Valentinois, Katharina Charlotte von Gramont von Grimaldi.

Erster Teil.

Einführung. • Erstes Kapitel. • Zweites Kapitel. • Drittes Kapitel. • Viertes Kapitel. • Fünftes Kapitel. • Sechstes Kapitel. • Siebentes Kapitel. • Achtes Kapitel. • Neuntes Kapitel. • Zehntes Kapitel. • Elftes Kapitel. • Zwölftes Kapitel.

Zweiter Teil.

Erstes Kapitel. • Zweites Kapitel. • Drittes Kapitel. • Viertes Kapitel. • Fünftes Kapitel. • Sechstes Kapitel. • Siebentes Kapitel. • Achtes Kapitel. • Neuntes Kapitel. • Zehntes Kapitel. • Elftes Kapitel. • Zwölftes Kapitel. • Dreizehntes Kapitel. • Vierzehntes Kapitel. • Fünfzehntes Kapitel. • Sechzehntes Kapitel. • Siebzehntes Kapitel. • Achtzehntes Kapitel. • Neunzehntes Kapitel. • Zwanzigstes Kapitel.

Dritter Teil.

Erstes Kapitel. • Zweites Kapitel. • Drittes Kapitel. • Viertes Kapitel. • Fünftes Kapitel. • Sechstes Kapitel. • Siebentes Kapitel. • Achtes Kapitel. • Neuntes Kapitel. • Zehntes Kapitel. • Elftes Kapitel. • Zwölftes Kapitel. • Dreizehntes Kapitel. • Vierzehntes Kapitel. • Fünfzehntes Kapitel. • Sechzehntes Kapitel. • Siebzehntes Kapitel. • Achtzehntes Kapitel. • Neunzehntes Kapitel. • Zwanzigstes Kapitel.

Vierter Teil.

Erstes Kapitel. • Zweites Kapitel. • Drittes Kapitel. • Viertes Kapitel. • Fünftes Kapitel. • Sechstes Kapitel. • Siebentes Kapitel. • Achtes Kapitel. • Neuntes Kapitel. • Zehntes Kapitel. • Elftes Kapitel. • Zwölftes Kapitel. • Dreizehntes Kapitel. • Vierzehntes Kapitel. • Fünfzehntes Kapitel. • Sechzehntes Kapitel. • Siebzehntes Kapitel. • Achtzehntes Kapitel. • Neunzehntes Kapitel. • Zwanzigstes Kapitel. •

Einundzwanzigstes Kapitel. • Zweiundzwanzigstes Kapitel. •
Dreiundzwanzigstes Kapitel. • Vierundzwanzigstes Kapitel. •
Fünfundzwanzigstes Kapitel. • Sechszwanzigstes
Kapitel. • Letztes Kapitel.

Erster Teil.

Einführung.

Wer die Lebensgeschichte eines Fürsten, einer Fürstin, eines vornehmen Herrn oder einer Tänzerin herausgibt, die von der betreffenden Person selbst geschrieben worden ist, muß dein Publikum, welches über die Echtheit solcher Bücher immer Zweifel hegt, Rechenschaft darüber geben, wie er in den Besitz derselben gekommen ist.

Mir wird dies leicht in Bezug auf die Schrift, welche ich hiermit veröffentliche. Ich brauche die Sache nur zu erzählen.

Im Jahre 1838 oder 1839 schrieb ich über meine Reise durch das Fürstenthum Monaco Folgendes:

»Monaco wurde um das zehnte Jahrhundert zu einer erblichen Herrschaft durch die Familie Grimaldi erhoben, ein mächtiges genuesisches Geschlecht, das ansehnliche Besitzungen im Mailändischen und in dem Königreiche Neapel hatte. Um das Jahr 1550, als die großen europäischen Mächte sich bildeten, stellte der Herr von Monaco sich unter spanischen Schutz, weil er fürchtete, in einem Bissen von den Herzogen von Savoyen oder von den Königen von Frankreich verschlungen zu werden. Als aber 1641 dieser Schutz lästiger als vortheilhaft geworden war, beschloß Honoratus II. (Honoré) den Beschützer zu wechseln, und nahm eine französische Besatzung nach Monaco. Spanien, das in Monaco einen fast uneinnehmbaren Hafen mit Festung hatte, gerieth in flämischen Zorn, wie es Carl V. und Philipp II. bisweilen geschah, und nahm seinem ehemaligen Schützlinge die mailändischen und neapolitanischen Besitzungen weg. In Folge davon sah sich der arme Herr auf seinen kleinen Staat beschränkt. Um ihn zu

entschädigen gab ihm Ludwig XIV. das Herzogthum Valentinois in der Dauphiné, die Grafschaft Carlades in Lyonnais, das Marquisat Baux und die Herrschaft Buis in der Provence, dann vermählte er den Sohn Honoré's II. mit der Tochter des Marschalls von Gramont, und seit dieser Zeit vertauschten die Grimaldi ihre Herrentitel mit dem Fürstentitel.

»Die Ehe war keine glückliche. Die junge Frau, die schöne und galante Herzogin von Valentinois, welche man aus der Liebeschronik der Zeit Ludwigs XIV. recht wohl kennt, gelangte eines Tages mit einem Schritt aus den Staaten ihres Gemahls, flüchtete nach Paris und führte die seltsamsten Reden über den armen Prinzen. Noch nicht genug: die Herzogin von Valentinois beschränkte ihre eheliche Opposition nicht auf Worte, und der Fürst erfuhr gar bald, daß er so unglücklich sey, als es ein Mann seyn kann.

»In jener Zeit lachte man über solches Unglück, aber der Fürst von Monaco war ein seltsamer Mann und nahm die Sache übel. Er ließ sich die Namen der verschiedenen Liebhaber melden, welche seine Frau nacheinander hatte, und ließ dieselben im Bilde im Hofe seines Schlosses aufhängen. Der Hof war bald angefüllt und man mußte auf die Straße hinausrücken, aber der Fürst wurde nicht müde, und ließ weiter hängen. Das Gerücht von diesen Hinrichtungen drang auch nach Paris. Ludwig XIV. erzürnte sich darüber und ließ den Herrn von Monaco bedeuten, gnädiger zu seyn; der Fürst von Monaco antwortete, er sey Souverän, habe folglich die niedere und hohe Justiz in seinem Staate und man müsse es ihm noch danken, wenn er sich begnüge, Strohmänner hängen zu lassen.

»Die Sache gab so großes Ärgernis, daß man es für gerathen hielt, die Herzogin ihrem Gatten zurückzubringen. Um die Strafe vollständig zu machen, wollte dieser sie vor den Bildern ihrer Geliebten vorbeiführen, aber die verwitwete Fürstin von Monaco bat so lange, bis ihr Sohn diese Rache aufgab und alle gehenkten Strohmänner in einem großen Freudenfeuer verbrannt wurden.

»Das war die Hochzeitsfackel bei dieser Wiedervereinigung«, sagte Frau von Sevigné.

»Bald indeß bedrohte den Fürsten von Monaco ein großes Unglück. Der Fürst Anton hatte nur eine Tochter und gab mehr und mehr die Hoffnung auf, auch einen Sohn zu bekommen. Deshalb verheirathete er die Prinzessin Louise Hippolyte am 20. Oktober 1715 an Jacques Francois Leonor von Goyon - Matignon, der sogleich das Herzogthum Valentinois und nach dem Tode des Fürsten Anton, 26. Februar 1731, auch das Fürstenthum Monaco erhielt Jacques Francois Leonor von Gohons Matignon, Valentinois durch Heirath, Grimaldi durch Erbfolge, ist demnach der Stammvater der jetzt regierenden Familie.

»Honoré IV. regierte friedlich als die französische Revolution 1789 ausbrach. Die Monaconer beobachteten den Gang derselben mit ganz besonderer Aufmerksamkeit und als in Frankreich die Republik ausgerufen wurde, benutzten sie eine Abwesenheit des Fürsten, bewaffneten sich mit dem was sie eben fanden und rückten gegen das Schloß, das sie erstürmten und dessen Keller sie zunächst plünderten, welcher zwar bis fünfzehntausend Flaschen Wein enthalten konnte. Zwei Stunden darauf waren die achttausend Unterthanen des Fürsten von Monaco sämtlich betrunken.

»Gleich dieser erste Versuch zeigte ihnen also, daß die Freiheit etwas gar Schönes sey und sie beschlossen demnach auch eine Republik zu gründen. Da aber Monaco ein zu großer Staat für eine einzige und untheilbare Republik wie die französische war, so beschlossen die großen Geister des Landes, die zu einer Nationalversammlung zusammengetreten waren, die Republik Monaco solle wie die amerikanische eine Bundesrepublik seyn. Die Grundlage der neuen Konstitution wurde demnach berathen und festgesetzt zwischen Monaco und Mentone, die sich beide auf Leben und Tod verbündeten. Nun war noch ein drittes Dorf übrig, Roque-Brune. Dies sollte zur Hälfte zu Monaco, zur Hälfte zu Mentone gehören. Roque-Brune murrte; es wäre gern unabhängig und drittes Bundesglied gewesen, aber Monaco und Mentone lachten über eine solche übertriebene Anmaßung und da Roque-Brune die Gewalt nicht für sich hatte, so mußte es schweigen. Allerdings wurde es den beiden Nationalversammlungen als ein

Herd der Revolution bezeichnet. Die Republik wurde proklamiert als Republik Monaco.«

»Die Monaconer begnügten sich indeß nicht, eine Republik geschaffen zu haben; sie mußten sich auch Bundesgenossen unter den Staaten suchen, welche dieselbe Regierungsform angenommen hatten. Natürlich dachten sie an die Amerikaner und die Franzosen; die Republik San Marino verachtete die Föderativrepublik Monaco so sehr, daß von ihr gar nicht die Rede war.

»Unter den beiden großen Republiken konnte nur eine ihrer Lage nach der Republik Monaco von Vortheil seyn, die französische. Man beschloß also an diese sich zu wenden und schickte drei Abgeordnete an den Nationalconvent, um ihm ein Bündnis anzutragen. Der Convent hatte gerade gute Laune, nahm die Abgeordneten der Republik Monaco sehr gut auf und ersuchte dieselben, den Vertrag am nächsten Tage in Empfang zu nehmen.

»Der Vertrag wurde noch an demselben Tage abgefaßt. Er war freilich nicht lang, denn er bestand nur in zwei Artikeln:

»Art. 1. Es soll Frieden und Bundesgenossenschaft zwischen der französischen und der Republik Monaco bestehen.

»Art. 2. Die französische Republik freut sich die Republik Monaco kennen zu lernen.«

Dieser Vertrag wurde den Abgeordneten übergeben, welche sehr befriedigt mit demselben abreisten.

Drei Monate später hatte die französische Republik die Republik Monaco in sich ausgenommen.

»Wahrscheinlich ist noch nicht vergessen, wie in Folge der Bemühungen der Frau von D. im Friedensvertrag von Paris 1814 dem Fürsten Honoré V. seine Staaten zurückgegeben wurden, die er seit dem glücklich behalten hat.

»Scherz bei Seite, der Fürst Honoré V. wird von seinen Unterthanen sehr geliebt, die mit Besorgnis dem Tage entgegensehen, an welchem sie ihn verlieren sollen. Sie bewohnen aber auch, wie auch St. Simon spotten mag, [Eigentlich ist es die Souveränität über einen Felsen, von dem aus man, wenn man in der Mitte steht, über die Grenzen des Landes hinausspucken kann.

Memoiren des Herzogs von St. Simon.] ein herrliches Land, in welchem nicht rekrutiert wird und in dem es fast gar keine Steuern gibt, da die Civilliste des Fürsten fast gänzlich durch die dritthalb Prozent Zoll von den Waaren und den sechzehn Sous von den Pässen gedeckt wird. Das stehende Heer, welches aus fünfzig Mann besteht, wird nur durch Freiwillige ergänzt.

»Leider konnte ich mich nicht, so wie ich es gewünscht, an dem reizenden Orangengarten erfreuen, den man das Fürstenthum Monaco nennt, da ein grausamer Regen an der Landesgrenze mich überfiel und auf der ganzen Reise durch das Land anhielt, nämlich drei Viertelstunden. In Folge davon sah ich die Hauptstadt und Festung, in welcher die ganze Bevölkerung des Fürstenthums Platz hätte, nur durch einen graulichen feuchten Schleier. Ebenso erging es mir mit dem Hafen, in welchem ich jedoch eine Feluke bemerkte, welche mit einer andern damals abwesenden die Marine des Fürsten ausmacht.

»In Mentone gab mir ein Schild eine Vorstellung von dem Grade der Zivilisation, welche die ehemalige Föderativrepublik im Jahre 1835 erreicht hatte. Über einer Thür las man nämlich mit großen Buchstaben: *Marianne Casanova verkauft Brot und Modewaren.*

»Ob die Monaconer mit Brot gut versorgt sind, weiß ich nicht; daß die Monaconerinnen die neuesten Modeartikel besitzen sollten, bezweifle ich.

»Eine Viertelstunde von der Stadt trafen wir die zweite Zolllinie und der Paß mußte zum zweiten Male visiert werden. Ich konnte mich überzeugen, daß in dem Staate des Fürsten von Monaco die Ausfuhr so streng verboten ist, als die Einfuhr. Ich wollte das in solchen Fällen gebräuchliche Mittel anwenden, aber ich hatte unbestechliche Zollaufseher vor mir, welche nicht einmal eine Zahnbürste passieren ließen, so daß ich mit meinem Gepäck eine Art Sündflutprobe aushalten mußte, da es wegen der angeblich fortwährenden Schönheit des Klimas Monaco's durchaus kein Obdach an der Grenze gab.

»Leider konnten wir, ich und mein Reisegefährte Jadin, nichts thun, als wo möglich zu begreifen zu suchen, wie es möglich sey,

daß in einem so kleinen Lande so viel Regen falle.«

So schrieb ich im Jahre 1888 und ich hatte die Zeilen, welche man eben gelesen, vollständig vergessen, als ich 1842 bei einer zweiten Reise in der Hauptstadt des Fürstenthums Monaco einen Tag und eine Nacht in dem Gasthause »zum großen König von Spanien« blieb.

Ich hatte meinen Paß abgeben müssen, um ein Zimmer und ein Bett zu erhalten.

Mein Paß hatte natürlich dem Wirthe gesagt, wer ich sey.

Mein Wirth hatte es der übrigen Stadt gesagt.

Schon hatten mich unter mancherlei Vorwand ziemlich viele der angesehensten Unterthanen meines vortrefflichen künstlerischen Freundes, des Fürsten Florestan I. besucht, als ich einen geheimnißvollen Besuch erhielt.

Es war der Sohn jener vortrefflichen Marianne Casanova, welche im Jahre 1835 Brot und Modewaren verkaufte.

Der Sohn hatte das Unglück gehabt, sie vor drei Jahren zu verlieren und das mütterliche Doppelgeschäft verkauft. Mit einem Vermögen von etwa einem Dutzend tausend Franks wollte er in das ehrenwerthe Corps der sardinischen Zollaufseher eintreten, oder hatte dies schon gethan.

Zu mir führte ihn Folgendes.

Sein Großvater, Jacob Casanova, war bei der monaconischen Revolution von 1798 mit den andern Tumultuanten in das Schloß des Fürsten Honoré IV. eingedrungen.

Nur in der Treppe hatte er sich versehen: statt mit den Andern in den Keller hinunterzugehen, war er allein in die Bibliothek hinausgegangen.

Das Versehen war indeß nicht so grob, als es auf den ersten Anblick scheinen könnte, denn Jakob Casanova war kein Weinfreund, sondern ein Bücherfreund.

Mehr als einmal hatte er den Umstand benutzt, daß der Herr Minister des Innern das Brot und die Frau Ministerin des Innern ihre Hüte von seiner Frau bezog, insgeheim die fürstliche Bibliothek

besucht und bei diesen Besuchen vier kleine geschriebene Bücher bemerkt, welche den Titel führten: *Memoiren der Katharina Charlotte von Gramont von Grimaldi, Herzogin von Valentinois, Fürstin von Monaco*, die ihm gewaltig in die Augen stachen.

Von der ganzen Beute im Schlosse reizte ihn nichts so sehr, als diese vier Bände.

Er steckte sie denn auch in die Tasche und kehrte ruhig in seine Wohnung zurück, ohne gegen irgend Jemand von der Entwendung etwas zu erwähnen.

Auch vermißte Niemand die vier kleinen handschriftlichen Bände, welche seit einem Jahrhunderte dagestanden zu haben schienen, ohne daß Jemand außer Jacob Casanova sie beachtet hatte.

Jacob Casanova starb im Jahre 1813 und vermachte seinen Schatz seinem Sohne, welcher seinerseits 1830 aus dem Leben ging und die Bücher seinem Sohne Gaetano Casanova hinterließ, der da vor mir stand.

Eines Tages war ihm die Zeitung von Nizza in die Hände gefallen, in welcher meine vorstehende Schilderung abgedruckt war. Er sah daraus, daß ich das Schild seiner Mutter bemerkt hatte. Diese Aufmerksamkeit brachte ihn auf den Gedanken, daß ich mit dem Manuskript vielleicht etwas anfangen könnte, das seine Familie bisher nicht zu benutzen vermocht hatte.

Er sann drei Jahre darüber nach, wie er mir die vier Bändchen zukommen lasse, hatte aber noch nicht Mittel und Wege gefunden, als er zu Ende des dritten Jahres seines Nachdenkens mit einem male erfuhr, der Mann, mit dem er so lange in Verbindung zu treten gewünscht, sey in Monaco angekommen.

Drei Stunden noch sann er darüber nach, wie er sich bei mir einführen lasse, und da er nach der dritten Stunde nichts ersonnen hatte, nahm er sich vor, sich selbst einzuführen.

Etwa drei Minuten stand er stotternd vor mir, ohne herauszubringen was ihn zu mir führte; endlich aber nahm er die vier Bändchen aus der Tasche und schloß mit dem womit er hätte anfangen sollen, er zeigte mir nämlich den Titel und sagte:

»Lesen Sie.«

Den Titel kennt man.

»Es war ziemlich pikant, namentlich für mich, der ich damals »*Ludwig XIV. und seine Zeit*« schreiben wollte.

Die Art, wie ich den Mann aufnahm, gab ihm Muth und er erzählte mir die Geschichte der Handschrift, die vom Großvater auf ihn gekommen.

Unter welchen Bedingungen ich in Besitz des Manuskriptes kam, interessiert das große Publikum nicht, die Hauptsache ist, daß ich Alles mittheile, was die Echtheit verbürgen kann.

Eine bessere Bürgschaft dieser Echtheit als alle bibliographischen Details ist der Styl aus dem Anfange des achtzehnten Jahrhunderts, den man nicht verkennen kann, wie man sich leicht überzeugen wird.

Alexander Dumas.

Erstes Kapitel.

Alle einigermaßen bedeutenden Personen meiner Zeit haben die Geschichte ihres Lebens geschrieben. Ich besitze nicht den Ehrgeiz, mir einen Namen in der Literatur zu machen oder mir den Ruf eines Schöngeistes zu erwerben; auch will ich die Ereignisse, an welchen ich Theil genommen habe, nicht für Andere erzählen, sondern für mich selbst und besonders für einen Mann, welcher allein mein Herz besessen hat und vor dem ich dasselbe vollständig enthüllen will. Ich werde ihn niemals wiedersehen; er ist jetzt unglücklich; die welche uns trennten, sind Ursache dieses Unglücks, an welchem ich, Gott sey Dank, nicht im Entferntesten Antheil habe. Ohne Zweifel ist ihm oftmals mein Bild erschienen; vielleicht hat er sein Unrecht erkannt, vielleicht hat er eingesehen, daß er mich fast gegen seinen Willen dazu gedrängt, wenn auch auf meiner Seite Unrecht liegt. Hätte man nur einigermaßen gut gehandelt, so wäre ich meiner würdig geblieben, ich sage nicht: seiner würdig, denn er verdient mich nicht so, wie ich bin. Bin ich todt — und ich werde jung sterben, wie man mir prophezeit hat — so wird man ihm diese Papiere übergeben. Ich werde aufrichtig seyn; ich schreibe aus keinem andern Grunde und es lohnt nicht die Mühe, einen Theil der Wahrheit zu verheimlichen, um die übrige auszusprechen. Von den damaligen Angelegenheiten werde ich wenig erwähnen, denn ich habe mich in dieselben nicht gemischt; die Menschen sind mir lieber als die Dinge, und ich scherze lieber, als daß ich über Politik rede. Die Politik gehört nicht in den Kreis der Frauen und ich habe immer diejenigen meines Geschlechts verspottet, welche sie zu ihrer Hauptbeschäftigung machten, statt sich zu bemühen zu gefallen und sich zu unterhalten.

Ich stelle meine Selbstschilderung voran, welche ich eines Abends bei der hochseligen Königin Mutter vor dem ganzen Hofe entwerfen mußte. Das war damals stark Mode und Jeder von uns hat sich derselben unterwerfen müssen. Ich halte dieses Porträt für ähnlich, wenigstens versichern meine Gegner, ich habe mir nicht

geschmeichelt. Frau von Montespan, die mich haßt und die ich ebenso wenig liebe, sagt nur, ich habe nur ein Medaillon geliefert, nur den Oberkörper gemalt. Wenn sie diese Memoiren läse, würde sie dies nicht sagen können, denn ich bin fest entschlossen, in diesen mein vollständiges Bild zu geben und keinen meiner Fehler zu vergessen. Ich glaube nachher weniger unglücklich zu seyn.

Ich wurde 1639 im Juni geboren, einundzwanzig Monate nach dem Könige, unserem Herrn; ich bin also sechsunddreißig Jahre alt, als ich das schreibe, 1675. Meine Jugend ist vorüber und die Zeit des Nachdenkens gekommen; auch denke ich nur zu viel nach, denn die Sehnsucht nach der Vergangenheit macht mich krank und ich kann mich nicht daran gewöhnen, mich in der zweiten Reihe der Schönheiten des Tages, nahe der dritten, zu sehen . . .

Ich bin die Tochter Antons III. von Gramont, souveränen Fürsten von Lidacha und Barnacchi, Herzogs und Pairs des Reiches, Marschalls von Frankreich, Ritters der Orden des Königs u. s. w., und Margarethens Duplessis von Chivré, Nichte des Cardinals von Richelieu. Ich hatte zwei Brüder. Der Eine, der durch seine Liebschaften, seine Tapferkeit und seinen eigenthümlichen Charakter allgemein bekannt ist, hieß Graf von Guiche, wie jedes mal der älteste Sohn in unserer Familie; er starb sehr jung, aber ganz gewiß an Langeweile, denn nichts im Leben sprach ihn mehr an. Man hat ihn sehr verschieden beurtheilt und nach dem, was ich später von ihm erzählen werde, beurtheilt man ihn wiederum anders. Mein zweiter Bruder, der Graf von Louvigny, wird nach unserem Vater Herzog von Gramont, und diese Aussicht, die er nicht erwarten konnte, hat ihn sehr bald über den Verlust des armen Grafen von Guiche getröstet. Seiner Frau namentlich wurde es schwer, ihre Freude zu bergen.

Ich bin groß und schön, dies ist unbestreitbar, und Niemand hat es zu leugnen gewagt. Ich habe schönes dunkelblondes Haar, schwarze Augen, die sanft und doch lebhaft sind, einen blendenden Teint, nicht gerade vollkommene aber gute Füße und Hände, einen sehr schönen Arm und vortrefflichen Wuchs. Mein Hals und meine Schultern sind tadellos; man hat in meiner Jugend so viel davon

gesprochen, daß es seltsam seyn würde es zu leugnen. Man schreibt mir etwas sehr Vornehmes zu, eine majestätische Haltung, ein geistreiches Gesicht und etwas sehr Einnehmendes in meinem Lächeln, wenn ich die Augenbrauen nicht runzele, denn dann fürchtet man sich vor mir schon von weitem. Meine Zähne sind blendend weiß und meine Lippen roth. Gerade unter der Nase habe ich ein sehr braunes kleines Maal, das fast wie ein Schönpflesterchen aussieht. Der Herr von Monaco hatte immer Lust, dasselbe entfernen zu lassen, ich habe es ihm aber so wenig gestattet, wie manches Andere.

So sehe ich körperlich aus; wie ich geistig bin, ist schwerer zu sagen.

Zuerst weiß ich wenig, denn ich wollte mich nie zum Lernen zwingen. In meiner Kindheit hat man mich sehr verwöhnt und dann kam die Zeit der Freude, in welcher man sich um die Erziehung und Bildung nicht kümmerte. Unsere Väter schlugen sich und unsere Mütter flüchteten, wenn sie nicht genöthigt waren, den Kämpfen beizuwohnen. Ich besitze jedoch angeborenen Verstand, und mehr als man geglaubt hat; ich habe mich immer bemüht ihn zu verbergen, um mich seiner besser bedienen zu können, ich bin nur liebenswürdig, wenn ich es seyn will, was mir einen zweifachen Ruf gibt. Einige erheben mich in den Himmel, andere behandeln mich wie eine Wilde, z. B. der Herr von Monaco. Ich lache sie alle aus und bin immer eine einzige Vertraute gewesen.

Mit Recht bin ich stolz auf meine Geburt und meinen Rang; ich mache mich nicht mit Niedrigen gemein, was auch die Verleumdung darüber sagen mag; ich verstehe nicht unter mich hinabzusehen, kaum über mich hinauf, was mir auch nur einmal im Leben widerfahren ist; meine Augen suchen weder in der Höhe noch in der Tiefe, sie bleiben nur um sich. Herz habe ich gerade so viel, um den zu lieben, welcher mich liebt, und ich begreife die weinerlichen Übertreibungen und Empfindeleien nicht, die mich denn auch niemals zu rühren vermochten. Außer dem, von welchem ich bereits gesprochen habe, der mein Herr war und immer seyn wird.

Für ihn habe ich alles empfunden, alles gefühlt, die tiefste

Verzweiflung und die höchste Freude dieser Welt. Die Andern haben mir gefallen, mich unterhalten, weiter nichts; sie befriedigten nur meine Eitelkeit und meine Sinnlichkeit. Ich war Allen überlegen; nach zweistündigem vertraulichen Verkehr mit ihnen kannte ich sie auswendig und Keiner hat mich eine Thräne gekostet.

Sehr fromm, nach der gewöhnlichen Bedeutung des Wortes, bin ich nicht, aber ich erfülle meine Pflichten gewissenhaft und pünktlich, aus Schicklichkeitsgefühl und um meinen Untergebenen keinen Grund zu gewähren, mich zu tadeln. Ich bin thätig und muthig, laufe umher, sobald ich frei bitt und suche Abenteuer; es ist das ein Bedürfnis für mich. Für gewöhnlich bin ich heiter und lachlustig, auch weiß ich den Spott mit sicherem Blicke zu handhaben, was mich gefürchtet macht. Wehe denen, die mir mißfallen und mich beleidigen! Ich verzeihe selten und vergesse noch weniger; alle meine Sinne haben Gedächtnis.

Gestehen muß ich, daß ich wenige Freunde habe. Der Grund davon liegt mehr in meinem Stolze, als darin, daß ich keinen zu haben verdiente. Im Gegentheil, ich finde, daß Wenige Freunde zu seyn verdienen, und nehme mir nicht die Mühe sie zu suchen. Mein Vater liebt mich nicht sehr; er liebt nur sich selbst und sein Haus; Louvigny und ich sind ihm nichts, und seinen ältesten Sohn hat er eben auch nur beweint, weil derselbe Graf von Guiche war; auch gab er nicht zu, daß Louvigny diesen Namen annehme.

Meine Mutter ist eine wahre Heilige und hat durch ihren Gatten und ihre Kinder viel gelitten; aber ihr Herz ist überreich an Erbarmen, und ihr Verstand sehr unbedeutend. Der Sinn für die Familie ist bei uns allen nicht eben stark, der Ahnenstolz läßt ihn nicht aufkommen. Wir unterstützen und rühmen einander, aber der Grund ist doch recht leer und dürr.

Vergnügungen, Zerstreuungen, Huldigungen sind mir ein Bedürfnis und der Hof ist mir so unentbehrlich wie die Luft. Ich bin kokett; die Intrige reizt mich und unterhält meine Seelenthätigkeit. Lügenhaft und falsch bin ich nicht, aber verschlossen. Ich lasse mich nicht gern errathen und halte dies für eine Beleidigung. Ich befehle gern; meine kleine Krone von Monaco und die Ehrenbezeugungen,

die sie mir in meinem Reiche zubringt, haben oftmals den höchsten Grad des Ehrgeizes und das tiefste Bedauern in mir erweckt, nicht wirklich Souveränin zu seyn. In die politischen Angelegenheiten habe ich mich bloß darum nicht gemischt, weil ich mich nicht an meinem rechten Platze befinde; ich möchte höher steigen, die Unmöglichkeit treibt mich aber zurück und verleidet mir dann Alles, so daß ich es gehen lasse wie es will oder wie es Gott gefällt.

Über Alles stelle ich Pracht und Pomp. Geiz und selbst Sparsamkeit sind in meinen Augen bei Leuten von unserem Stande gemeine Laster, Sünden des niedrigen Volkes, die man ihm nicht nehmen darf, weil es dieselben braucht. Wir haben Reichthümer empfangen, damit wir sie verwenden und dadurch eine Überlegenheit mehr erlangen. Es ist schlecht, sie für sich zu behalten und damit einen Vorzug einzubüßen.

Ich bin heftig und zornig, aber die leiseste Regung meines Stolzes beruhigt mich auf der Stelle. Auch gestatte ich keineswegs Jedermann, meine Heftigkeit zu sehen; man würde sie später tadeln und das möchte ich nicht.

So habe ich mich geschildert wie ich bin, hoffentlich ohne mir zu schmeicheln; ich konnte es um so leichter, da ich es nicht vor dem Hofe that, der immer geneigt ist, die sich selbst Charakterisirenden lächerlich zu machen, besonders wenn es dem Neide, diesem Aussatze der Höflinge, gelingt, ein Leben wie das meinige mit seinen unermüdlichen Zähnen zu fassen.

Ich wurde, wie gesagt, einundzwanzig Monate nach dem Könige Ludwig XIV. Geboren. Ludwig XIII. lebte noch und meine Familie stand in hoher Gunst. Mein Vater, bereits Marschall von Frankreich, gehörte zu den siebzehn sogenannten *Herren*, das heißt zu den Elegantesten Tapfersten und Höchsten am Hofe. Der Cardinal gab ihm nicht bloß seine Nichte zur Frau, sondern damit zugleich einen Beweis seiner hohen Achtung. Der König liebte, die Königin fürchtete ihn; ihr tiefer Abscheu gegen den Grafen von Louvigny, meinen Oheim, der allerdings gar nicht viel werth war, trug sich auf uns alle über. Auch wurde dieser Haß durch Frau von Chevreuse, ihre Freundin, genährt, was seinen guten Grund hatte. Der Graf von

Louvigny hatte den armen Grafen von Chalais, den Liebhaber der Herzogin, verrathen, das heißt falsch gegen denselben ausgesagt, so daß er auf das Schaffot kam — alles blos um dem Cardinal gefällig zu seyn und einige Gunstbezeugungen von demselben zu erlangen.

Auch aus einem Duell mit Hocquinrourt ging er nicht mit Ehren hervor, denn er verwundete ihn von hinten, so daß er ein halbes Jahr lang das Bett hüten mußte. Er stand darum nicht eben in hoher Achtung und auch mein Vater hielt ihn unser nicht für würdig. Mein anderer Oheim, der Ritter, später Graf von Gramont, ist bekannt und wir werden ihn später wieder finden.

Es war die Zeit als Cinq-Mars den König beherrschte, die Zeit des Ruhmes des großen Corneille und des Beginns des Herrn von Turenne. Man konspirierte gegen den Cardinal und schrie gewaltig über die Tyrannei, und es ließ sich nicht wohl absehen, wie man sich unter all den Klippen werde halten können. Meinem Vater gelang es durch besondere geistige Schmiegsamkeit und gascognische Gewandtheit, die er bis an das Ende seiner Tage behielt. Es gibt bekanntlich Worte und Redensarten, vor denen die üble Laune nicht Stand zu halten vermag und denen auch Ludwig XIV. niemals widerstehen konnte.

Unter dem Vorwande des Freimuths und der Offenheit ist mein Vater oftmals sehr derb, aber man läßt es ihm hingehen, weil er einmal so ist, der Graf von Gramont ebenfalls, wie ich und Alle. Der Graf von Guiche hatte eine andere Art, er philosophierte und trieb sich so weit in Spitzfindigkeiten herum, daß er oftmals selbst nicht verstand was er sagte. Er hatte Geist und Kenntnisse, aber es ging ihm ganz und gar das Natürliche ab . . . Ich habe niemals an seine Leidenschaften, an seine Liebesverhältnisse geglaubt, die er zu Dutzenden hatte, und die immer grenzenlos seyn sollten. Bei der geringsten Abweisung verzweifelte er; die Eifersucht brachte ihn außer sich; leichter Sieg widerte ihn an; nach dem geringsten Wortwechsel kam er zu uns wie ein Märtyrer. Meine arme Mutter verbrachte ganze Nächte an seinem Bett und dann sprach sie mit ihm ein wenig von Gott, trotz ihrer Frömmigkeit aber sehr viel von

seinen Geliebten. Sie ermahnte ihn zur Geduld; er gerieth dann in die höchste Aufregung und verwünschte laut die Grausamen wie die Flatterhaften. Sieben bis acht kleine Hunde befanden sich in seinem Schlafzimmer und sie alle heulten dann um die Wette mit.

Hörte mein Vater diese Musik, so eilte er erzürnt hinzu, behandelte seinen Erben als Pinsel, seine Frau als Närrin und prügelte die Hunde, die doch ganz unschuldig waren und in Folge der Prügel um vieles ärger heulten, so daß Niemand im ganzen Hause schlafen konnte.

Man hat den Grafen von Guiche in seinem Liebeshandel mit Madame zu einer Art Helden gemacht, man wird aber später sehen, wie die Sache eigentlich war . . . Ich wundere mich immer, wie leicht doch die Welt zu täuschen ist.

Ich hatte noch eine Schwester, welche man Fräulein von Barnache nannte. Ihre Geburt betrückte meinen Vater sehr, denn sie war vierzehn Jahre jünger als Louvigny, einäugig und sehr häßlich, was indeß den Herrn von Hacqueville, den vertrauten Freund des Marschalls, nicht abhielt, sich in sie zu verlieben, so bald sie bei meiner Mutter erschien. Er kämpfte mit dieser Liebe, da er recht wohl das Lächerliche einsah, litt aber so sehr dabei, daß er erkrankte.

»Ich hätte Herrn von Hacqueville eine solche Thorheit nie zugetraut«, sagte mein Vater. »Sich in ein solches Mädchen zu verlieben! Sie konnte freilich nicht besser gerathen als sie geworden ist, da ich sie ganz gegen meinen Willen erzeugt.«

»Ja«, antwortete Guiche mit seiner gewöhnlichen Rücksichtslosigkeit, »Sie vergaßen ein Auge, Herr Vater.«

Meine gute Mutter schlug die Augen gen Himmel auf, als wolle sie ihn zum Zeugen anrufen, daß sie keine Schuld trage.

Wir wohnten in dem Palast Gramont, nahe am Louvre und wir Kinder liefen in unserem großen Garten umher, ohne uns um die politischen Intrigen zu kümmern, wie ernst sie auch damals waren. Eines Vorfalles indeß erinnere ich mich, denn er machte großen Eindruck auf mich und regte Gedanken in mir auf, denen ich später nur zu sehr nachgegeben habe. Herr von Cinq-Mars hatte Fräulein

von Chaumerant zur Geliebten. Sie kamen beide oft in unser Haus. Ich erinnere mich ihrer noch ganz gut, obwohl ich damals noch sehr klein war, und zwar gewiß des Umstandes wegen, von dem ich sprechen will. Cinq-Mars war einer der schönsten Männer am Hofe, immer sehr kunstvoll, in den bestgewählten Farben gekleidet. Die Chaumerant war ebenfalls schön und hatte etwas Vornehmes. Der König Ludwig XIII. war in einer für diesen großen König unglaublichen Weise eifersüchtig, so daß er ihr eines Tages befahl, sich in ihre Heimat, nach Poitou zu begeben. Diesen Befehl erhielt sie als sie mit Cinq-Mars bei meiner Mutter war. Sie gingen in den Garten hinunter, wo ich mit meinen Brüdern war. Guiche und Louvigny liefen davon, als sie dieselbe schnell und in großer Aufregung kommen sahen. Ich blieb; sie sahen mich nicht und ich hörte ihr ganzes Gespräch mit an.

»Ich werde abreisen«, sagte Fräulein von Chaumerant, »denn ich schätze mich glücklich Ihnen aus dem Wege zu gehen. Nicht der König verbannt mich, sondern Sie selbst.«

»Sie sind ungerecht und undankbar; Sie sehen, wie tief betrübt ich bin und betrüben mich noch mehr.«

»Im Gegentheil, Sie sind glücklich, Sie sind ja nun ganz frei mit Ihrer Prinzessin Marie von Gonzaga. Sie können ihr nun ungehindert den Hof machen. Armer Schmetterling, Sie werden sich an der Flamme verbrennen und sind verloren mit Ihren goldenen Flügeln. Immerhin; die Zukunft wird mich nur zu sehr rächen.«

Cinq-Mars antwortete nicht. Er versuchte ihr die Hand zu küssen, die sie ihm aber mit stolzer Gebärde entzog; dann trocknete sie Thränen aus den Augen und wollte in das Haus zurückkehren: er hielt sie zurück.

»Nein, nein«, fuhr sie fort, »es ist vergeblich; leben Sie wohl. Sie lieben mich nicht, Sie opfern mich Ihrem Ehrgeize und Ihrer Eitelkeit, Sie vergessen die heiligsten Betheuerungen, werden aber das Opfer seyn, denn Sie täuschen sich selbst und werden getäuscht. Bleiben Sie immerhin zwischen dem Könige und der Prinzessin Maria, bleiben Sie das Spielwerk Beider und stoßen Sie das einzige Herz von sich, das Sie liebt. Es wird der Tag kommen, an dem Sie meiner

Worte gedenken . . .

Er hat dieser Worte gedenken müssen, ich habe es auch gethan. Ich war ein Kind und benutzte was ich gesehen und gehört, zu einem Spiele. Oftmals sagte ich zu meinen Brüdern und Vettern: »Wir wollen Cinq-Mars und Chaumerant spielen.« Dann erzählte ich ihnen den Vorgang.

Später benutzte ich denselben als Lehre, noch später als Warnung. Ich habe alles durchgemacht.

Der Heldenruf des Cinq-Mars war ein angemäßigter. Mein Vater (und er verstand sich darauf) schilderte ihn also: »Ein gestiefelter Maikäfer mit Federbusch und Rüstung. Er macht viel Lärm, kann aber nichts Rechtes thun als etwa schaden, wenn man ihn nicht zertritt.«

Der Cardinal lächelte mit seinem unbeschreiblichen Lächeln, wenn mein Vater so sprach und machte, unwillkürlich ohne Zweifel, eine Bewegung mit dem Fuße, die Niemanden entging.

Ich habe Cinq-Mars seit jenem Tage nicht wieder gesehen. Der Hof reiste nach dem Süden ab, meine Eltern folgten ihm und wir blieben mit unserer Gouvernante und den Leuten zurück. Guiche hatte zwei Herren bei sich, von denen der eine ihm Unterricht im Fechten und Reiten gab. Wir sahen ihn nicht. Louvigny begleitete ihn bisweilen, manchmal blieb er aber auch bei mir. Die Pagen, welche der Marschall nicht mit sich genommen hatte, nahmen an seinen Spielen Theil. Meine Schwester war damals noch nicht geboren.

Alles in meinem Leben sollte seltsam seyn und diese Seltsamkeit begann, als ich kaum vier Jahre zählte, in einem Abenteuer, dessen Bedeutung ich heute noch nicht kenne. Es war der erste Ring eines Verkehres, der wahrscheinlich so lange dauern wird wie ich, und dessen Umstände ein für meine Augen undurchdringliches Geheimnis bewahren.

Meine Wärterin hatte eine Schwester. Diese Schwester wohnte dicht an dem Walde von Vincennes und eines Morgens setzte ich es bei meiner Gouvernante durch, daß sie mich zum Milchtrinken bei jener Frau begleiten wollte. Meine beiden Brüder wollten auch von der Partie seyn. Wir setzten uns unter der gewöhnlichen Begleitung

in den Wagen und als wir an Ort und Stelle ankamen, war die Frau nicht zu Hause. Ich weinte als echtes verwöhntes Kind und um mich zu beruhigen, mußte man mich in ein hübsches Häuschen bringen, das eine Viertelstunde entfernt war und wohin die Frau jeden Morgen gehen sollte. Das Haus gehörte einer Dame, die ihr wohl wollte und fast all ihr Gemüse abkaufte. Guiche und Louvigny langweilten sich, liefen in der Gegend umher und gingen selbst in das Schloß, um die Mousquetaires des Herrn von Treville zu sehen, deren einige eines Streiches wegen zur Strafe in der Feste waren.

Ich begab mich allein mit meiner Gouvernante und meinen Leuten nach der Wohnung der unbekanntenen Dame, die mitten im Walde lag. Ich wollte gehen und es war eine Dezemberkälte. Je weiter wir kamen, um so schmaler wurden die Wege, um so dichter die Bäume. Endlich zeigte sich das Haus mit seinem Spitzdache und dem in der Sonne glänzenden Schiefer; es glich ganz einem Edelmannssitze aus der Zeit Heinrichs II., welcher in der That ein hübsches Mädchen darin vor der Eifersucht zweier Frauen verbarg, der Königin Katharina und der schönen Diana von Valentinois. Nur ein Gitter verschloß den Gatten und unser Führer, der Sohn meiner Wärterin, öffnete es leicht. Wir traten nun unter bereifte Apfelbäume, wo überall sich Spuren der aufmerksamsten Reinlichkeit und Ordnung zeigten. Die Sonne schien übrigens so glänzend, daß sich die Vögel täuschen ließen und sangen als sey der Frühling gekommen.

Vor dem Hause bemerkte ich eine großgewachsene Frau, die schwarz gekleidet war mit Spitzenengageanten und einer Kopfbedeckung von Sammet; neben ihr spielte ein Kind, das etwas älter war als ich, an der Wand. Als die Frau uns kommen hörte, sah sie sich um; ihr Gesicht war hager und wachsbleich, mit zwei großen, kecken blauen Augen und einem Lächeln so kalt, daß es mir den Frühstücksappetit verdarb. Die Schwester meiner ehemaligen Amme erkannte mich, kam auf mich zu und nannte meinen Namen: Fräulein von Gramont.

»Fräulein von Gramont?« wiederholte die Dame, ergriff die Hand des kleinen spielenden Knaben und zog ihn nach dem Hause zu.

Meine Gouvernante sah, daß wir störten und trat zurück, mich aber rief sie vergebens.

»Ich will bei Dir Milch trinken und Eier essen«, sagte ich zu der Schwester meiner Wärterin.

Der Knabe folgte seiner Führerin ohne Widerstreben, als er aber das Wort »Milch« hörte, blieb er stehen, drehte sich um und sagte:

»Milch! Ich will auch Milch haben!« Der Knabe war engelsschön und sehr geputzt. Aus seinem ganzen Wesen sprach Stolz ohne Gleichen und seine Oberlippe, die etwas stärker war als die untere, zog sich verächtlich empor. Er trug ein kleines Wamms von violettem Sammet mit Bändern von eben solcher Farbe und Knöpfe von Amethysten und Diamanten, Kragen und Manschetten vorn von venezianischen Spitzen und für einen Knaben auf dem Lande fabelhaft kostbar. Nichts hat mich in meinem ganzen Leben wieder so in Erstaunen gesetzt, als diese Erscheinung mitten im Walde.

»Kommen Sie«, sagte die alte Frau; »es ist jetzt nicht Zeit hier zu verweilen.«

Sie schien wirklich erschrocken zu seyn, denn ich hatte den Arm des Knaben erfaßt, ehe sie es zu hindern vermochte.

»Wie heißt Du?« fragte ich, als Tochter des Marschalls von Gramont keck.

»Julius Philipp«, antwortete er trotz den Bemühungen der Frau, ihn in das Haus hineinzuführen.

»Wie noch?«

»Weiter nichts. Ist das nicht genug?«

»Der König allein heißt bloß Ludwig«, antwortete ich in meinem Stolze verletzt, »und Du bist doch nicht der König.«

Die Unbekannte nahm den Knaben auf ihre Arme und lief in so unerklärlicher Furcht fort, daß sie in allen Andern als einem vierjährigen Mädchen Verdacht hätte erregen müssen. Ich lief ihr ohne weiteres nach und kam an die Thür, als sie eben zugemacht wurde. Meine Gouvernante und Gothon, die Schwester meiner Amme, folgten mir und boten Alles auf, um mich hinwegzubringen, ich blieb aber und weinte, daß es hätte einen Stein erbarmen

können, wie hinter der Thür der Knabe ebenfalls. Ich bin, wie ich schon gesagt habe, eigensinnig, der Eigensinn ist mir angeboren und ich hätte mich eher umbringen lassen als nachgeben. Gothon, die mich sehr lieb hatte, sah dies und erbot sich mir die Erlaubnis zu bewirken, den geheimnißvollen Knaben zu sehen. Sie ging also um das Schließchen herum und durch eine andere Thür hinein. Nach etwa einer Viertelstunde zeigte sich der blonde Kopf Philipps am Fenster.

»Wir wollen unten im Zimmer miteinander Milch trinken und spielen«, sagte er.

Die Thür wurde wirklich geöffnet, und man ließ uns unter verlegenen Entschuldigungen eintreten. Alles um uns her war kostbar; die Möbelschrieben sich noch aus der Zeit Heinrichs II. her und im großen Zimmer hing ein Bild der Liebeseinsiedlerin. In den Zügen derselben lag die schmerzlichste Schwermuth; auf den Knieen hatte sie ein Kind, das traurig und bleich aussah wie sie selbst. Ihre Namen und die Erinnerung an sie waren vergessen; nichts war von ihnen geblieben als dies Bild. Damals freilich machte ich diese Bemerkungen nicht, aber später habe ich jenen Ort oftmals wieder gesehen und er machte da einen um so tieferen Eindruck auf mich. Wir werden auch Philipp und seine Begleiterin wieder finden.

Der arme Philipp! Welches Schicksal erwartete ihn und wie vieles, das man nicht weiß, würde ich von ihm zu erzählen haben!

Zweites Kapitel.

Wir aßen an diesem Tage in bester Einigkeit mit einander und plauderten, wie Kinder plaudern. Unterdeß unterhielten sich meine Gouvernante und die Frau, welche Philipp Frau Rougemont nannte, und Alles schien gut zu gehen, als ein Mann in das Zimmer stürzte und ausrief, ehe er uns bemerkt hatte:

»Frau von Rougemont, der Cardinal von Richelieu ist todt!«

Die Frau stand rasch auf, wurde noch bleicher als sie schon war, wies aus uns und sagte:

»Ich bin jetzt nicht allein, wir sprechen weiter mit einander.«

Dann richtete sich ihr Auge voll Thränen auf meinen neuen Spielgenossen, auf mich und meine Gouvernante.

»Madame«, sagte sie, »der Zufall hat uns zusammengeführt, die Laune dieser Kinder mit einander bekannt gemacht. Meine Stellung verbietet alle Besuche, verzeiht mir also, wenn ich Sie ersuche mich zu verlassen, besonders aber den Weg nach meiner Wohnung zu vergessen. Dies kleine schöne Mädchen soll glücklich seyn und Sie riefen vielleicht unberechenbares Unglück auf dasselbe herab, wenn Sie versuchten uns wieder zu sehen oder wenn Sie sich erinnerten uns gesehen zu haben. Ich bin zu nachsichtig gegen meinen Pfleglinge gewesen und bereue es. Gebe Gott, daß wir nicht Alle für das kurze unschuldige Vergnügen gestraft werden, das wir genossen! Ich glaubte recht zu thun; habe ich unrecht gehandelt? Ich fürchte es.«

Zehn Minuten später fuhr ich in meinem Wagen nach Paris zurück und sprach mit meinen Brüdern nur von Philipp trotz dem Verbote meiner Gouvernante, welche die Drohungen der Frau von Rougemont nicht vergessen konnte. Zum Glück vergißt die Kindheit schnell und jener Vorfall hatte für Niemanden traurige Folgen. Die Nachricht von dem Tode des Cardinals, der schon seit vierzehn Tagen im Sterben gelegen, machte keinen Eindruck auf uns. Was liegt uns in solchem Alter an einem großen Ereignisse!

Der Cardinal von Richelieu war, wie gesagt, der Oheim meiner Mutter und sie trauerte deshalb tief um ihn. Louvigny und ich erhielten keine Trauerkleider, weil wir noch nicht sieben Jahre zählten. Der Marschall kam von dem Könige zurück wegen einer Angelegenheit im Parlament über ein Patent, das meinem Oheime von Gramont verweigert wurde und dessen er dringend bedurfte, ich weiß nicht wozu. Er fand uns um Vieles größer geworden und erlaubte dem Grafen von Guiche den Vormittag in seinem Zimmer zu bleiben, in welchem er einen großen Hof von Herren empfing. Meine Mutter dagegen kam erst mehre Wochen nach dem Hofe zurück, im Tragsessel und krank. Sie bedauerte den Verlust ihres Oheims sehr, und vielleicht war sie die einzige Person, die ihn aufrichtig betrauerte. Sie wußte es ihm großen Dank, daß er sie mit meinem Vater verheirathet, den sie fast anbetete und der es ihr damit vergalt, daß er sein ganzes Leben lang ihr Nebenbuhlerinnen gab.

Auch Fräulein von Gonnay, die mehre Wochen bei uns war, beweinte den Cardinal so sehr, daß meine Mutter die Herzogin von Aiguillon bestimmte, dem gelehrten Fräulein lebenslänglich die Pension angedeihen zu lassen, welche Boisrobert in seltsamer Weise für sie von dem Cardinal erlangt hatte. Sie hatte nämlich vier Verse unter ein Porträt der Johanna d'Arc geschrieben, die zwar ziemlich schlecht waren, aber Sr. Eminenz gefielen, so daß er die Verfasserin kennen zu lernen wünschte. Der Abbé brachte sie zu ihm. Der Cardinal machte sich den Spaß, sie zeremoniös zu empfangen, und richtete ein Kompliment in alten Versen an sie, die er aus einem Buche von ihr »die Schatten« genommen hatte. Das gelehrte Fräulein erkannte wohl, daß Se. Eminenz sich einen Scherz mit ihr erlaubte, kam aber nicht im mindesten aus der Fassung und antwortete:

»Sie lachen über eine arme Alte, gnädiger Herr, aber lachen Sie, lachen Sie, großer Geist, denn Jedermann muß zu Ihrer Erheiterung beitragen.«

Der große Geist staunte über diese zur Schmeichelei gewandte Antwort, sagte einige wenige Worte zur Entschuldigung, und fuhr gegen Boisrobert fort, den er einfach Lebois zu nennen pflegte:

»Wir müssen für Fräulein von Gournay etwas thun; ich gebe ihr zweihundert Thaler Pension.«

»Aber«, entgegnete der Abbé, »ich muß bemerken, daß sie eine Magd hat.«

»So gebe ich der Magd fünfzig Livres.«

»Außer der Magd hat Fräulein von Gournay auch noch eine Katze.«

»Der Katze setze ich zwanzig Livres aus.«

»Gnädiger Herr, die Katze hat Junge bekommen«, fuhr der Abbé fort.

»Wie viele?«

Vier . . . und das ist eine starke Familie für eine Witwe.«

»Nun . . . ich füge eine Pistole für jedes der Jungen hinzu.«

Diese Geschichte wurde bald in der ganzen Stadt erzählt, so wie eine andere sehr bekannte mit Racan, die ich nicht wiederholen will. Lieber erzähle ich von den Liebhabereien meines berühmten Oheims. Er hatte deren vielerlei, ungerechnet seine Vertrauten, Sonderlinge, welche die Herzogin von Aiguillon und meine Mutter erbten. Zuerst Boisrobot, den er wegen einer unbedachten Äußerung über sein Stück »Mirame« fortjagte. Über seine Verse, und Alles was damit zusammenhing, verstand der Cardinal keinen Spaß. Er aß häufig bei uns, und vergalt es durch allerlei Geschichten, die er erzählte. Auch der alte La Follone kam nach dem Tode Sr. Eminenz zu uns. Er hatte das seltsamste Tischgebet.

»Lieber Gott- betete er, »laß mich nun gut verdauen, was ich mit so gutem Appetit gegessen.«

Der Ritter von Gramont lehrte dies Gebet acht oder zehn Kindern in seinem Hause, die es regelmäßig beten mußten. An uns versuchte er es nicht, denn er fürchtete meinen Vater, der ihn nicht schonte.

»Hier ist Geld, Bruder«, sagte er zu ihm. »Du brauchst es doch um im Spiel zu betrügen, sonst würdest Du vielleicht Straßenräuber, und henken möchte ich Dich doch nicht gern sehen.«

Marion de Lorme wollte nichts von dem Cardinal von Richelieu

wissen; sie fand ihn zu geizig und klein.«

»Ich habe alle Herren in Europa gehabt«, sagte sie, »und keinen Platz für ihn.«

Er trug ihr dies nach, und brachte es wirklich dahin, daß sie vergessen und verlassen starb, verdrängt durch Ninon, die minder schön war.

Die Herzogin von Chaulnes war nicht so schwierig, und es kam ihr einmal beinahe theuer zu stehen. Eines Abends, als sie von St. Denis zurück kam, wurde ihr Wagen von Offizieren angehalten, die ihr zwei Flaschen mit Tinte im Gesichte zu zerschlagen suchten. Es gibt kein wirksameres Mittel ein Gesicht zu entstellen, und während des Bürgerkrieges machte man sehr häufig Gebrauch davon. Das Glas schneidet in die Haut ein, die Tinte dringt in die Einschnitte, und sie ist nicht wieder zu entfernen. Die Herzogin vertheidigte sich indeß so gut, daß nur ihr Anzug und Wagen beschädigt wurden. Wie oft habe ich mich nach einer solchen Rache gesehnt, wie oft hätte ich mit Freuden einer Nebenbuhlerin die Schönheit entrissen, auf die sie so stolz war! Frau von Montespan z. B. kann sich glücklich schätzen, daß die Rücksicht auf meinen Rang und meine Familie meinem Hasse Schweigen gebot, denn immer fand ich diese Frau auf meinen Wegen, und . . . immer wurde ich durch ihre Schönheit in Schatten gestellt. Noch auf meinem Sterbebette werde ich daran denken, was ich durch sie habe leiden müssen. Noch jetzt, da ich schreibe, ist sie schöner als ich, trotz ihrer Niederkunft und ihrer heftigen Leidenschaften. Sie wird es auch immer seyn.

Die Frau Herzogin von Aiguillon, meine Tante, sonst Frau von Comballot, soll die treueste Geliebte der Eminenz gewesen seyn. Das Verhältniß wurde geleugnet, aber doch nicht so geheim gehalten, daß es unbekannt bleiben konnte. Sie hatte vier Kinder von meinem Oheim; zwei sind gestorben und zwei leben noch. Die Tochter heirathete mit einer schönen Mitgift einen Herrn von Perigord, der sie eingeschlossen hält. Der Sohn, bekannt als Chevalier Duplessis, ist ein schöner Mann, schön wie sein Vater. Wir werden seine nähere Bekanntschaft machen. Haben nicht alle Basiarde dieser Zeit mir nachgestellt? Herr von Lauzun sagte, ich

ziehe alle Kinder der Liebe an.

Der König Ludwig XIII. Starb. Am Ende seiner Tage hatte er eine Manier angenommen: seine Hofherren zu rasieren und man mußte ihn gewähren lassen, wenn man sich nicht seiner Ungnade aussetzen wollte. Mein Vater, der noch nicht Herzog war, aber es zu werden wünschte, hütete sich daher wohl, der königlichen Laune sein Kind zu versagen. Er erzählte dabei seine gewöhnlichen Schnurren; der König lachte und die Hand zitterte ihm.

»Sire, nehmen Sie sich in Acht, Sie werden mich schneiden«, rief der Marschall, der nicht an sich halten konnte, und der eben seines Freimuths wegen in Gunst stand.

»Es ist schon geschehen«, antwortete der Monarch, »und nicht mehr zu ändern, lieber Marschall.«

»So ist es das Künstlerzeichen, Sire, ich werde es bewahren und bei meinem Eide dies Fleckchen unter meiner Lippe behalten, um die Narbe zu verbergen.«

Daher kam die Mode ein Bärtchen unten am Kinn zu tragen, das man royale hieß und das nur durch den Willen eines andern Königs wieder aus der Mode gebracht werden konnte.

Meine Mutter war gutmüthig und fromm, aber auch leichtgläubig; sie glaubte z. B. den Wahrsagern und zog dieselben trotz der Abmahnung ihres Beichtvaters zu Rathe. Mein Vater sagte, sie begehe diese Sünde absichtlich, um sich doch einer einzigen anklagen zu können. Der berühmteste Astrolog war damals Campanella. Der Cardinal hatte ihn aus dem Gefängnisse in Mailand befreit, in welchem er wegen Zauberei saß, damit er dem Dauphin, jetzt Ludwig XIV., das Horoskop stelle. Er brachte ein sehr bemerkenswerthes zu Stande, das bis jetzt in Erfüllung zu gehen scheint.

»Dieses Kind«, hieß es darin, »wird wollüstig seyn wie Heinrich IV. und sehr stolz; es wird lange und unter Mühen regieren, obgleich mit einem gewissen Glück. Sein Ende aber wird ein trauriges seyn und eine große Verwirrung in der Religion und in dem Lande herbeiführen.«

Wenige Tage vor dem Tode Ludwigs XIII. fühlte sich meine Mutter

sehr krank und sie konnte den Gedanken nicht los werden, daß ihr Ende nahe. Sie wünschte indeß ihr Schicksal kennen zu lernen, wahrscheinlich um sich vorzubereiten; auch wollte sie zugleich meine Zukunft sichern und nahm mich mit sich. Wir gingen zu Fuße und verkleidet, das heißt verhüllt in Mänteln, aus. Meine Mutter stützte sich auf den Arm ihres Stallmeisters und der Kammerdiener führte mich an der Hand. Wir kamen an ein einzeln stehendes Haus. Es war von allen Seiten geschlossen und von einem Garten umgeben, welcher der Feuchtigkeit des Bodens wegen früher und später grün war, als die andern. Es hatte ein trauriges Aussehen, wie ein Aufenthaltsort von Büßenden. Ich verlor einen Schuh indem Schmutze, da ich nicht lange gehen konnte und weinte, als ich mich so weit von jeder menschlichen Wohnung, wie in einer Einöde, sah.

Man klopfte, die Thür öffnete sich weit, ohne daß man Jemanden bemerkte, wir traten ein und ein häßlicher verwachsener Zwerg erschien auf der Schwelle des Hauses. Er winkte uns stehen zu bleiben und eine Stimme wie aus der andern Welt fragte, wen wir suchten.

»Den berühmten Campanella«, antwortete meine Mutter zitternd.

»Warum?«

»Um die Wahrheit über unser Schicksal zu erfahren.«

»Besitzt Ihr Glauben?«

»Ohne Zweifel.«

»So tretet ein.«

Wir gingen hinein. Meine Mutter glaubte unsere Begleiter an der Thür lassen zu müssen, und wir traten allein in das Heiligtum. Campanella war von einem langen Gewande in Schwarz, Violett und Roth umhüllt; er trug eine große dunkelblaue spitze Mütze mit einigen Glöckchen oben daran, welche betäubenden Lärm machten, wenn er denselben bei seinen Zaubereien für zweckdienlich hielt. Er hatte einen sehr langen ehrwürdigen weißen Bart. Er stand nicht auf, sah uns aber mit schwarzen funkelnden Basiliskenaugen an, dann streckte er den Arm aus und winkte meiner Mutter Platz zu nehmen. Sie setzte sich; ich blieb furchtsam stehen. Mit einer Gebärde berief er mich zu sich.

»Wollen Sie das Schicksal dieses Kindes erfahren, Madame?«

Meine Mutter nickte nur bejahend, denn zu antworten hatte sie nicht die Kraft. Er nahm meine Hand, machte sie fast mit Gewalt auf, betrachtete sie, während er die Züge meines Gesichtes verglich, und schüttelte unzufrieden mit dem Kopfe.

»Glück nicht«, sagte er, »Macht, Reichthum, Ehren, fast ein Diadem. Viele Thränen, aber ein stolzes Herz. Kind, mißtraue allen Montagen, mißtraue den grünen Augen, mißtraue den Schmeichelzungen . . . Du wirst gegen deinen Willen eine Krone tragen, Du wirst jung sterben . . . Ein seltsames Gestirn leitet dein Geschick; Du wirst von Vielen geliebt werden, besonders von Kindern ohne Mutter. Du selbst wirst Kinder haben, die Du nicht liebst . . . Gedenke eines Tages dessen was ich Dir heute verkündige; dein Stern steht nicht fest und Du wirst gleich ihm dunkle Zeiten haben. Geh, deine Gedanken gefallen mir nicht; sie sind traurig und stoßen mich ab. Schön aber wirst Du seyn.«

Das Blut meines Vaters hat sich immer stark in mir geregt, selbst in so frühem Alter. Ich richtete mich stolz empor; die Zauberei Campanella"s erschreckte mich nicht, ja ich würde dem Teufel selbst entgegengetreten seyn.

»Das ist unartig gesprochen mit der Tochter des Marschalls von Gramont«, sagte ich ihm . . . »Wenn es Ihnen bei mir nicht gefällt, so gefallen Sie mir auch nicht und ich weiß nicht, warum ich hierher geführt worden bin.«

Ohne mich umzusehen, ob meine Mutter mir folge, ging ich in das Vorzimmer, in welchem der verwachsene Zwerg stand, und suchte die Thür, fand sie aber nicht. Er i sah mich schweigend und unbeweglich an.

»Wo komme ich hinaus?« fragte ich keck.

»Man hat mir nicht befohlen Jemanden zu öffnen«, antwortete er mir.

Ich erstickte fast vor Zorn . . . Niemand widersprach mir ja; der ganze Hof hatte mich verhätschelt, um meiner Mutter zu schmeicheln, der Nichte des Cardinals, und ein armseliger Zwerg wagte mir ungehorsam zu seyn! Ich kehrte in das Zimmer zurück, wo

meine gute Mutter in Entschuldigungen sich erschöpfte und Himmel und Erde versprach, um die Prophezeiung zu ändern. Ich hörte Campanella sagen:

»Dazu kann ich nichts thun, Madame; ich bin nicht das Geschick. Das so stolze Mädchen wird einen Herrn finden, einen harten unbarmherzigen Herrn und sie wird sich beugen vor ihm.«

»Das ist gelogen«, rief ich dazwischen, »ich werde mich vor Niemanden beugen; machen Sie mir auf, ich will fort von hier. Ich beschwere mich bei meinem Vater, ich erzähle ihm, wohin man mich gebracht hat, und dann wollen wir sehen, Herr Zauberer, ob Sie gegen ihn auch so reden.«

Meine Mutter wurde leichenblaß. Sie fürchtete ihren Gatten, sie fürchtete Guiche und mich, vor allen aber fürchtete sie meinen Oheim, den Ritter, der sie neckte und höhnte und selbst meinen Vater in Harnisch zu bringen verstand. So scheute sie sich sehr vor meinem Berichte über den Besuch.

»Kind«, sagte sie, »das wirst Du nicht thun.«

Ich war bereits wieder zu dem Zwerge zurückgekehrt, dem Campanella mit Donnerstimme zugerufen hatte:

»Laß sie gehen!«

Wir gingen hinaus und trafen unsere Leute, die in höchster Angst auf uns warteten. Das dumme Volk! Ich weiß wohl, daß es in der Gegend zu solcher Zeit grauenhaft war. Man hörte seltsames Geräusch, Geschrei und Rufe von aller Art und Fußstritte in der Ferne. Es war unterdeß Abend geworden. Das Kloster St. Lazarus, das in dieser Gegend stand, zeigte seine dunkeln Gebäudemassen und die Mauer seines ungeheuren Gartens. Aus Vorsicht hatten wir Fackeln mitnehmen lassen und ein Diener zündete sie an. Zu Fuße gingen wir bis an die Stelle, wo der Wagen auf uns wartete. Ich war noch immer sehr aufgebracht und weder die Bitten noch die Drohungen meiner Mutter vermochten mich zu besänftigen.

Als wir in unserm Hause ankamen, begegnete ich Guiche, der sich eben mit seinem Gouverneur zu dem Herzoge von Beaufort begab. Wie gewöhnlich neckte er mich über mein stolzes Aussehen, was mich noch mehr aufbrachte. Ich lief geradewegs zu meinem Vater.

»Papa,s sagte ich, »verboten Sie doch der Frau Mutter mich zu Leuten zu bringen, welche mir nicht mit der gebührenden Achtung begegnen.«

Der Marschall lachte und zog mich zu sich.

»Man ist dem Fräulein von Gramont nicht mit der gebührenden Achtung begegnet? Wer hat sich dieser Sünde schuldig gemacht?«

»Ein Zauberer, bei dem Kloster St. Lazarus, ein italienischer Mönch, der Glöckchen an seiner Mütze trägt wie die Possenreißer des Herrn Cardinals.«

»Schon wieder! Die arme Marschallin wird noch alle diese Gaukler auf meine Kosten bereichern . . . Was hat er Dir prophezeit?«

»Para, ich würde einen Herrn bekommen und mich vor ihm beugen, vor ihm knien!«

»Der grobe Mensch! dem Fräulein von Gramont einen Herrn!«

Wenn mein Vater mich so titulierte, spottete er über mich und jetzt erzürnte er mich damit noch mehr.

»Auch Sie, Herr Papa, verspotten mich?« rief ich aus.

Da sagte mein Vater die denkwürdigen Worte, die ich nie vergessen habe:

»Wie Schade, daß das Mädchen den Namen Gramont nicht das ganze Leben über führen kann! Sie würde ihn besser wahren als ihre Brüder, sie würde ihn so hoch stellen wie ich. Sie hat mein echtes Blut.«

Eine weitere Folge hatte die Sache nicht. Meine Mutter sprach nie wieder mit mir davon; sie fürchtete zuerst mich zu erzürnen.

Mademoiselle fiel es um diese Zeit ein, uns in die Tuileries zu bescheiden, um mit uns zu spielen; obwohl sie viele Jahre älter war als ich, gehörte ich doch zu den Auserwählten Sie ließ ihre Schwestern zu sich holen, die Töchter aus der zweiten Ehe Monsieurs (des Bruders des Königs), die so ziemlich in meinem Alter und selbst jünger waren. Mir gefielen diese Spiele nicht. Ich mußte mich den Wünschen und Launen der Prinzessinnen fügen und das behagte mir gar nicht. Mademoiselle besonders, die so stolz war wie ich, brachte mein Blut oftmals in Wallung, — in Ahnung

wahrscheinlich, denn sie gehört zu den Personen, die ich am meisten gehaßt habe und mit dem größten Rechte. Sie fing damals an einen noch sehr jungen Knaben bei sich zu haben, den außerehelichen Sohn ihres Vaters und einer gewissen Louison Roger, die er während seines Aufenthaltes in Blois und Tours kennen gelernt und geliebt hatte. Das Mädchen war schön und geistreich, durfte aber nicht an den Hof kommen. Mademoiselle selbst hatte sie häufig gesehen und ihr den kleinen Chevalier von Charny abgenommen, angeblich um ihrem Vater eine Freude zu machen, eigentlich aber um ihre Stiefmutter zu ärgern, Margaretha von Lothringen, welche ihr Vater Gaston Allen zum Trotz heirathete und die besonders Mademoiselle von ganzem Herzen haßte.

Charny war ein allerliebster Knabe. Sobald er mich sah, hing er sich an meine Kleider und verließ mich nicht mehr. Auch mir gefiel er und so liefen wir beide Hand in Hand umher, während sich Niemand um uns kümmerte, bis zum Gasthause Renard's in dem Garten der Tuilerien. Hier nahm mein Begleiter eine wichtige Miene an und fragte mich, ob ich ein Geschenk oder etwas zu Essen ausschlagen werde.

»Ich werde zu Renard gehen«, sagte er; »er kennt mich und wird uns sogleich geben was wir haben wollen. Da ist auch mein Vetter Beaufort.«

»Dein Vetter Beaufort!« wiederholte ich erstaunt.

« Ja«, antwortete er ganz gelassen; »Beaufort ist der Enkel Heinrichs des Großen und ich bin es auch, Mademoiselle ist die Enkelin; von welcher Seite bleibt sich gleich.«

Ich wollte dagegen sprechen, denn die Eitelkeit kam mir doch zu groß vor, aber mir kam ein Plänchen in den Kopf und das wollte ich ausführen; darum durfte ich mich mit Charny nicht veruneinigen. Seit ich Philipp und dessen hübsche Wohnung gesehen, auch Milch mit ihm getrunken hatte, sehnte ich mich fortwährend, zu ihm zurückzukehren. Man schlug es mir natürlich ab. Der glückliche Ausflug jetzt mit meinem neuen Freunde brachte mich auf den Gedanken einen weiteren zu versuchen.

»Hast Du einen Gouverneur?« fragte ich.

»Nein, eine Gouvernante.«

»Ist sie gut und nachsichtig?«

»Sie thut alles was ich haben will.«

»Ist sie sehr alt?«

»Ja, wenigstens fünfzig Jahre, glaube ich. Warum?«

»Weil die alten Gouvernanten nichts abschlagen können . . . Hast Du einen Wagen?«

»Ja, für mich und meine Gouvernante.«

»Gut, wir wollen die Gouvernante und den Wagen holen und spazieren fahren.«

»Recht gern, aber was wird Mademoiselle sagen?«

»Wer soll es ihr sagen? Wenn sie es hinterher erfährt, wird sie Dich schelten; Du lässest sie schelten, haben wir doch ein Vergnügen gehabt.«

Wir gingen, ohne daß Jemand sich um uns bekümmerte; Beaufort und seine Freunde waren in dem Gasthause, tranken, zankten und sahen uns nicht. Die Gouvernante Gothon machte uns nicht einmal Vorstellungen; es wurde angespannt und wir fuhren jubelnd nach dem Walde von Vincennes. Meine Mutter, meine Gouvernante hatte mich in die Tuilerien gebracht. Meine Mutter glaubte, ich sey bei der Gouvernante, Frau von Besté, und diese meinte, ich sey bei meiner Mutter. Man hatte die großen Appartements geöffnet, um uns für unsere Spiele mehr Raum zu geben. Charny lief den ganzen Tag in dem Hause umher und Mademoiselle, die ihn mehr aus Stolz als Liebe protegierte, achtete nicht auf ihn, da sie sich auf Gothon verließ.

Wir kamen in das Schloß von Vincennes. Wie das erste Mal ließen wir unsere Leute da und ich ging als Führerin voran. Ich werde diesen Tag nie vergessen, denn er hatte ohne Zweifel großen Einfluß auf mein Leben. Charny und ich sprangen und hüpfen um die Gouvernante her. Wir hatten nur zwei Lakaien bei uns und Niemand hatte unsern Rang geahnt. Charny, der noch toller lief als ich, wollte über einen Graben springen und zerriß sich die Höschen, was ein großes Ereignis war, bei dessen Abstellung ich anständiger

Weise nicht seyn konnte.

»Nehmen Sie sich Zeit!« rief ich der Gothon zu. »Ich sehe dort das Haus und weiß den Weg.«

Ich näherte mich wirklich dem Garten und gelangte hinein, aber das Haus war verschlossen. Die Schwester meiner Wärterin hatte bei meinem ersten Besuche hinter dem Hause einen Eingang gefunden; ich bedachte mich also nicht lange, eben da zu suchen. Ich fand auf dieser Seite einen ziemlich düsteren Hof, dann Stufen; kein Mensch ließ sich sehen; überall herrschte die tiefste Stille, die Thür aber gab unter meinen Händen nach und ich gelangte in eine Halle, wo ich mehre andere Thüren, aber ebenfalls keine Menschen sah.

Stimmen aber hörte ich und sie lockten mich zu einer Thür hin, einer schönen Treppe gegenüber. Ich horchte hier. Philipp war unzweifelhaft darin, denn ich hörte ihn auf leiser gestellte Fragen antworten. Es kaut mir nicht in den Sinn lange mich zu besinnen, sondern ich klopfte mit aller Kraft an und rief: »Philipp! Philipp!«

Die Thür wurde geöffnet und ich blieb wie eingewurzelt stehen, denn vor mir erblickte ich die Königin Anna von Österreich und den Cardinal Mazarin, welcher meinen großen Oheim gefolgt war und den ich recht wohl kannte.

»Die kleine Gramont!« sagte die Königin und runzelte die Stirne.

»Was soll das heißen?«

Drittes Kapitel.

Frau von Rougemont war gleich mir wie erstarrt, denn trotz meiner Keckheit imponierte mir die Königin gewaltig. Die Königin Anna war schön aber weder gütig noch einnehmend, als gegen die, welche sie an sich fesseln wollte. Sonst verriethen ihr kaltes Gesicht, ihre lebhaften und ruhigen Augen, ihre spöttische Lippe mehr Würde als Anmuth; sie war heftig und zornig, was man in der Fronde gesehen hat. Bei der jetzigen Gelegenheit konnte sie sich durchaus nicht beherrschen. Sie faßte mich am Arme und schüttelte mich stark.

»Was suchst Du hier? Antworte.«

Ich sing an mich zu erholen und wagte die Augen aufzuschlagen.

»Ich wollte Philipp besuchen.«

Sie zog mich in die Mitte des Zimmers und setzte sich auf einen Stuhl unter dem Porträt der Einsiedlerin aus Liebe, von dem ich bereits gesprochen habe.

»Sag mir, sag mir, kleine Unglückliche, wer hat Dich den Weg gelehrt?« fuhr sie fort.

Frau von Rougemont, die von ihrer Furcht auch etwas sich erholt hatte, nahm das Wort, ehe ich antworten konnte.

»Wenn es Ew. Majestät genehm ist, sagte sie, »so will ich erzählen was geschehen ist.«

Sie erzählte mit wenigen Worten unser erstes Zusammentreffen und wie der Zufall mich daher geführt; auch vergaß sie nicht zu erwähnen, daß sie meiner Gouvernante verboten habe, wieder daher zu kommen, und daß es diese ihr versprochen.

»Gleichviel; es ist Ihre Schuld, Madame; Sie hätten die Bäuerin nicht ausnehmen sollen, Sie hätten . . .

Die Königin war so aufgereggt, daß sie ohne Zweifel etwas Unziemliches gesagt hätte. Herr von Mazarin unterbrach sie mit einer Gebärde und sprach lange leise in spanischer Sprache mit ihr, welche ich damals, wie alle Personen am Hofe, zu erlernen anfang,

von der ich aber noch zu wenig verstand, um Alles errathen zu können. Einige Worte indeß faßte ich auf und diese Worte konnten mir nur ein Staatsgeheimnis verrathen. Welches war dasselbe? Man sagte es nicht. Am meisten fiel mir die süßliche Stimme des Cardinals auf, sein einschmeichelnder Ton die Art wie die Königin denselben aufnahm und wie er ihren Zorn besänftigte. Noch etwas war mir aufgefallen; die Königin und der Cardinal waren verkleidet; die Königin als Bürgerfrau, der Cardinal als Kavalier und zwar so gut, daß ich die Königin wahrscheinlich nicht erkannt, wenn sie mich nicht angeredet hätte. Sie waren allein: ich bemerkte keinen Diener; sie waren in einem schlechten Reisewagen gekommen, den ich unter den Bäumen stehen sah, unter denen man ihn versteckt hatte. So jung ich war, war ich doch für den Hof geboren und so sehr die Tochter des Marschalls von Gramont, daß ich etwas Wichtiges und Schwieriges ahnte; instinktmäßig und ohne mir selbst Rechenschaft abzulegen, erkannte ich, daß ich schweigen mußte.

Die Königin antwortete dem Cardinal noch ziemlich lebhaft, der dann wieder entgegnete, immer in demselben Tone.

»Wo ist diese Gouvernante?« unterbrach sie ihn. »Wie konnte sie wagen nach dem was ihr gesagt worden ist?«

Der Cardinal winkte mit der Hand als wollte er sie bitten, sie möge Geduld haben, dann rief er mich und fragte: »Mit wem bist Du gekommen?«

Ich erzählte nun meinerseits ruhig und deutlich meine Flucht und daß Charny und Gothon in dem Walde auf mich warteten. Er hörte mich gelassen an, nicht so die Königin, die einfiel:

»Charny? die ganze Hölle ist ja aber losgelassen.«

»Beruhigen Sie sich, erhalten Sie sich Ihre Geduld; wir erfahren alles; das Übel ist vielleicht nicht so groß.«

Das Verhör wurde fortgesetzt.

»Weiß der Herr Marschall, dein Vater, von deinem Hierseyn?«

»Nein.«

»Warum nicht?«

»Weil er mich oft schilt; deshalb sage ich ihm nicht was ich thue.«

Der Cardinal lächelte und das Verhör ging weiter, dann sprachen sie wieder leise miteinander. Die ganze Zeit über hielt sich Philipp hinter dem Kleide der Frau von Rougemont versteckt und wagte nur einige Male nach mir hervorzusehen; er fürchtete sich weit mehr als ich. Ich zuckte nicht mit den Wimpern. Die Königin hörte mit Ungeduld zu, streckte die Hand aus, musterte mich mit zornigen Blicken und sagte:

»Kehre dahin zurück, woher Du kamst: nimm Charny mit Dir und wenn Du jemals . . . «

»Ich bitte um Vergebung, Madame«, fiel der Cardinal ein . . . »Mein liebes Kind, Du bist verständig und verschwiegen und wirst es jetzt beweisen, indem Du keinem Menschen sagst, was Du heute gesehen hast. Der Herr Marschall würde sehr erzürnt gegen Dich seyn und Dich für lange Zeit nicht aus dem Hause lassen . . . «

»Sie haben Recht; ich werde daran denken.«

»Dieses kleine Mädchen«, sagte die Königin, die noch immer dem Zorne nahe war; man sollte sie . . .

Ich wollte kein »kleines« Mädchen mehr seyn, nahm also all meinen Stolz Zusammen und antwortete:

»Sie werden sehen, Madame, ob ich ein kleines Mädchen bin.«

»Führen Sie das Mädchen hinaus, hinaus, Frau von Rougemont! Sie soll fort! Verschließen Sie alle Thüren; lassen Sie Philipp bei mir. Gehen Sie! Gehen Sie!«

Ich hörte, daß sie spanisch leiser zu dem Cardinal hinzusetzte:

»Man sollte sie lebenslänglich einsperren.«

»Und ihr Vater?« warf der Cardinal ein.

Ich drehte mich heftig erzürnt um; Frau von Rougemont schloß die Thür und zog mich mit sich fort; sie überschüttete mich mit Vorwürfen und drohte mir mit den fürchterlichsten Strafen, wenn ich wieder käme oder etwas erzählte. Ich antwortete ihr gar nicht. Ich fing an mich zu fürchten; die Frau erschreckte mich mehr als die Königin, denn sie war häßlich. Wir gelangten dahin, wo der Wagen stand; der Mann, welcher ihn bewachte, war derselbe, welcher bei meinem ersten Besuche den Tod meines Großoheims angekündigt

hatte. Wir sprachen mit ihm.

Charny und Gothon erwarteten mich.

Frau von Rougemont ging gerade auf sie zu.

»Ich bringe Ihnen hier die kleine Unvorsichtige zurück«, sagte sie; »ein anderes Mal folgen Sie ihr nicht zu Personen, die Sie nicht zu sehen wünschen. Sie mögen sich glücklich preisen, daß man Mademoiselle nicht anzeigt, wie Sie die Kinder entführen.«

Ohne weiter etwas hinzuzufügen, kehrte sie um, Gothon nahm mich an die eine, Charny an die andere Hand und versuchte in großer Verlegenheit zu dem Wagen zu gehen.

Nun brach mein Unwille los. Ich weinte und schrie; Charny stimmte ein, ohne zu wissen warum. Gothon zog uns trotz unserm Widerstreben fort und wäre gern weit hinweg gewesen. Ich erinnere mich nicht mehr was ich dachte, gewiß ist aber — was man vielleicht nicht glaubt — daß ich kein Wort über die Sache sagte. Die Königin und Mazarin beobachteten mich und mein Schweigen erwarb mir ihre Gunst. Die Königin Mutter empfing mich bis zu ihrem Tode stets mit der höchsten Auszeichnung; nach meiner Heirath bezeichnete sie mich als Ehrendame der jungen Königin, und als der König die Stelle einer seiner Getreuen geben wollte, setzte sie doch ihren Willen durch. Der Cardinal Mazarin veranstaltete meine Vermählung mit dem Fürsten von Monaco. Er hielt viel von mir und sagte es Jedem, der es hören wollte. Niemals wurde übrigens zwischen uns jener Vorfall wieder erwähnt, aber es ist doch wahr, daß dieser Tag über mein Schicksal entschied, denn er führte später meine Heirath herbei. Ohne Mazarin, der durchaus Monaco für mich haben wollte und meinen Vater für diese Verbindung gewann, hätte ich mich wahrscheinlich mit dem verheirathet, den ich liebte.

Es ist nun Zeit, ihn in mein Leben einzuführen; es ist die Zeit, von wo an sein Name jeden Augenblick mir in die Feder kommen wird, denn von da an ist er nicht aus meinem Herzen gekommen. Niemand weiß es, wie sehr ich diesen Mann geliebt habe, Niemand weiß, wie sehr ich ihn noch liebe und wie sehr der Schmerz die Krankheit steigert, der ich bald unterliegen werde. Nur einige Jahre noch habe ich vor mir, aber gleichviel; ich bin nicht mehr jung, ich bin

nicht mehr schön, ich kann nicht Königin seyn, habe also weder Glück noch Macht zu erwarten; warum also leben?

Der König Ludwig XIII. starb, ich erinnere mich wohl; ich erinnere mich der großen Trauer und weiß auch noch, daß ich selbst bei dem ersten lit de justice des kleinen Königs Ludwigs XIV. War. Ich erinnere mich seines Ernstes, besonders auch, wie sehr mir seine Ähnlichkeit mit meinem Freunde Philipp auffiel. Wenige Tage nach jener Feierlichkeit reisten wir nach dem Schlosse Bidache, meine Mutter und ich. Wir sollten nur einige Monate bleiben, damit sie sich erhole, — es war der letzte Heilungsversuch. Mein Vater verlangte, daß ich und Louvigny sie begleiten; den Grafen von Guiche behielt er bei sich. Meine Schwester war noch nicht geboren, wohl zu bemerken, folglich hatte die gute Marschallin in dieser Welt wohl noch etwas zu thun. Sie erholte sich wirklich wunderbar bei diesem Sommeraufenthalte und ließ mir und meinem Bruder alle mögliche Freiheit. Wir liefen in der Gegend umher; ich ritt, ich kletterte auf die Berge, machte mich sehr beliebt da, wo wir Souveräne waren und wo man mich fast anbetete.

Eines Abends kamen wir von einem weiten Ausfluge mit einem Gefolge von Knaben zurück, welche uns den ganzen Tag die Wege gebahnt hatten und die in der Küche zu essen erhielten. Noch naß von einem heftigen Regen kam ich in das Zimmer meiner Mutter; sie küßte mich, schalt halb wie gewöhnlich und sagte der Gouvernante, mir ein anderes Kleid für das Abendessen anzuziehen.

»Wir haben Besuch«, setzte sie hinzu.

»Wen?«

»Einen Verwandten, mein Kind, einen Vetter des Herrn Marschalls, den Marquis von Nompars de Caumont; er kommt hierher, um uns seinen Sohn zu übergeben, den jungen Grafen von Peguilhin, dem dein Vater erlaubt in seinem Hause sich zu bilden. Wir werden ihn mit nach Paris nehmen.«

Das fiel mir nicht auf und doch war es meine ganze Zukunft. Ich ging in mein Zimmer hinauf, man kleidete mich an, dann spielte ich noch eine kurze Zeit mit meinen Puppen und als das Souper aufgetragen war, führte mich Frau von Basté dahin; das war eine

immer neue Freude; wenn der Marschall zugegen war, aßen wir nie mit an der Tafel.

Bei dem Eintritt in das Zimmer fand ich die angemeldeten Personen; ich machte dem Marquis meine Verbeugung, der mir dann seinen Sohn vorstellte.

Ich sah den jungen Grafen an, denn schüchtern war ich nicht, und ich fand an ihm etwas, das mir besonders gefiel, ich weiß nicht was. Er war sechs Jahre älter als ich und sah schon wie ein Herr aus, ob er gleich noch klein war. Ich glaube, es ist hier der Ort ihn zu beschreiben, wenn auch nicht wie er damals war, sondern wie er später wurde, der Mann, der so viel an dem Hofe galt und sein Glück durch Mittel machte, die Andere ins Verderben gestürzt haben würden, um später an Hindernissen zu scheitern, welche die Ungeschicktesten beseitigt hätten. Er war zur Zeit des Beginns unserer Bekanntschaft ein jüngerer Sohn, sehr arm, ohne irgend eine Hoffnung als die Gunst meines Vaters und seine eigene Gewandtheit. Noch nie war er aus der Gascogne, seiner Heimat, gekommen; er war ein geborener Gascogner und wird wahrscheinlich als solcher sterben. Wenn er je aus dem Gefängnisse kommt, wird er wieder Leute irreführen, denn er hat das Bedürfnis zu täuschen, mehr aber noch das Bedürfnis zu herrschen.

Paguilhin, später Graf von Lauzun und unter diesem Namen so allgemein bekannt, ist mehr klein als groß, mehr hager als voll, mehr blond als braun, ich möchte fast sagen, mehr häßlich als schön; aber es kann auch keinen angenehmeren, besser gewachsenen, vollendeteren Mann geben, sobald er will. Sieht man ihn zum ersten Male, so fällt er nicht auf; hat man ihn aber bemerkt, so kann er später nicht mehr unbeachtet bleiben. In seinem Wuchs hat er eine gewisse Leichtigkeit, eine Anmuth, eine Keckheit möchte ich sagen, die ich nur bei ihm gefunden habe. Sein Fuß und seine Hand sind die seiner Familie und seines Landes; damit ist Alles gesagt. Er hat schöne Waden und zeigt sie; gern; die Manschettenstiefel gefallen ihm nicht, er liebt die jetzige Art mehr.

Sein Charakter ist unternehmend und tollkühn. Er; besitzt einen eisenfesten Willen; er beugt sich nie, lieber bricht er. Sein Geist ist

glänzend und reich an Witz, aber auch an Seltsamkeiten. Er denkt wie in Romanen und träumt von Dingen, die bei jeden Andern unmöglich seyn würden, bei ihm aber sich verwirklichen. Sein Muth braucht nicht gerühmt zu werden, denn er ist bekannt genug. Sein Ehrgeiz ist seine Haupttriebfeder, der Götze dem er Alles opfert.! Er wurde der Günstling des Königs, ohne es zu suchen, zufällig und erhielt diese Gunst, ohne sich jemals den Anforderungen des Monarchen zu beugen; ja er ist barsch aufgetreten und hat Ludwig XIV. Dinge gesagt, die kein Anderer zu sagen gewagt haben würde. Der König liebte ihn mehr, als er den König. Mein Vater beschrieb diese Stellung in seiner gewöhnlichen zynischen Weise vollkommen mit den Worten:

»Lauzun steht mit Sr. Majestät dem Könige von Frankreich wie ein Freudenmädchen mit einem jungen armen Adeligen aus der Gascogne.«

Er drückte es aber noch derber aus.

Ein Herz hat Lauzun nicht; er liebt nichts, hat niemals etwas geliebt, denn er ist ein vollendeter Egoist. Keinen Pfifferling gäbe er für uns Alle, die wir ihn geliebt haben. Übrigens ist er so stolz wie ich, was nicht wenig sagen will. Er hat mich beherrscht und beherrscht mich noch in dem Maße, daß ich alles für ihn im Stiche lassen würde. Mit Freuden verschenkte ich das Fürstenthum Monaco an den, welcher ihn aus Pignerol heraus brächte; Herr von Valentinois würde es nur nicht ausliefern. Lauzun seinerseits würde mich darum nicht mehr lieben, sobald er einmal wieder die Freiheit hätte.

Sein Charakter ist unfügsam, er gibt nicht nach und duldet keinen Widerspruch. Mit der Frau von Montespan hatte er so heftige Auftritte, daß sie einander hätten die Augen auskratzen können; sie sind beide gleich boshaft. Er vergißt und verzeiht nicht. Wer ihm etwas zu Leid gethan hat, absichtlich oder nicht, kann sicher darauf rechnen, daß er früher oder später dafür büßen muß. Kurz er ist der vollständigste Verein von Fehlern und Lastern, die man unwillkürlich liebt, obwohl man sie kennt und selbst verabscheut. Viele Frauen haben ihn geliebt; keine konnte ihm widerstehen, wenn sie auch zu

ihrem Schaden erfuhr, wie weniger diese Liebe verdiene. Er besitzt einen verblendenden Zauber, der berauscht, und er entschädigt in einer Stunde für viele Jahre des Leidens; wenn er will, macht er aus dem elenden Leben ein Paradies, das man gegen das Himmlische nicht hingeben würde.

Ich weiß vollkommen was er mir gewesen ist, welchen Kummer, welche Schmach und welche Demüthigungen er mir gebracht bat; ich hasse ihn darum auf den Tod. Man halte das nicht für unmöglich und frage Mademoiselle, wie es darum steht. Dieser Mann hat die Bestimmung, alle stolzen Frauen zu demüthigen.

So ist der Mann; kehren wir zu dem Knaben i»zurück.

An jenem Abend benahm er sich entsprechend; er sprach wenig und spielte mit Louvigny, der jünger als er war. Als ihn aber mein Bruder im Scherz und ohne es zu wollen und zu wissen, auf die Wange schlug, wurde er blaß wie ein weißes Tuch, trat zu meiner Mutter und sagte in dem Unwillen, den man so schwer beherrschen kann:

»Frau Marschallin, hat man dem Grafen von Louvigny noch nicht gesagt, daß man einen Edelmann nie ins Gesicht schlägt?«

Wie groß er in diesem Augenblicke war!

Am Tage darauf reiste sein Vater wieder ab und er wurde Tischgenosse in unserem Hause. Der Herr Marschall hatte es befohlen, auch daß man ihn wie einen meiner Brüder behandle und keinen Unterschied mache. Die Nompars sind aus sehr vornehmer Familie und mein Vater wußte es wohl.

Man hat von mir gesagt, ich sey eigentlich nie Kind gewesen. Es war noch schlimmer und wir wurden nach Paris zurück gerufen. Die Unruhen begannen bereits. Mein Vater wollte sein Haus aus großem Fuße erhalten und dazu bedurfte er seine Frau, nicht daß sie irgend wie mit thätig sey; ihre Gegenwart und ihr Name war alles. Während der Reise, die wir meine Mutter und ich im Tragsessel machten, schmollte Peguilhin fortwährend mit mir und blieb immer bei dem Gouverneur und meinem Bruder, entweder in deren Wagen oder zu Pferde. Er war eifersüchtig aus Guiche, weil ich mich freute, diesen wieder zu sehen.

»Sie lieben also nur Ihre Brüder, Cousine?« fragte er mich.
»Meinetwegen; lieben Sie diese, ich werde Sie nun nicht mehr lieb haben.«

Ich weinte darüber sehr, denn meine Brüder standen ihm in meinen Herzen sehr nach. Erst nach Paris schlossen wir wieder Frieden, lange nachher. Wir sahen einander wenig. Er folgte überall hin dem Marschall und meinen Oheimen. Der Chevalier von Gramont fand bei ihm vortreffliche Anlagen und sagte, er werde dieselben ausbilden. Eine schöne Bildung.

In unserem Hause wurde es gar nicht mehr leer, denn mein Vater zögerte noch; er entschloß sich nicht rasch und wag erst das Für und Wider ab. Der Hof machte ihm tausend Versprechungen, die er anhörte; die Gegenpartei überbot sie noch. Oftmals konnte er kaum noch ausweichen und dann antwortete er:

»Ich habe Kinder und muß an diese denken.«

Dann machte er eine tiefe Verbeugung und drehte sich um.

Ich werde in Kürze erwähnen, was ich von der Frondezeit weiß, die Auftritte, die ich gesehen, in denen ich selbst eine Rolle gespielt habe. Das Übrige wird man bei allen Geschichtsschreibern finden. Ich schreibe ja auch meine Geschichte nur. Ich war noch zu jung damals. Wäre ich älter gewesen, hätte ich vielleicht auch Abenteuer gesucht, wie Mademoiselle, und von mir reden gemacht.

Der Marschall entschied sich endlich und zwar für den Hof. Meine Mutter trug durch ihre unablässigen Bitten viel dazu bei.

Denken Sie an meinen Oheim«, sagte sie zu ihm; »bedenken Sie, daß er unsere Ehe veranlaßt hat und daß Sie sich unmöglich gegen den König, gegen den Cardinal Mazarin, seinen Zögling, erklären können.

Es war immer und ewig das alte Lied.

Herr von Beaufort kam selbst, um meinem Vater Vorwürfe zu machen.

»Wir rechneten auf Sie, Herr Marschall«, sagte er sehr ärgerlich.

»Ich selbst rechnete daraus, aber sehen Sie, Frau von Gramont bestand darauf . . . Sie errathen . . . die Erinnerung an ihren

Oheim . . . Trotz allem dem bin ich ganz und gar der Diener des Hauses Vendome.

»Sie spielen ein böses Spiel, ich mache Sie in vor- s aus darauf aufmerksam. Ich habe das Volk für mich und wenn Ludwig XIV., der arme Unschuldige, der König des Abels ist, so bin ich . . . «

»Der Marktkönig, ich weiß es wohl.«

Er gab ihm zuerst diesen Titel und der Herzog von Beaufort war einfältig genug, ihn für eine Schmeichelei zu halten. Am nächsten Tage war der neue Titel in der ganzen Stadt bekannt und man nannte ihn nicht mehr anders.

Einige Wochen nachher wurde Beaufort verhaftet. Als mein Vater an diesem Tage nach Hause kam, küßte er meine Mutter, was er sonst nie that, und sagte:

»Sie sind eine außerordentlich kluge Frau.«

Die arme Frau glaubte umsinken zu müssen.

Um dieselbe Zeit geschah etwas, was ich nie vergessen werde. Ich spielte, wie auch Peguilhin, eine Rolle bei der Sache und wir haben oftmals das Geheimnis zu ergründen versucht, ohne daß es uns gelang. Eine einzige Person hätte uns Aufklärung geben können, und diese sprach nicht, — der Cardinal selbst, mein Vater und meine Mutter haben nicht mehr erfahren als wir. Es war Folgendes:

Eines Tages kam mein Oheim, der Chevalier, der leichtfertige Mensch, sehr frühzeitig zu meinem Vater. Er hatte die feierliche Miene, die immer etwas verräth, besonders bei Leuten dieser Art. Mein Vater bemerkte es sogleich.

»Was gibt es?« fragte er. »Du siehst ja aus, als hättest Du die Welt zu tragen.

»Ich möchte mit Dir allein reden . . . ich bitte die Frau Marschallin um Vergebung, die Kinder . . . «

»Sie werden mit der Mutter gehen, selbst dein Zögling, dem Du so schöne Dinge lehrst.«

Wir gingen wirklich fort. Was geschehen ist, weiß ich nicht genau. Der Chevalier brachte seinem Bruder einen Brief, der von einem

Unbekannten an feiner Thür abgegeben worden war. In dem Briefe meldete man dem Marschall, er möge an diesem Abende um neun Uhr sein Haus einem Freunde zur Verfügung stellen, damit dieser da einen Fremden empfangen könne. Diese Zusammenkunft sey ein wichtiges Geheimnis und deshalb dürfe Niemand in der Wohnung seyn, weder der Marschall noch dessen Gemahlin. Der Brief trug das den Dienern Anna's von Österreich wohlbekannte Zeichen, durch das sie ihnen ihren Willen kund that. Mein Vater mußte gehorchen; mein Oheim begriff die Sache nicht, da er nur Mittelsperson und aus guten Gründen in die Politik nicht eingeweiht war.

Die Befehle wurden ausgeführt. Diese gute Zeit der Fronde war sehr seltsam; es kamen die unerhörtesten Dinge vor, ohne daß sich Jemand darüber wunderte. Erzählen kann man unmöglich alle und wenn man tausend Bände mit Memoiren aus dieser Zeit füllen wollte. Alle Männer und alle Frauen intrigierten, ein Jedes in seinem Sinne und für sich. Man ging je nach seinem Interesse oder seiner Laune von einer Partei zur andern über. Alles war Geheimnis und räthselhafte Abenteuer; man kaufte, verkaufte und verrieth einander, überlieferte das Leben Anderer und Alles mit einer Grazie, einer Heiterkeit und einer Eleganz, die sich nur bei den Franzosen finden konnten.

An dem Tage, von welchem ich spreche, hatten wir, Peguilhin und ich, uns veruneinigt, um Cinq-Mars und Fräulein von Chemerault zu spielen und wir hatten verabredet, gegen Abend in einem kleinen Bücherzimmer zusammen zu kommen, in welchem sich der Marschall alle Tage einschloß, um zu schlafen, unter dem Vorwand, er studiere Kriegskunst in großen Folianten, die er nie anrührte. Außer dieser Schlafstunde war das Zimmer das stillste und sicherste in dem ganzen Hause. Eine Thür von da ging in das große Kabinett des Marschalls und eine Glasthür an der andern Seite in den Garten. Das große Kabinett war zu der geheimen Zusammenkunft gewählt worden. Die unsrige hatte für uns eine weit größere Wichtigkeit; wir mußten die Frau von Gäste und den Stallmeister täuschen, und zu rechter Zeit an Ort und Stelle kommen. Meine ernsthaften

Rendezvous haben mir später kein so, starkes Herzklopfen verursacht. Ich mußte die Hand auf die Brust legen. Halb neun Uhr war ich in unserem Asyl. Peguilhin erwartete mich bereits. Wir waren durch den Garten hinein geschlüpft und sahen nicht voraus, was später geschehen sollte.

Ich begann mein Manöver; der Cousin versuchte ohne weiteres mich zu küssen und ich sträubte mich nur, um es Fräulein von Chemerault gleich zu thun; denn sonst machte ich nicht viel Umstände, wenn es Niemand sah. In dem interessantesten Augenblicke hörten wir auf den Steinstufen gehen und durch die Glathür, auf die der Mond schien, sahen wir einen Mann heraufkommen.

»Wir sind verloren!« flüsterte ich und verdeckte mein Gesicht.

Viertes Kapitel.

Es war der vertraute Diener meines Vaters und schloß die Laden an unserer Glashür, ohne etwas von unserer Anwesenheit zu merken. Ich wollte schreien, aber Peguilhin legte mir die Hand auf den Mund.

»Wir gehen durch die andere Thür hinaus«, sagte er.

In demselben Augenblicke trat Jemand in das Kabinett des Marschalls. Da wurde unsere Angst noch größer und ich schmiegte mich an den Cousin, so keck ich sonst war. Ich weiß nicht woher diese Furcht kam; vielleicht erwachte das Schamgefühl bereits. Wir hörten hin und hergehen; es war nur eine Person, vielleicht der Diener, welcher die Kerzen anzündete und die Stühle zu recht stellte. Wir beide hatten den gleichen Gedanken, daß nämlich mein Vater arbeiten wolle. Dann war es um uns geschehen.

»Man wird uns trennen!« sagte Peguilhin eitel.

Er war dreizehn, ich sieben Jahre alt.

Nach einiger Zeit wurde Alles wieder still.

»Wenn wir fortgingen?« sagte ich. »Mich hungert sehr.«

»Mich auch.«

Unser Magen wußte, daß es die Zeit des Abendessens war. Ich wollte auf den Fußspitzen fortschleichen, aber ein Geräusch draußen scheuchte mich wieder zurück. Es wurden zwei Männer in das Nebenzimmer geführt; man rückte die Stühle und wir schlossen daraus, daß man sich nach den herkömmlichen Zeremonien setzte.

»Cousin«, sagte ich leise, »wir werden nicht wieder fortkommen.«

Das Weinen war mir nahe, Peguilhin tröstete mich. Er spielte den Liebhaber zum Entzücken, so daß er ganz dem Cinq-Mars glich. Eine Stimme im Nebenzimmer erregte dann unsere Aufmerksamkeit, denn sie war uns bekannt wie die der andern Person. Zum zweiten Male sollte ich mich bereits vor einem wichtigen Geheimnisse befinden, ohne daß, ich es erfuhr.

Sie sprachen wieder leiser, so daß wir nichts verstehen konnten.

Dann wurde es wieder lauter:

»Wie? die Vendomes?«

»Alle.«

»Ohne die Familie Condé?«

»Allerdings. Und doch bleibt noch eine hundertköpfige Hydra übrig.«

»Den gefährlichsten Kopf bringe ich Ihnen.«

»Werden Sie es thun?«

»Ich werde es thun.«

»Wir haben den Herzog von Beaufort in unserer Gewalt.«

»Was ist er? Ein Arm ohne Kopf, ein Tropfen von dem Blute Heinrichs IV. unter ich weiß nicht welchem gemeinen Thon.«

»Allerdings.«

»Er dagegen!«

So ging es fort; ich lauschte sehr aufmerksam; das Gespräch währte lang und wurde zu einem lebhaften Wortwechsel. Wie schon gesagt, es herrschte damals die vollkommenste Unordnung; man schwor sich gegen einander, man spielte einander die schändlichsten Streiche und behandelte die Frage von Leben und Tod als eine ganz und gar untergeordnete. Als ich die Frau eines der vornehmsten Herren in Frankreich, eines ausländischen souveränen Fürsten geworden war, bot sich mir seltsamer Weise keine Gelegenheit der Art wieder dar. Freilich gab der König den Dingen eine ganz andere Wendung und übrigens kümmere ich mich wenig um Politik.

»Können Sie mir dafür stehen?« wurde neben uns gefragt.

»Mit meinem Kopfe.«

»Es ist wichtig. Geben Sie mir Beweise, die ich natürlich sofort haben muß.«

»Ich verlange weder Geld noch Ehrenstellen, nichts als die Erlaubnis zu handeln, nichts als das Recht, die Königin und den jungen König von einem unversöhnlichen Feinde zu befreien. Ist das zu viel?«

»Sie hassen ihn also?«

Die Antwort, die ziemlich lang war, entging uns wieder; man merkte indeß die Aufregung in der Stimme, die, sich Gewalt anthat. Der Andere erwiderte nicht; er hörte ohne Zweifel aufmerksam zu. Es trat eine lange Pause ein.

»Einen solchen Handel können wir nicht eingehen.«

»Einen Handel! Verlange ich denn etwas für solchen Dienst?«

»Sie verlangen die Strafflosigkeit für ein Verbrechen, die Sicherung einer Rache, ist das nicht genug? Wären wir nicht Mitschuldige, wenn wir darauf eingingen, und würde das Gehässige dieses Mordes nicht auf uns fallen?«

»Nein. Ich übernehme Alles!«

»Wenn Sie selbst für Ihre Thaten verantwortlich seyn wollen, brauchen Sie uns nicht. Thun Sie, was Ihnen gut dünkt.«

Der Andere blieb die Antwort nicht schuldig, denn der Mann, der Rache suchte, sprach wiederum. Uns dauerte die Sache zu lange; endlich stand man auf und die letzten Worte waren:

»Ich werde von Ihrem Antrage an dem gehörigen Orte sprechen und Ihnen die Antwort zukommen lassen.«

»Wo?«

»Das wird Ihnen angezeigt werden. Es wird sich ein Haus finden, das uns aufnimmt.«

»Und wer bürgt mir dafür, daß ich bis dahin nicht beunruhigt werde?«

»Das Wort der Königin, das ich Ihnen in ihrem Namen gebe.«

»Das genügt.«

Bei dem Fortgehen schienen wieder Zeremonien statt zu finden, dann schloß man die Thür, es trat Stille ein und wir waren frei. Ich wollte forteilen, der Cousin hielt mich zurück.

»Wir dürfen von dem nicht sprechen, Cousine.«

»Ich weiß etwas ganz Anderes, von dem ich nicht spreche«, entgegnete ich geringschätzig.

Wir entkamen. Meine Gouvernante betete, Gott sey Dank, und das Abendessen war noch nicht serviert. Sie begnügte sich mit meiner Versicherung, daß ich nicht aus meinem Zimmer gekommen

sey, denn sie hatte den Auftrag erhalten, mich nicht aus den Augen zu lassen. Welche Gouvernante! Die redlichste, die frömmste, aber so gar leicht zu täuschen! die eine Hälfte ihres Lebens verschlief sie, in der andern betete sie oder beschäftigte sich mit ihrem Kopfputz. Sie war unglaublich unwissend und ließ mich lesen und schlecht spanisch schreiben lernen; das war alles. In ihrer übermäßigen Gutmüthigkeit trat sie mir in nichts entgegen, und duldete, daß ich gegen die ihr gebührende Achtung handelte. Meine Mutter schenkte ihr volles Vertrauen; mein Vater wiederum verließ sich auf Beide, denn er hatte ganz andere Dinge im Kopfe. Übrigens war sie von guter Familie, die unter der Ligue verarmt war, und eine entfernte Verwandte des Marschalls, der sie sehr achtete. Man wird in der Folge sehen, wie weit die Nachlässigkeit der armen Frau uns beide brachte.

Oftmals habe ich mir zu erklären versucht, was ich in dem Nebenzimmer damals gehört, und wir, ich und Lauzun, kamen endlich auf Folgendes; Gott möge mir verzeihen, wenn ich mich irre.

Monsieur; die Prinzen von Geblüt und viele Hofleute wurden zu einem Gastmahle eingeladen, welches die Königin im neuen Palaste zu St. Germain gab. Man trank da so übermäßig, daß der Herzog von Orleans, der sehr bald berauscht wurde, wie alle nervenreizbaren Personen, gegen Mitternacht in der Gallerie auf und ab ging, um sich zu erholen, und sich angekleidet auf ein Bett warf, das für einen Aufseher dastand. Er hatte sich in seinen Mantel gehüllt, der am Hofe allgemein wegen eines großen Diamanten bekannt war, welcher ihn zusammen hielt und um den sich Mademoiselle so sehr mit ihrer Stiefmutter gezankt hat. Zwei Stunden lang zeigte sich Niemand, bis Herr von Candate, der in sein Zimmer gehen wollte, hinzu trat, um zu sehen, wer so schlafe; er erkannte den Prinzen. Monsieur hatte unter seinen Pagen einen Bruder der Louison Roger, den er liebte, und der ihn nicht aus den Augen ließ. Der Knabe ging auf und ab; als er einen Mann bei seinem Herrn sah, kam er herbei. Candale fragte ihn, ob Gaston krank sey.

»Nein, betrunken.«

»Ah«, sagte der Herzog theilnehmend, »so wollen wir ihn zu mir tragen; es schickt sich nicht, daß der Oheim des Königs in diesem Zustande von den gemeinen Leuten gesehen werde.«

Sie trugen ihn wirklich fort, vergaßen aber den Mantel auf dem Bette. Herr von Candale erlaubte dann dem Pagen sich zur Ruhe zu begeben, und setzte hinzu, er werde bei Monsieur wachen, und das Zimmer sey für drei Personen zu klein. Der Page legte sich auf eine Matratze, wickelte sich in den Mantel und schlief ein. Den Kopf verdeckte ihm der Hut seines Herrn, der ebenfalls vergessen worden war, und den er auf das Kissen legte.

Monsieur erwachte am Morgen, dankte Candale und fragte nach seinem Pagen. Man suchte denselben, und fand den armen Kleinen mit einem Dolche im Herzen, den Mantel durchbohrt, den Hut noch an derselben Stelle. Man hat ihn so gut getroffen, daß sich seine Augen nicht wieder geöffnet.

Man denke sich die Überraschung, das Geschrei. Ein Mord in einem königlichen Palaste, an einem Knaben, dem Lieblinge Monsieurs! Man stellte Nachforschungen an, konnte aber nichts entdecken. Die Schildwachen versicherten Niemanden gesehen zu haben. Es machte einige Tage Lärm, aber man unterdrückte die Sache trotz dem Andrange des Herzogs von Orleans, der betheuerte, er würde die Hälfte seiner Apanage darum gehen, wenn er die Wahrheit erfahren könnte. Das Volk und die Frondeurs beschuldigten den Cardinal. Der Page war sicherlich für seinen Herrn gehalten worden wegen des Mantels und Hutes, — daran zweifelte Niemand.

Monsieur zog die Wahrsager zu Rath. Campanella zeigte ihm das Gesicht des Mörders im Spiegel; er kannte es nicht. Der Zauberer ließ durch seine Kunst ein Porträt des Mörders entwerfen, das man in vielen Exemplaren verbreitete, um die Entdeckung zu erleichtern, aber alles war vergebens. Unter allen Ereignissen, die geschehen sind, finde ich nur dieses, welches sich auf jenes geheime Gespräch in dem Kabinette meines Vaters beziehen könnte. Wer der Thäter gewesen, und warum er Monsieur so sehr haßte, haben wir nicht entdecken können. Vielleicht war es einer seiner Mitverschwornen

gegen den Cardinal von Richelieu, durch seine Schwäche, seine Gleichgültigkeit und seine Haltlosigkeit ins Unglück gebracht; denn Liebschaften hatte er nicht, welche die Mühe gelohnt hätten, Eifersucht zu erregen.

In den ersten Tagen der Regentschaft brach die Revolution in England aus, und die Schwester der beiden Prinzen, die Gemahlin Carls I., flüchtete sich mit ihren Kindern nach Frankreich Anfangs wurde sie als Königin aufgenommen, und nach dem Louvre geleitet, wo man ihr schöne Gemächer gab, und wo sie einen großen Hof hatte. Kaum war sie da eingerichtet, als meine Mutter die Ehre hatte sie zu sehen; die Königin äußerte große Freude; sie hatte sie in der Jugend genau gekannt, da der Cardinal von Richelieu, wie der Cardinal Mazarin, seine Familie mit der königlichen in so innige Verbindung als möglich brachte.

Die Königin von England hatte die Güte mich als Gespielin ihrer Tochter, der Prinzessin Henriette, zu verlangen; schon den andern Tag brachte man mich hin, und daher schreibt sich meine Vertrautheit mit ihr für das ganze Leben. Die Prinzessin von England liebte mich und meinen bewundernswürdigen Verstand, wie man sich ausdrückte. Von diesem Tage an trennten wir uns kaum, und mein Leben verging zwischen ihr und Peguilhin. Dieser, der auf Jedermann eifersüchtig war, schmolte, wenn ich zu lange im Louvre blieb, vernachlässigte alle seine Arbeiten und Übungen und wollte sogar nicht essen. Man lachte über ihn, und mein Vater am meisten.

»Der kecke Bursch sieht nicht unter sich«, sagte er; »das sind gute Aussichten.«

Sie sind nur zu wohl in Erfüllung gegangen.

Ich übergehe die Unruhen, die Barrikaden, die Schlachten, den Herrn Coadjutor und den Präsidenten Brouffel, das Parlament und den Prinzen, denn alles das ist Geschichte; aber von mehren Vorfällen muß ich doch sprechen, weil sie Eindruck auf mich machten. Dahin gehört meine kurze Bekanntschaft mit den armen Tancred von Rohan, der als Bastard natürlich sich mir anschließen mußte; denn ein Bastard war er, da ihn die Frau von Rohan nicht von ihrem Mann hatte, aber ein Rohan war er doch, trotz der

Reklamationen seiner Schwester, welche Andern nicht gestatten wollte was sie selbst that. Die Herzogin brachte ihn zu uns und er gefiel Allen. Ich fand ihn schöner als meinen Cousin, was diesen höchlich erzürnte und ihn veranlaßte, Streit mit jenem zu suchen. Eine tiefe Traurigkeit lag in dem blassen Gesichte und er war, wie er selbst oft sagte, zum Unglück geboren. Seine Geschichte ist eine der rührendsten. Da er erst bei seiner Amme, dann in Holland bei einem Krämer erzogen wurde, hielt er sich lange für eine arme Waise. Frau von Rohan verbarg ihn, wie sie sagte, der Geistlichen wegen, welche ihn an ihrer Spitze sehen wollten, um den Krieg wieder anzufangen. Der große Herzog von Rohan wußte von dem Daseyn des Knaben und sollte ihn nach der Aussage der Frau von Rohan als einzigen Sohn sehr lieben. Gewiß ist, daß er nach dem Tode des Herzogs plötzlich hervortrat, um sein Erbe in Anspruch zu nehmen, dessen er ganz sicher zu seyn glaubte. Die Sache machte großes Aufsehen und das Parlament sprach ein Urtheil, das nichts entschied.

Gott selbst sollte für ihn entscheiden. Tancred war siebzehn Jahre alt, sah aber wie zwanzigjährig aus. Seine Traurigkeit und sein fortwährendes Grübeln machten ihn noch älter. Sobald er mich sah, die ich auch einem Mädchen von meinem Alter gar nicht glich, erklärte er seiner Mutter, er werde keine Andere als mich zur Frau nehmen. Das erregte allgemeines Staunen, um so mehr als nichts weniger sicher war als sein Stand. Seine Mutter war eine der galantesten Frauen am Hofe gewesen und noch immer. Sie liebte die jungen Herren und hätte ihnen einen Theil ihres Vermögens gegeben, wenn ihre Tochter nicht wachsam gewesen wäre. Diese verheirathete sich allen zum Trotz mit Herrn von Chabot, den sie zu einem Herzoge von Rohan machte, und beide thaten natürlich alles Mögliche, daß Tancred nicht anerkannt werde, vielleicht vorzugsweise die Dame; — wenn der Herzogstitel verloren ging, war sie nichts als Frau von Chabot.

Mein Oheim, der Chevalier, damals Abbé, kam auf den Gedanken, der Rohan den Hof zu machen und Chabot forderte ihn darum zum Zweikampfe. Der Abbé fand sich muthig ein; auf dem Kampfplatz

rieb er sich aber die Hände und sagte, er friere. Chabot war kein größerer Held; so sahen sich denn beide an und erkannten und verstanden einander.

»Warum schlagen wir uns?« sagte Chabot.

»Ja«, antwortete der Abbé, »ich weiß es nicht und ich denke, wir schlagen uns gar nicht.

Es war eine Kälte, daß die Steine hätten bersten mögen und die beiden Gegner zitterten vor Frost und Furcht. Sie schlugen sich wirklich nicht. Als mein Vater dies erfuhr, gerieth er in großen Zorn und wollte seinen Bruder zum Mönche machen lassen.

Die Herzogin Mutter von Rohan führte ein seltsames Leben. Sie wechselte die Liebhaber häufig und die Liste war sehr groß. Die hauptsächlichsten waren die Herren von Candale, Miossens und Jarzé. Tancred war der Sohn Candale's, obgleich er blondes Haar hatte, wie Rohan, sein anderer Vater, was denn auch die Herzogin geltend zu machen nicht verfehlte. Sobald der Bürgerkrieg begann, schickte sie den Sohn nach Paris, wo er seine Zeit zwischen Fechtübungen und mir theilte. Ich war darauf nicht wenig stolz, denn man sprach viel von ihm. Die schönsten Damen wollten ihn als Diener haben; er war der Held des Tages. Er hörte aber nur auf mich. Wäre er am Leben geblieben, so hätte ich ihn wahrscheinlich geheirathet, denn später hat man erfahren, daß das Parlament ihn als Herzog anerkennen wollte und seine Bretagner ihm gern seine Güter gegeben hätten, denn sie haßten Chabot und nannten ihn einen Eindringling. Als er den Vorsitz bei den Ständen führte, hätten sie ihn beinahe hinausgeworfen.

»Sie strengen sich zu sehr an«, sagte meine Mutter eines Tages zu Tancred.

»In meiner Lage muß ich rührig seyn«, antwortete er; »ich muß mich ja ganz auf mich selbst verlassen.«

Ich hörte ihn mit Bewunderung an, denn die Muthigen hab' ich immer geliebt. Peguilhin war gerade nicht zugegen und ich ließ mir in aller Gemächlichkeit den Hof machen. Die anwesenden Damen konnten sich über uns beide nicht genug verwundern. Eine Zwanzigjährige hätte sich nicht besser einem Galan gegenüber

benehmen können. Ich erinnere mich, daß ich den Fächer meiner Tante nahm und damit spielte. Wir gingen in der Gallerie umher, wo viele schöne Blumen standen, obgleich es der letzte Januartag war. Meine Mutter liebte sie sehr. Man störte uns nicht.

»Mademoiselle«, sagte Tancred zu mir, »werden Sie erlauben, daß ich Sie liebe und Sie durch meinen Degen verdiene?«

»Ich weiß nicht, was Sie damit meinen«, antwortete ich kokettierend, wie ich es die Damen am Hofe machen sah.

»Ach, Mademoiselle, ich bin jung, ich bin noch sehr wenig, aber wenn Sie es erlaubten würde ich Allen beweisen, daß ich wohl ein Rohan bin. Sie wissen nicht, wie ich nur allein an Sie denke, wie Ihr Name immer auf meinen Lippen schwebt und Ihr Bild vor meinen Augen. »Diesen Morgen war es sehr kalt; der Wald von Vincennes funkelte bei Sonnenaufgang wie ein Diamantenstrauß; es war ein herrlicher Anblick. Ich ging aus, um mich mit Ihnen zu beschäftigen, da ich Sie immer im Gedanken trage, und ich fühlte mich in der Erinnerung an Sie so stark, daß ich die ganze Welt hätte über den Haufen werfen können. Ich ging dabei immer weiter, ohne ein Ziel zu haben, ohne zu bedenken, daß der Feind nicht fern sey; da bemerkte ich plötzlich an der Biegung eines Weges ein Häuschen mit spitzem Dache, das ganz versteckt unter den Bäumen lag und das ich noch nicht kannte. Es sah aus, wie ein Nest in Blättern und ich dachte, wie hübsch sich da die Liebe verbergen könne.«

»Ich weiß, ich weiß«, antwortete ich.

»Das Haus war bewohnt und man machte Anstalt zur Abreise.«

»Zur Abreise?«

»Ja, ich sah eine alte Dame, ein hübsches Kind und eine Dienerin in einen Wagen steigen und eine Menge Koffer aufpacken. Die Pferde, welche den Wagen zogen, waren mit einer Chiffer bezeichnet wie die der Leute des Königs. Einige bewaffnete Reiter hielten dabei und sie standen unter dem Befehle eines Herrn, den ich an verschiedenen Orten gesehen habe und den man Cinq-Mars nennt. Sie sahen mich von der Seite an und der Kommandant kam zu mir, um mich höflich zu fragen, ob ich allein sey und was mich herführe . . . Ich gehe spazieren«, antwortete ich, »bin allein und nur

meine Gedanken führen mich hierher.« Er nickte und jagte im Galopp davon.«

»Armer Philipp!« flüsterte ich. »Wohin wird man ihn bringen?«

»Ich ging immer weiter«, fuhr Tancred fort. »Wer mir schwebten viele Hoffnungen, aber sie schienen vor mir zu fliehen und ein Engel sich über mich zu erheben. Ich suchte sie zu erfassen und fest zu halten, aber sie entflohen nur um so schneller; dann kehrten sie zu mir zurück und alle zeigten mir Ihr Gesicht mit Thränen, mir Abschied winkend. Ich werde bald sterben.«

»Das sind Kindereien«, antwortete ich.

Er sah mich mit großen, ernstlich zärtlichen Augen an und sagte:

»Wir sollten Beide allerdings Kinder seyn, aber wir sprechen nicht mehr wie Kinder. Im Feuer der Ereignisse und des Bürgerkrieges reift man schnell. Unsere Väter und Mütter waren in unserem Alter jung; die Früheren aber hatten die Ligue; was werden die Nachkommenden haben? bisweilen halte ich das Leben für armselig und meine, dort oben sey es besser.«

»Sie sind Protestant.«

»Ja, wie mein Vater, und meine Mutter.«

»Da möchte ich Sie nicht heirathen . . . Wollen Sie nicht katholisch werden?«

»Daran denke ich nicht eher bis ich anerkannt hin, sonst würde man glauben, ich wolle durch meinen Glaubenswechsel meine Richter bestechen. Wenn ich jemals katholisch werde, geschieht es aus Liebe zu Ihnen, und auch wegen der Jungfrau Maria.«

»Wegen der Jungfrau Maria?«

»Ja. Ich kann nicht sagen, wie sehr ich sie verehren würde; sie ist so schön und so göttlich! die Mutter des Heilandes! So gütig ist sie auch; sie reicht gewiß allen Leidenden die hilfreiche Hand; sie hat selbst so viel gelitten und wird die Waisen und Verlassenen schützen, sie wird unsere reine, fleckenlose Mutter seyn! Ich fühle mich oft versucht zu ihr zu treten.«

»Dann sind Sie kein echter Hugenotte.«

»Ich muß auf meinen Posten zurückkehren und empfehle Sie

Gottes Obhut. Morgen soll ein Vorpostenscharmützel bevorstehen; ich werde der Erste dabei seyn . . . Wollen Sie mir nicht eines Ihrer Bänder geben, damit es mir Glück bringe? Ich beschwöre Sie, schlagen Sie es mir nicht ab. Wer weiß? Es ist vielleicht meine letzte Bitte an Sie!«

Seine Bitte und sein Blick rührten mich so, daß mir die Thränen in die Augen traten. Ich nahm eine Schleife von meiner Achsel und band sie an seinen Degen. Sie war blau und weiß. In demselben Augenblicke ging die Frau Marquise von Sévigné vorüber zu meiner Mutter; sie blieb stehen.

»Sehen Sie die schönen Kinder«, sagte sie zu ihrem Oheim, dem Abbé von Coulanges, der sie begleitete; »sie spielen Liebschaft.«

Tancred wurde vor Scham blutroth und er sah die Dame stolz an. Ich begleitete ihn bis an die Thür. Als sie sich hinter ihm geschlossen hatte, glaubte ich einen schweren Seufzer zu hören; ich sah mich um, war aber allein. Da fürchtete ich mich und lief schnell in mein Zimmer. Wenn meine Cousin da gewesen wäre!

Am andern Tage, in dem Scharmützel, von dem er gesprochen hatte, ging ihm eine Kugel durch den Leib. Man hob ihn sterbend von dem Schlachtfelde auf, aber er hatte noch seine Besinnung man brachte ihn in das Schloß im Walde zu Vincennes. Sein Charakter blieb sich gleich; er wurde nicht schwach und wollte seinen Feinden nicht merken lassen wer er sey. Man fragte ihn und er antwortete nur holländisch. Dann verlangte er eine Feder und Tinte und schrieb einige Worte an seinen Diener . . . Lebewohl für mich und seine Mutter, obwohl er Niemanden nannte. Gleich darauf starb er. Man brachte mir mein Band zurück. Ich erschrak damals, ohne daß der Eindruck sehr tief war. Später habe ich seinen Verlust schwerer empfunden und ich bin überzeugt, daß er mich sein ganzes Leben hindurch warm geliebt haben würde.

Seinen Tod empfing er von den Truppen meines Vaters, der damals zu der Partei des Hofes gehörte, am Tage nach der Niederlage des Cevalier von Sévigné.

Fünftes Kapitel.

Durch Tancred hatte ich die Abreise Philipps erfahren und obwohl ich ein Kind war, kam mir doch diese vielleicht ewige Trennung unerträglich vor. Ich sagte dem armen Tancred nichts, aber es lag immer in meinem Wesen nicht zu vergessen. Darum habe ich auch den Fürsten von Monaco nie ausstehen können, der mich am Hochzeitstage beleidigte, wie ich es seiner Zeit erzählen werde. Ich habe ihn gepeinigt und er hat es mir vergolten, aber plump, wie er immer war; endlich mußte er mir doch Recht geben, was ich auch gegen ihn gethan hatte. Man lachte über ihn, zuckte mitleidig die Achseln und sprach laut und leise über ihn; aber er konnte es nie dahin bringen, daß man ihn bedauerte, ob er gleich in der That bedauernswerth war.

Doch lassen wir den Herrn von Monaco, wir werden in der Folge noch genug von ihm zu sprechen haben; jetzt bin ich noch — ach daß ich es nicht wirklich noch bin! — die kleine Gramont, das verzogene Kind, das Muster einer Kokette, einer vornehmen Dame und einigermaßen auch einer Heldin in Miniatur.

Ich habe versprochen, in der Kürze die beiden Ereignisse aus der Fronde zu erzählen, an denen ich thätigen Antheil nahm.

Mein Vater wechselte wie alle Großen in jener Zeit zwei- oder dreimal die Partei, er wurde aber stets gut aufgenommen, wo er erschien, denn er bahnte sich stets vorher den Weg und kam überall wunderbar gut durch.

Der König zum Beispiel läßt sich höchst ungern an etwas von seiner Minderjährigkeit erinnern und er haßt alle die, welche das Parlament und die Prinzen vertheidigt haben, wäre es auch nur einige Tage gewesen; er duldet durchaus keine Anspielung, die darauf hinzielt; mein Vater aber erzählt ihm eine alte Geschichte aus jener Zeit und seht blinzelnd hinzu: »Das war damals als wir Ew. Majestät gegen den Mazarini vertheidigten.«

Der König lacht dann laut auf, das heißt in seiner Art laut, denn

Ludwig XIV. hält es unter seiner Würde zu lachen, selbst in dem vertrautesten Kreise. Man macht sich keine Vorstellung von dieser Sonne, bevor man sich nicht an ihren Strahlen gebrannt hat.

Es war also in der besten Unruhezeit, als in Paris alles drunter und drüber ging, man sich aber trotzdem nicht schlechter befand. Der Hof lebte in entsetzlicher Angst, besonders der Cardinal Mazarin. Mein muthiger Großoheim, der andere Cardinal, würde solcher Kleinigkeit wegen nicht gezittert haben. Man entschloß sich also nochmals abzureisen (man hatte es schon einmal gethan), aber das mußte im tiefsten Geheimnis geschehen, denn der Pöbel würde sich widersetzt haben und der Pöbel macht keine Umstände. Man zog wenige Personen in das Geheimnis, nicht einmal die Vertrauten der Königin; aber mein Vater wußte darum.

Am 5. Januar wurde jedes Jahr bei uns das Bohnenfest gefeiert. Die galantesten Herren fanden sich zu diesem Souper ein, selbst die Prinzen und bei dem Dessert wurden wir Kinder, nebst vielen andern vornehmen Kleinen herbeigeholt. Diesmal fand das Fest auch statt. Herr von Beaufort, Fräulein von Longueville und der Herzog von Bouillon waren zugegen; nur die Keckheit des Marschalls konnte etwas der Art unternehmen.

Das Mahl war kostbar, mein Vater liebenswürdig und meine Mutter, die nichts ahnte, wie gewöhnlich. Die Longueville wurde Königin und Beaufort König. Gegen ein Uhr brach man auf, trotz den Bitten meines Vaters, der seine Gäste noch länger bei sich zu behalten wünschte. Dann kam er zu meiner Mutter hinaus, welche das Erbgeschoß nicht leiden konnte und stets im ersten Stock blieb; ich war nebst Guiche, Louvigny und Peguilhin bei ihr; die andern Kinder hatten uns längst verlassen. Meine Mutter gab den Leuten Befehle, weil man uns am Morgen zeitig in die Kirche führen sollte; Peguilhin wollte in seinem gewöhnlichen Stolze mit Guiche und den Kavalieren des Marschalls gehen, und meine Mutter predigte ihm Bescheidenheit.

»Wir werden augenblicklich abreisen«, sagte mein Vater, der gestiefelt und gespornt eintrat.

»Abreisen, zu solcher Zeit?«

»Sie nicht, auch Louvigny, Peguilhin und Mademoiselle von Gramont nicht, ich aber mit Guiche und einigen unserer Leute.«

»Läßt sich die Reise nicht verschieben?«

»Nein. Der König, die Königin und Monsieur warten im Cours-la-Reine und der Hof geht von da nach St. Germain. Er muß wohl fliehen, sonst fangen uns die Herren Pariser wie in einer Mausefalle.«

»Ich werde umgehen«, sagte meine Mutter mit ihrer gewöhnlichen Ruhe.

»Nein, wir wollen nicht alle Brücken abbrechen; bleiben Sie hier und gehen Sie vielmehr so viel als möglich mit den Prinzen und deren Anhängern um. Versichern Sie, daß ich ohne Ihr Vorwissen abgereist sei, und daß Sie mir auch nicht gefolgt seyn würden, wenn Sie Kenntniß von meinem Schritte gehabt hätten. Stellen Sie sich verzweifelt darüber, daß ich Guiche mitgenommen und schwören Sie, daß wenigstens Ihre andern Kinder der Sache des Parlaments angehören sollen, sobald sie alt genug wären . . . Sie verpflichten sich damit zu nichts, denn ehe jene Zeit kommt, werden sich die Parteien zehnmal geändert haben.«

»Vielleicht geht es aber in Abwesenheit des Hofes hier nicht gut zu, und meine Kinder . . . «

»Die Kinder sind so wenig gefährdet als Sie selbst. Wenn die Pariser in das Haus hinein wollen, so lassen sie die Thüren öffnen und verweigern Sie ihnen nichts, sonst nehmen sie, und das wäre schlimmer. Schreiben Sie ein paar Worte an den Coadjutor und stellen Sie sich unter dessen Schutz; schmähen Sie mich, beklagen Sie sich, ich vergebe, ich verlange es.«

»Das kann ich nicht thun.«

»Ich bitte darum und *verlange* es. Es paßt mir so. Übrigens verspreche ich, daß ich es Ihnen vollständig vergelten will; ich werde es auf allen Dächern in Saint-Germain ausschreien, daß Sie gegen meine Befehle gehandelt. Acht Tage lang werde ich auf Sie warten und dann mit lauten Klagen von Ihrer Auflehnung und Ihrem Ungehorsam sprechen.«

»Das geht nicht an; ich bin nicht ungehorsam und habe in meinem

ganzen Leben nie gegen Ihren Willen gehandelt.«

»Wenn dem so ist, so zeigen Sie es jetzt und thun Sie was ich Ihnen sage. Ich habe keine Zeit mehr zu verlieren, nehme also Abschied und gehe. Vergessen Sie nicht, was ich Ihnen empfohlen habe.«

»Ich werde daran denken«, fiel ich ganz in seiner Weise ein, um derentwillen er mich so lieb hatte.

»Richtig; ich hätte mich sogleich an Dich wenden und nicht vergessen sollen, daß Du ein echter Gramont bist.«

Peguilhin zupfte unterdeß den Marschall am Mantel.

»Herr Marschall, Herr Marschall! «

»Was gibt es? Ich habe Eile und werde zu spät kommen.«

»Wollen Sie mir wohl sagen, ob es in Germain hitziger hergehen wird, als in Paris?«

»Warum?«

»Dann würde ich dahin gehen, wo man sich am tüchtigsten schlägt.«

»Man wird dahin gehen, wohin man geschickt wird! «

»Herr Marschall . . . «

»Weiß denn der junge Herr nicht, daß in meiner Abwesenheit ein *Mann* hier seyn muß? Und auf keinen kann ich mich mehr verlassen. Junger Herr, ich kann Ihnen keinen größern Beweis meines Vertrauens geben, als daß ich das Haus und die Frau Marschallin Ihrer Obhut überlasse; auch hoffe ich, daß Sie sich des Vertrauens würdig zeigen werden.«

Peguilhin richtete sich stolz auf. Der Marschall sah ihn lächelnd an und sagte:

»Ich hoffe den Herrn einst als Marschall zu sehen.«

»Noch bin ich es nicht«, antwortete Peguilhin, »aber von dem Holze bin ich, aus dem man Marschälle macht.«

»Ja, ja, wenn man einmal hölzerne macht, hast Du die nächsten Ansprüche«, erwiderte mein Vater lächelnd.

Meine Mutter fügte sich endlich wie gewöhnlich und wir, Peguilhin und ich, hielten uns nun für äußerst wichtige Personen. Wir konnten

vor Stolz die ganze Nacht nicht schlafen. Als Paris erwachte, erfuhr es die Abreise des Königs und gerieth in Aufruhr. Alle Buben waren auf den Straßen und schrien, unsere Leute rangen die Hände. Meine Mutter spielte ihre Rolle in der Art, daß sie Niemand irreleitete. Zum Glück erinnerte sie sich des Briefes, den sie an den Coadjutor schreiben sollte, und sie that es so gut als möglich, was aber nicht gut war. Der Coadjutor schickte einen Mann, der im Hause bleiben und uns schützen sollte. Ich lief geradenwegs zu Frau von Rambouillet, einer Freundin unserer Familie, deren Tochter mein Vater heirathen wollte, Fräulein von Angennes, die so oft besungen worden ist. Mein Großvater (er lebte noch und war zum Herzog erhoben worden) war geizig und wollte dem Marschall nicht Geld genug geben, so daß Frau von Rambouillet ihm die Tochter, wie wohl ungern, versagen mußte. Sie liebte uns nichtsdestoweniger und ließ mich oft zu sich kommen.

An diesem Tage ging ich von selbst. Sie bewohnte ein sehr großes Zimmer, konnte aber weder Sonnenwärme noch Feuerwärme ertragen. Sie wurde davon roth wie ein gekochter Krebs. Deshalb blieb sie den ganzen Winter im Bett und ließ sich die Füße mit einem Bärenfell umwickeln. Bekanntlich sammelten sich alle Schöngeister und die es seyn wollten, in ihrem Hause, aber sie froren dabei so, daß sie fortwährend sich auf die Hände hauchen mußten.

Ich fand Mademoiselle Paulet bei ihr, das Mädchen, von dem ganz Frankreich gesprochen hat, welche die Geliebte von Jedermann war und in ihrem Alter so ganz anders wurde, daß sie Alle die, welche galante Abenteuer gehabt, an der Stirn brandmarken wollte. Mein Vater, der ganz allein offen mit ihr reden durfte, Gott weiß warum, sagte zu ihr, wenn sie so sprach:

»Mademoiselle, Nachsicht! Die Nachsicht und Milde ziemt der Tugend. Und wären Sie so stolz, daß Sie allein mit ungezeichneter Stirn umhergehen wollten?«

Sein Lächeln bei diesen Worten hätte man sehen sollen; die Paulet aber wagte gar nicht darauf zu antworten. Ein andersmal machte sie ein ungemeines Aufhebens als ich weiß nicht welche Frau bei der Sünde durch ihren Mann überrascht worden war. Sie

verlangte laut Gerechtigkeit für den beleidigten Gatten und gestikulirte heftig.

»Mein Gott« Mademoiselle«, sagte mein Vater in seiner Weise, die ich nicht wiederholen kann, »wenn man allemal solchen Lärm machen wollte, sobald einem Ehemanne Hörner ausgesetzt werden, so würde man den lieben Gott bald nicht mehr donnern hören.«

Dieser Ausdruck kam bald auf das Theater, wie viele andere Witzworte meines Vaters weite Verbreitung gefunden haben.

Die Paulet war mir ihrer Predigten wegen in den Tod zuwider. Als ich erschien, sagten Beide:

»Da kommt die kleine Gramont; nun werden wir mehr erfahren.«

»Nichts da«, antwortete ich knixend; »ich weiß nicht mehr als Sie. Mein Vater, der Marschall, ist diese Nacht mit Guiche abgereist, ohne Jemanden etwas zu sagen und hat meine Mutter und mich allein gelassen. Ich kann nicht beschreiben in welcher Angst wir sind.«

»Nun«, sagte die Marquise, »ich habe meinen Pagen in die Stadt geschickt; er muß bald zurückkommen und wird uns Neuigkeiten bringen.«

»Ihren abscheulichen Pagen, der alle Worte verdreht, die er ausspricht und den man nicht hören kann, ohne Zuckungen zu bekommen?« fiel die Paulet ein. »Ich begreife nicht, wie Sie, die gelehrteste und geistreichste Frau, einen solchen Menschen behalten können.«

»Herr von Chaudebonne hat ihn zu mir gebracht und ich wage nicht ihn fortzuschicken, um Chaudebonne nicht zu kränken. Er hat tausend Untugenden: er zankt mit den Leuten meines Gemahls, selbst mit dem Stallmeister, und einander prügelnd kamen sie zu mir. Sie verklagten einander. »Ich ging hinaus«, fing der Page an . . .

Die Paulet wäre fast in Ohnmacht gefallen, als sie dies hörte, und hielt sich beide Ohren zu. Molière kannte ganz gewiß diese Geschichte und die Paulet diente ihm als Muster als er die »Pécieuses ridicules« schrieb. Sie soll das schönste Weib gewesen seyn; ich habe sie jung nicht gekannt: gewiß ist, daß sie roth war. Aber eine prachtvolle Stimme hatte sie. Fast immer befand sie sich

in dem Hôtel Rambouillet, wo mein Vater sehr gefiel, gerade weil er nicht war wie die, welche sich da einfanden, d. h. nicht zimperlich, empfindsam und übergelehrt.

Doch ich komme wieder aus die Hauptsache. Ohne mich würde die Fronde eine andere Wendung bekommen haben. Das werde ich noch erzählen.

Mein Vater behielt Paris so gut im Auge wie Saint-Germain; mit dem ihm angeborenen Scharfsinn errieth und erfuhr er Alles was hier vorging, die Pläne des Coadjutors, die des Cardinals, kurz Alles. Er belauerte die Menschen, die Worte, die Schriften und selbst die Absichten. Als die Herren von Elbeuf den Hof verließen, wußte er es sofort und begann die Freunde, Gönner und Schützlinge derselben zu beobachten. Besonders mißtrauisch war er gegen den Abbé de la Rivière, den gemeinen Intriganten, den man in der Fronde überall findet, der Alles thun wollte und nichts that und wie sein Gebieter, Monsieur, wie mein Vater, wie der Herr von Elbeuf, wie alle Andern, immer einen kleinen Vorrath in der Tasche hatte, der so aussah, daß er für eine Aufopferung für Jemanden oder Etwas ausgegeben werden konnte.

Die Folge dieser Beobachtung war die Möglichkeit ein Brief zu copiren, welchen Elbeuf an diesen Abbé geschrieben hatte, der ihn bei den Anhängern des Parlaments sehr kompromittierte und die Pläne des Coadjutors in Bezug auf den Prinzen von Conti unterstützte, den man seines Namens wegen zu einem fügsamen Führer machen wollte.

Mein Vater hatte nun einen Pagen, den treuen Genossen Peguilhins, der gleich diesem geistvoll, unternehmend und selbst kühn war. Er ließ ihn rufen und fragte ihn in seinem gewöhnlichen höhnischen Tone, ob er geneigt sey, ohne Beichte zu sterben.

»Ich hätte lieber Zeit, erst einen Geistlichen kommen zu lassen, Herr Marschall, aber wenn es durchaus seyn muß, so sage ich ein Pater und ein Ave, ein Gebet an meinen heiligen Schutzpatron und dann vorwärts!«

»Sehr wohl, mein Held; ich bin zufrieden. Nähen Sie das Papier da in Ihr Wamms, in den Hut oder sonst wohin, zeigen Sie sich dann

an dem Thore, welches die Herren Bürger besetzt haben, und verlangen Sie in die Stadt hineingelassen zu werden, um zu Ihrer Herrin, der Frau Marschallin von Gramont zu gelangen. Man wird Sie bis aufs Hemd durchsuchen und wenn das Papier nicht recht gut versteckt ist, werden Sie sicherlich gehangen. Sie mögen von so gutem Adel seyn wie der König.«

»Ich zweifle nicht daran.«

»Und Du zitterst nicht? Nun freilich, Du bist ein Gascogner. Solltest Du gehangen werden, so sage ich, Du seyst ein dummer Kerl und bedaure Dich nicht; wirst Du aber nicht gehangen, so gehst Du in mein Haus, übergibst den Brief der Frau Marschallin und bittest sie, ihn sofort, aber nicht *direkt*, an den Coadjutor zu schicken.«

»Dann?«

»An das Nächste brauchst Du nicht zu denken; Sorge nur dafür, daß Du sicher ankommst und nicht gehangen wirst; das ist für Dich und für mich vor der Hand die Hauptsache.«

»Soll ich zurückkommen?«

»Wann Du die Wirkung meiner Sendung gesehen hast. Ich brauche Dir nichts davon zu sagen; wenn Du schlaue bist, erräthst Du es und dann ist dein Glück gemacht. Gott schützt die, welche sich selber schützen. Auch bei der Rückkehr wirst Du einige Vorsicht brauchen müssen. Die guten, Bürger sehen es nicht gern, daß man ihre Stadt verläßt. Sie werden Dir vielleicht ein paar Kugeln nachschicken, aber, ich wiederhole Dir, ein Gascogner und was noch mehr ist, ein Bastard, hat gar keine Entschuldigung, wenn er von solcher Bürgergarde sich inkommodieren läßt.«

Der junge Mann verbeugte sich.

»Noch ein Wort« Herr Marschall. Es muß dem Herrn Coadjutor sogleich zukommen? Es ist eilig? Wenn ich es ihm selbst überbrächte?«

»Aber, Dummkopf, deine Livrée! Darf es denn von mir kommen? Verstehst Du denn nichts?«

Der Knabe war ein Bastard von Bassompierre, dem Marschall,

und einem hübschen Mädchen, dessen Familie er in Bearn kennen gelernt hatte, als er auf seinen spanischen Gesandtschaftsreisen da durchkam. Sie begab sich nach Paris, als er in der Bastille saß und eine Liebelei mit Frau von Grevelle hatte.

Sie besuchte ihn oft« nachdem sie die Erlaubnis durch meinen Vater erhalten hatte. Die Folge davon war, trotz der Frau von Grevelle, dieser Sohn. Sie blieb auch ihr ganzes Leben über Bassompierre zugethan, verließ um seinetwillen Alles, lebte unbeachtet und verborgen in seiner Wohnung und beschäftigte sich nur mit ihrem Sohne. Als der alte Marschall starb, sagte Gramont, er werde den Verwaisten zu sich nehmen und ihn mit seinen Pagen erziehen lassen. Die Mutter war dafür dankbar und gab ihn lieber in diese Schule, als daß sie den kleinen Latour-Bassompierre, denn so hieß er, bei seinen Brüdern ließ: Latour-Bassompierre, dem Sohn des Marschalls und der Prinzessin von Conti, und dem Abbé von Bassompierre, gegenwärtig Bischof von Xaintes, den er von dem Fräulein von Entragues hatte.

Dieser schöne Günstling der Damen geizte mit seinem Namen nicht, er ließ ihn selbst von seiner Geliebten führen Was schadet es mir? sagte er; wir nehmen sie ihm doch nicht.

Es versteht sich von selbst, daß der kleine Louston-Bassompierre, wie sein älterer Bruder Latour-Bassompierre, zu meinen Liebhabern gehört haben; als uneheliche Söhne konnten sie darunter nicht fehlen. Latour war, beiläufig gesagt, sehr schön gewachsen und muthig wie ein Löwe. Eines Tages suchte er Streit mit einem Andern meiner Freunde, auf den er eifersüchtig war, aber ich kann versichern, daß Einer nicht weiter gekommen war als der Andere. Dieser Nebenbuhler hatte im Kriege eine Wunde erhalten, welche ihm den rechten Arm gelähmt, und in Folge davon den linken sehr gut brauchen lernen. Um eine Gleichheit herzustellen, ließ sich Latour den rechten Arm festbinden und führte den Degen mit dem linken so gut, daß er den Gegner verwundete. Er war mit dem Hause Estrées verwandt, liebte mich sein Lebenlang mit Leidenschaft und blieb bei irgend einer Belagerung.

Latour erlag später einer Krankheit.

Der kleine Page, der keck und gewandt war, schlüpfte mit seinem Pferde und seinem Briefe herein. Als er in unserem Hause erschien, war ich da allein mit meiner Gouvernante und Louvigny. Meine Mutter fuhr von Früh an in der Stadt umher, um Neuigkeiten zu erfahren und Peguilhin war in den Louvre geschickt worden, um die Königin und die Prinzessin von England zu begrüßen. Louston verlangte ohne Weiteres mit mir zu sprechen. Er theilte mir auch seinen Auftrag mit, und ich war in die Hofmanöver so eingeweiht, daß ich die Absicht meines Vaters sofort errieth.

»Muß das Schreiben dem Coadjutor sogleich zukommen?« fragte ich.

»Ja, und *indirekt*. Es fällt mir etwas ein, aber . . . «

»Nun?«

»Frau von Lesdignières . . . «

»Sie haben Rechts ich übernehme die Sache.«

»Sie, Fräulein?« rief die Gouvernante erstaunt aus.

»Ich führe die Befehle meines Vaters aus. Lassen Sie anspringen; Bassompierre, Sie folgen mir.«

»Jesus Maria, Fräulein, in dem Zustande, in welchem Paris ist! Ich kann das nicht zugeben.«

»Und der Herr Marschall würde es Ihnen nicht *vergeben*.«

Sie erhob die Hände gen Himmel und bekreuzte sich.

Sechstes Kapitel.

Wir fuhren fort, Es war kein kleines Unternehmen. Der Wagen wurde zwanzigmal angehalten und durchsucht; die Gouvernante kam fast um vor Angst. Bei jedem Schritte fragte man uns, ob wir aus Paris hinaus wollten, ob wir nach St. Germain führen und wenn man unsere Livrée erkannte, fluchte man gegen meinen Vater. Ich fürchtete mich keine Minute und antwortete immer, wir führen zu Frau Lesdignières und man könne sich davon überzeugen, wenn man uns begleite. Das nahm man an und so bekamen wir eine Bedeckung.

»Mein Gott, mein Gott, was wird die Frau Marschallin sagen!« wiederholte die Gouvernante immer. »Wenn uns nur kein Unglück widerfährt!«

»Es wird mir nichts geschehen, wir gehorchen ja nur meinem Vater.«

Ich war ganz begeistert. Bassompierre sah mich bereits mit Bewunderung an. Nach etwa drei Stunden kamen wir an dem Palaste Lesdignières an. Die Gitter waren geschlossen. Wir mußten parlamentiren, ehe sie geöffnet wurden, denn man fürchtete sich vor unserer Bedeckung.

»Warten Sie!« rief ich den Leuten zu, als der Wagen in den Hof fuhr. »Ich werde bald wieder kommen, dann begleiten Sie mich zurück.«

Sie freuten sich über diese Keckheit Die Franzosen lieben dergleichen immer. Sie warteten auch wirklich und das war ein Glück, wie man sehen wird.

Frau von Lesdignières war außer sich vor Erstaunen, als sie mich erblickte zwischen meinem Pagen und meiner Gouvernante und mit einer Bedeckung von zerlumptem Volke, das laut schrie.

Sie ließ ein großes Feuer anzünden und Wein und Fleisch vertheilen. Die Leute machten bald einen Höllenlärm.

»Frau Herzogin«, sagte ich endlich, »Sie ahnen wohl nicht, was mich in solchem Aufzuge zu Ihnen führt.«

»Allerdings nicht.«

»Ich kann es Ihnen auch nur unter vier Augen sagen. Es geht von mir allein aus und Vater und Mutter ahnen nichts davon.«

Damit sagte ich gewiß die Wahrheit. Meine Gouvernante wollte mich durchaus nicht aus den Augen lassen und sie blieb erst auf Befehl der Dame zurück, als diese mit mir in ein Nebenzimmer trat.

»Madame«, sagte ich sehr rasch, »versprechen Sie mir die Sache geheim zu halten. Vielleicht ist es eine Einbildung von mir, da schadet es nichts; vielleicht kann es aber Euch von Nutzen seyn und dann ist nichts zu versäumen.

Ich aber reichte ihr die Abschrift des Briefes von der Hand des Abbé von La Rivière; in einer Ecke standen die Worte: »Sorgfältig zu bewahren.«

Frau von Lesdignièrès wurde roth.

»Wie kommen Sie dazu, mein Kind?« fragte sie.

»Das darf ich nicht sagen; man würde mich zu sehr ausschelten.«

»Auch mir nicht?«

»Auch Ihnen nichts weiter, als daß ich es gefunden.«

»Gleichviel. Es ist allerdings wichtig und muß sogleich dem Coadjutor zugestellt werden. Sie werden die Sache gerettet haben.«

»Wer soll es dem Coadjutor überbringen?«

»Ich kann es selbst thun.«

»Oder ich?«

Sie dachte nach.

»Nein«, sagte sie dann, »ich thue es selbst. Fahren Sie, liebes Kind, zu Frau von Longueville und erzählen Sie ihr so geheim wie mir, was Sie eben gethan haben.«

Ich freute mich so sehr, eine wichtige Person zu seyn, daß ich nicht zögerte . . . Ich verabschiedete mich zeremoniös von der Herzogin, wurde von dem Sohne derselben bis an den Wagen begleitet und nahm am Gitter meine Bedeckung wieder an, der ich einen Knicks machte und zurief, daß ich zur Frau von Longueville

fahre. Sie begleiteten mich unter Bravorufen.

Wenn mein Vater später die Geschichte erzählte, wollte er sich ausschütten vor Lachen und setzte hinzu:

»Die Kleine ist meine wirkliche Tochter; Niemand in Frankreich außer ihr und mir war im Stande, dem Pöbel auf dem Wagentritte eine Verbeugung zu machen.«

Als ich zu Frau von Longueville kam, fand ich sie in großer Verlegenheit, sie und ihren Bruder, den Prinzen von Conti, und meine Nachricht tröstete sie offenbar. Ich sprach nur mit ihnen. Meine Mutter war eben da, aber sie erfuhr nichts.

Frau von Longueville ging damals mit dem armen Teufel schwanger, den wir alle bei dem Übergange über den Rhein so sehr bedauert haben und der, mit Recht, glaube ich, für den Sohn des Herrn von La Rochefoucauld galt, des erklärten Liebhabers der Herzogin. Sie hatte kurz vorher die Blattern gehabt, war aber engelsschön und das Pariser Volk betete sie an. Wenn sie statt ihres Bruders an die Spitze der Fronde hätte treten können, würde alles viel rascher gegangen seyn. Sie freute sich so über mich, daß sie meine Mutter bat, mich einige Tage bei ihr zu lassen, was denn auch meine Mutter auf meine Bitte bewilligte, besonders als ich sie daran erinnerte, daß ihr der Vater empfohlen hatte, mit der Herzogin gute Freundschaft zu halten.

Ich folgte ihr auch in's Stadthaus an dem Tage als sie die Königin spielte und ihren Dauphin den Parisern übergab, aber ich wurde durch das Volk von ihr getrennt und befand mich bald zwischen drei Weibern und drei schwarzen Kupferschmieden, die sich die Kehle wund schrien:

»Wir haben die kleine Prinzessin Conti! Lasset uns durch mit der kleinen Prinzessin Conti!«

Ich sah mich um und war gar nicht sehr erfreut, so allein unter den schmutzigen Leuten zu seyn. Sie wollten mich gar küssen und sie thaten es leider auch. Dann hoben sie mich empor und trugen mich bis unter die Fenster des Stadthauses, aus welchem der Coadjutor Geld warf. Er bemerkte mich und sah, daß mir nicht ganz wohl zu Muthe war.

»Gute Leute,«rief er, »bringt mir die Kleine, sie hat heute uns Allen einen großen Dienst erwiesen.«

Statt mich zu erlösen, verschlimmerten diese Worte mein Märtyrerthum; Alle wollten mich küssen und zerdrückten mir den ganzen Anzug. Aber ich faßte nun auch wieder Muth; ich wußte ja, daß der Coadjutor mich nicht im Stiche lassen werde. Er schickte auch einen Kapitän nach mir, der mich aus den Händen des Volkes befreite mit der Beihilfe eines allerliebsten Mädchens, deren Geschichte ich sogleich erzählen will, da sie aufbewahrt zu werden verdient.

Sobald ich in dem Saale erschien, kamen die Prinzessinnen, die Prinzen und die versammelten Herren auf mich zu und wünschten mir wegen meines Benehmens Glück. So widerwärtig mir die Liebkosungen der Leute draußen auf der Straße gewesen waren, so stolz machten mich die Schmeicheleien hier. Schade, daß ich nicht ein paar Jahre älter war.

Unter all den Gesichtern, die mich anblickten bemerkte ich auch die besorgten Augen Peguilhins, der hinter meinem Oheim Louvigny versteckt war und in großer Angst zu seyn schien. Sobald ich mich frei machen konnte, ging ich zu ihm.

»Cousine«, sagte er, »ich bin fast gestorben aus Angst um Sie. Ich beschwöre Sie, bleiben Sie nicht hier, kehren Sie nach Hause zurück oder in den Louvre zur Königin von England, denn die Prinzessin Henriette verlangt laut nach Ihnen.«

»Begleiten Sie mich, Cousin?«

»Können Sie daran zweifeln?«

»Sobald man hier zu Ende ist, werde ich hingeben. Zu Hause habe ich Langeweile; die Mutter und die Gouvernante fürchten sich vor Allen.«

Ich hielt mich für nöthig im Stadthause, in der Verwirrung, die dadurch vollständig wurde, als einige Tage nachher der Herzog von Beaufort erschien. Sein Einzug in Paris glich einem Triumphe. Man hätte ihn fast zerrissen vor Liebe. Die Fischweiber zogen ihn aus dem Wagen des Coadjutors und wollten ihn auf dem Markte in ihrer Mitte haben. Eine dieser Frauen, La Marlotte genannt, welche in alle

vornehmen Häuser Fische lieferte, trat zu ihm und hatte an der Hand ihre sechzehnjährige Tochter, das schönste Mädchen, das auf dem Markte zu sehen war. Die Marlotte war sehr reich; stets trug sie für mehr als zweitausend Thaler Spitzen an sich, oder goldene und silberne Ketten mit Edelsteinschmuck.

»Gnädiger Prinz«, sagte sie, »ich führe Ihnen hier meine Tochter zu; man nennt sie hübsch; ich übergehe sie Ihnen, sie ist das Beste und Kostbarste was ich habe. Sie werden mir eine große Ehre erzeigen, wenn sie dieselbe annehmen.«

Es versteht sich von selbst, daß der Herzog sie nicht ausschlug und die Fischweiber deshalb stolzer waren, als Prinzessinnen. Das Mädchen bekam einen Sohn von dem Prinzen, den man Heinrich nannte nach seinem Ahn, Heinrich dem Großen. Beaufort ließ ihn erziehen und nannte ihn Chevalier von Pezon, nach einem Flecken in der Herrschaft Vendome. Er liebte ihn sehr und sagte, wenn er von ihm sprach:

»Er ist das Kind meiner Liebschaft mit der guten Stadt Paris.«

Der arme Ritter von Pezon konnte als unehelicher Sohn seinem Schicksal nicht entgehen und so werden wir ihn denn später in diesen Memoiren wieder finden. Ich habe ihn sehr genau gekannt.

Wie ich es Peguilhin versprochen hatte, ließ ich mich zu der Königin von England bringen, die damals im Louvre wohnte und sich zu dem Hofe wegen der Krankheit ihrer Prinzessin Tochter noch nicht begeben hatte, und diese Krankheit war eine Folge der Entbehrungen aller Art; denn die Tochter Heinrichs IV. die Gemahlin Carls I. empfing im Louvre so wenig, daß es ihr an allem gebrach, selbst am Holze zum Einheizen. An dem Tage, als ich sie besuchte, ließ meine Mutter Holz hinschaffen, ebenso Vorhänge, Matratzen, Decken und alles was zur Möblierung von zwei Zimmern gehörte. Henriette blieb der Kälte wegen im Bett; als sie Holz im Kamine brennen sah, fühlte sie sich so glücklich, daß sie die ganze Nacht nicht schlief und nur immer das Feuer sehen wollte. Dabei rief sie häufig:

»Ach wie schön! Wie schön!«

Die beiden Prinzessinnen waren damals in jeder Art sehr

unglücklich. Außerdem, was sie in Paris zu leiden hatten, befanden sie sich in der schmerzlichsten Besorgnis wegen des Königs Carl I., der wirklich noch in diesem Monat Januar in London enthauptet wurde. Sie erwarteten das, hatten aber die Nachricht noch nicht erhalten. Die Königin erzeigte mir die Ehre mich sehr zu lieben und die Prinzessin hatte mich noch lieber; sie nannte mich Schwester und wollte mich stets bei sich haben. Wir spielten und tanzten mit einander und so wurden wir später die besten Tänzerinnen am Hofe. So Henriette wär damals sehr hager, gar nicht hübsch und blaß, aber sie besaß eine unvergleichliche Anmuth, jenen Reiz, dem Niemand widerstehen konnte und der ihre Mängel so verhüllte, daß man sie gar nicht mehr sah, obwohl sie im Grunde nicht besser war als die Anderen auch, sondern kokett, launenhaft, eigensinnig, so daß sie denen, welche sie sich nicht hätte unterwerfen können, das Leben gewiß recht schwer gemacht hätte; ich kenne freilich auch Niemanden, der sie geliebt haben würde, außer den Herzog von Lothringen und von Effiat. Alle vom Hofe, Herren und Damen, sind ihre Sklaven und Bewunderer geworden.

Um diese Zeit bereits hatte sie eine starke Zuneigung für meinen Bruder, den Grafen von Guiche, eine Neigung, die sich einige Jahre später in ganz anderer Weise kund gab. Ich glaube sie liebte mich seinetwegen. Freilich liebte sie mich auch, weil ich sie unterhielt, weil sie bei meiner Heiterkeit die Verdrießlichkeit und den Kummer ihrer Mutter vergaß, deren Opfer sie in so früher Jugend war. Die Tanzsucht der wir beide verfallen waren, beschäftigte uns einen großen Theil des Tages über. Ich werde nun erzählen, wie diese Lust in uns entstand; dabei erzähle ich zugleich die Geschichte des hübschen Mädchens, das ich oben erwähnte und das mich aus den Händen des Volkes vor dem Stadthause befreien half. Sie war unsere Lehrerin.

An einem Sonntage im vorigen Jahre standen wir, die Prinzessin und ich, an einem Fenster des Louvre nach dem Flusse zu. Wir sahen den Leuten zu, die sich da befanden. Von dem Pont-Neuf kam ein Volkshaufen, der sehr lustig zu seyn schien, eine Seltenheit damals. Das reizte unsre Neugierde, vor dem Fenster machten die

Leute Halt. Mitten auf dem Platze bildete sich ein Kreis und in demselben bemerkten wir eine Truppe Zigeuner, die sehr gut, viel besser als andere ihrer Art gewöhnlich, gekleidet waren. Unter den Weibern war eine so schön, daß sie uns sogleich auffiel. Ihre Brust war gar nicht entblößt; sie trug einen dunkeln Rock und darüber ein kurzes Kleid von blauem Atlas mit Stickereien und goldenen und silbernen Tressen. Das Haar fiel ihr bis an den Gürtel, oben auf dem Kopfe trug sie einen emaillierten Putz und an der Seite eine Schnur venezianischer Zechinen.

Dabei war sie so gewandt, so nett und hübsch, daß sie allein die Augen beschäftigte, zumal wenn sie tanzte. Sie drehte sich in allerlei wunderbaren Figuren um ihren Tänzer herum; wir beide Mädchen staunten und ließen die Tänzerin rufen. Sie kam mit ihrem kleinen Tamburin und machte uns ihre Verbeugung ohne Verlegenheit, aber auch ohne Frechheit. Die Königin von England fragte sie nach ihrem Namen.

»Liance, Madame«, antwortete sie.

»Eine Zigeunerin aus Ägypten?«

»Nein, Madame«, antwortete sie lächelnd, »ich bin aus Fontenay-le-Comte in Nieder-Poitou.«

»Und Ihr zieht so ganz allein im Lande umher?«

»Meine ganze Familie ist es, Vater und Mutter, Bruder und Schwester. Wir stehlen nicht und führen überhaupt kein schlechtes Leben.«

»Habt Ihr nicht Galane?«

»Nein, Madame; ich habe einen Mann, den Schönsten und Besten in der ganzen Truppe.«

»Laß uns doch deinen Tanz sehen.«

Sie fing sogleich zu tanzen an und mit welcher Grazie. Die Prinzessin erklärte, sie wolle so tanzen lernen und ich stimmte bei. Wir forderten sie auf, uns Unterricht zu ertheilen, und die Königin schenkte ihr einen schönen Schmuck. Seitdem kam sie fast jeden Tag und ihr verdanken wir, Henriette und ich, unsere Tanzfertigkeit.

Liance hatte nicht gelogen; sie war ehrenhaft und brav und

obgleich alle galanten Herren vom Hofe sich um sie drängten, gelang es doch keinem, ihr nur die Fingerspitzen zu küssen. Der Prinz ließ sie nach Saint-Maux kommen. Sie tanzte da so viel man wollte, aber das war auch Alles; mehr bewilligte sie nicht.

Ein anders Mal, bei der Prinzessin Mutter, drückte ihr der Narr Benserade das Knie, denn er glaubte ein gewöhnliches Mädchen vor sich zu haben. Sofort kehrte sie sich um wie eine zornige Löwin und zog entschlossen einen langen Dolch, den sie stets am Gürtel trug.

»Wenn wir nicht *hier* wären«, sagte sie, »würde ich Sie niederstoßen.«

»Wenn es nicht so ist«, antwortete Benserade mit seiner gewöhnlichen Frechheit, »so freue ich mich, daß wir hier sind.«

Die jüngere Prinzessin sagte darauf zu Benserade, er verletze die ihr schuldige Achtung, und machte der Liance glänzende Anträge, um sie bei sich zu behalten.

»Das geht nicht an, Madame. Ohne meinen Tanz würden meine Eltern und Geschwister hungern müssen. Ich freilich gäbe dieses Leben gern auf.«

»Sie können die Ihrigen ja auch unterstützen.«

»Sie würden nichts annehmen. Auch sind es sechs Personen. Es thut mir leid, es geht nicht, es geht nicht.«

La Roque, Kapitän der Garde des Prinzen, verliebte sich zum Sterben in Liance und ließ sie von Lebrun malen. Sie gab dies zu, was Jedermann in Verwunderung setzte; als man sie darüber fragte, antwortete sie:

»Porträts so viel man viel; dabei verdient der Maler Geld; weiter aber auch gar nichts.«

Er gab ihr auch ein Abendessen, wobei sich viele Gäste befanden. Er erschien in rosenrother Schäfertracht; sie als Schäferin. Man bewunderte ihren Geist und natürlichen Witz.

Am nächsten Tage tanzte sie wieder wie gewöhnlich auf öffentlichen Plätzen. Es versammelte sich eine große Volksmenge um sie. Als sie zum Einsammeln herum ging, wobei den Teller eine kleiner Affe trug, bemerkte sie zwei sehr anständige, schwarz

gekleidete Herren. Sie traten zu ihr und verhafteten sie. Sie fragte was man von ihr wolle.

»Die Königin hat es befohlen.«

»Wünscht Ihre Majestät; daß ich in St. Germain tanze? Es wäre eine große Ehre für mich.«

»Ihre Majestät befiehlt, daß Sie uns folgen. Sie ist sehr besorgt um Sie und will, daß Sie in ein Kloster gehen.«

»Ich in ein Kloster! Ich bin ja verheirathet.«

»Sie sollen auch kein Gelübde ablegen, sondern nur sich an ein besseres Leben gewöhnen. Darauf wird man Ihnen die Freiheit wieder geben.«

Liance war nicht in der Lage, Widerstand zu leisten; sie folgte den beiden Männern weinend und man brachte sie in das Ursulinerinnenkloster in der Vorstadt St. Antoine. In den beiden ersten Tagen wurden ihre Augen nicht trocken, dann aber kam sie auf einen andern Gedanken, um die Nonnen zur Verzweiflung zu bringen. Sobald man von der Messe, von der Predigt oder etwas dergleichen sprach, fing sie an zu tanzen und allerlei Stellungen zu machen. Die Superiorin, die Priorin, die Äbtissin, der Beichtvater selbst richteten nichts aus. Man mußte der Königin Bericht erstatten und bat um die Erlaubnis, die Tänzerin wieder fortzuschicken.

»Da sie ihr Seelenheil verschmäh't«, antwortete die Königin, »so lasse man sie frei; ich kann nichts mehr für sie thun.«

Liance durfte also zu ihrem Manne und den Ihrigen zurückkehren, was eine große Freude für diese und viele Andere auch war; denn sobald Liance aus der Straße zu tanzen anfang, freuten sich alle Zuschauenden.

Ein trauriges Ende nahm die Sache aber doch zuletzt. Der Mann der Liance wurde von Andern verführt und begann Straßenräubereien. Da man solchen herumziehenden Banden nie traut, so dauerte es auch nicht lange und die Truppe wurde gefänglich in die Abtei in der Vorstadt St. Germain gebracht. Ich werde es nie vergessen, wie die arme Liance in den Louvre kam, um die Königin von England zu bitten, ihr ihren lieben Mann wieder zu geben. Sie sah sehr bleich aus; ihr Haar fiel unter einer Tuchcapuze

hervor; statt des schönen Kleides trug sie Lumpen und ihre Füße waren beschmutzt. Sie weinte heftig und fiel vor Henriette aus die Knie, welche sie bewegt aufhob.

»Ich kann nichts thun«, sagte die Prinzessin; »sehen Sie, in welcher Noth man uns noch läßt und beurtheilen Sie darnach, ob man sich um uns kümmert. Fräulein von Gramont aber vermag mehr als ich; bitten Sie diese, daß sie mit ihrem Vater spreche.«

Ich verfehlte das nicht und ich ließ bei meinem Vater nicht ab, bis er sich bei der Königin verwendete. Liance ihrerseits ging zu allen einflußreichen Personen selbst, weinte und bat so sehr, daß endlich die Königin die Sache in die Hand nahm.

An einem bestimmten Tage wurde Liance mit ihren Gefährten in den Kardinalaster beschieden. Sie warfen sich auf die Knie.

»Gott straft Sie, Liance«, sagte die Königin, die nicht gütig war, »weil Sie aus dem frommen Hause entflohen sind. Die Männer aber sahen mir allerdings wie Taugenichtse aus; ich bin meinen Unterthanen Schutz schuldig und sie werden beraubt und gemordet. Belästigt mich nicht weiter; die Leute sind nicht zu retten.«

Die Unglücklichen standen auf und gingen trostlos fort. Liance konnte nicht mehr erlangen, als daß sie bei ihrem Manne bleiben durfte. Als bald schloß sie sich denn auch mit ihm in dem Gefängnisse ein; dann folgte sie ihm zum Richtplatze und sie soll ihm einen Trank gegeben haben, der ihm den Tod minder schmerzhaft mache. Sie küßte ihn, sprach ihm Muth zu, mit aller Anmuth wie sonst und ließ ihren eigenen Schmerz nicht sehen. Es kam fast zum Aufstande. Das Volk wollte den Mann retten und Liance im Triumph umhertragen. Die arme wurde von den Bewaffneten mit Gewalt fortgebracht; der Mann starb den ihm bestimmten Tod.

Liance durfte ihn begraben.

Seit dem hat die arme Liance stets Trauerkleider getragen, und nie wieder getanzt.

Siebentes Kapitel.

Die Staatsangelegenheiten nahmen den bekannten Verlauf. Mein Vater folgte dem Prinzen lange, als er ihn aber gefangen sah, mochte er Niemand mehr dienen und zog sich nach Bidache zurück. Natürlich folgten wir ihm dahin, Guiche ausgenommen, der mit seinem Gouverneur in Paris blieb, um sich unsere Freunde zu erhalten, sagte der Marschall.

Wir reisten nicht mit Anstrengung; Peguilhin folgte uns zu Pferde mit einem spitzbübischen Diener meines Vaters, der Dutertre hieß, und später, ich weiß nicht ob gehangen oder gerädert wurde. Einige Zeit vorher hatte er sich in den Kopf gesetzt ein Mädchen zu entführen, und er bat meinen Vater um die Erlaubnis dazu.

»Liebt Dich das Mädchen sehr? Hat sie ihre Einwilligung gegeben?«

»Ich kenne sie gar nicht, aber sie hat viel Geld, und . . . «

»Wenn die Sachen so stehen, so rathe ich Dir die Longueville zu entführen, sie hat noch mehr.«

Er verbot ihm den beabsichtigten Streich auszuführen und drohte ihm mit Fortschicken, wenn er ihn nicht unterlasse. Später machte er ihn zum Verwalter von Gesgean bei Orleans. Als er gefangen war, sagte der Geistliche auf der Kanzel:

»Betet für die Seele des Dutertre; er ist an seinen Wunden gestorben.«

Dieser Mensch ritt neben Peguilhin, der ihn nicht leiden konnte, uns voran, als die Gendarmen uns bei Bordeaux anhielten. Peguilhin zog sofort blank; man achtete nicht auf ihn, auch nicht auf meinen Vater. Man wollte uns in Trepette einsperren, und wir fingen schon an zu fürchten, als endlich der Offizier nachgab.

»Zum Teufel, Herr«, sagte mein Vater; »so etwas geschieht ja nur bei den Kannibalen. Ich bin gegen Niemanden bewaffnet, und ziehe friedlich nach Bidache mit Frau und Kindern. Was will man von mir?«

Wir setzten die Reise fort. Meine Mutter wurde fast krank in Folge des Schreckens.

Allmählig sahen wir die schönen Berge der Pyrenäen, fühlten uns aber sehr betrübt bei dem Gedanken, daß wir so zurückgezogen leben sollten. Obgleich meine Familie souverän in Bidache war, gefiel es doch meinem Vater gar nicht da, besonders in der Zeit als sein Vater noch lebte. Dieser war Gouverneur von Bearn; wir sahen ihn nicht; er wohnte in Pau. Mein Vater nur besuchte ihn. Meine Mutter war krank und ich von der Reise so ermüdet, daß ich kaum gehen konnte.

Mein Großvater war schlimmer als böse, er war grausam. Als er sich mit Fräulein von Roguelaure verheirathet hatte, bildete er sich nach den falschen Berichten eines Dieners ein, sie hintergehe ihn und verbringe ihre Zeit mit einem hübschen Vetter. Da fiel ihm denn nichts Besseres ein, als sie in das Verließ in Bidache einzusperren. An einer Stelle in diesem Verliese sinkt der Boden ein, wenn man darauf tritt, und man stürzt in ein tiefes Loch hinab. Frau von Gramont setzte sich ohne Arg auf den besten Stuhl, der gerade auf jener Stelle stand, um sich auszuweinen. Sie stürzte hinab und brach ein Bein. Man war so grausam sie trotz ihrem Jammergeschrei zwei Tage liegen zu lassen. Die Folge davon war, daß ihre Verletzung unheilbar geworden und sie sterben mußte. Mein Großvater verheirathete sich nun mit Fräulein von Montmorency-Boutteville. Meiner Meinung nach gehörte viel Muth dazu, sich diesem Manne anzuvertrauen. Ich für meinen Theil hätte es nicht gethan und habe auch aus Vorsicht in Monaco meinen Gatten, den Fürsten, immer vor mich gestellt, bis mir das Schloß ganz bekannt war.

Gleich nach unserer Ankunft in Bidache unternahm ich wieder Ausflüge wie sonst, aber die Mutter verbot es mir.

»In deinem Alter geht das nicht mehr an«, sagte sie. »Ein Mädchen, das an so Vielerlei Antheil genommen, und sich sogar in die Politik gemischt hat, kann nicht mehr wie ein Kind umherlaufen.«

Ich mußte mich fügen, um so mehr da mein Vater da war. Ich wollte also recht studieren, wenigstens mich so stellen; aber nur das

wiederholte ich gern, was mich die arme Liance gelehrt hatte. Jeden Abend tanzten wir, Peguilhin, Louvigny und ich, mit Mädchen im Orte; sie lehrten uns ihren Tanz, den ich dann in den einfügte, welcher meinen Namen führte, und auf den man so dumme Lieder gemacht hat. Mein Vater amüsierte sich an diesen Ballets, wie er sie nannte. Peguilhin besaß damals unvergleichliche Grazie; später tanzte er nicht mehr so gut, weshalb er es bald ganz aufgab. Bassompierre kam ihm nahe, aber obgleich er viel schöner war, erreichte er doch die Liebenswürdigkeit des Ersteren nicht.

Da ich nicht allein ins Freie durfte, so lief ich wenigstens so oft ich der Frau von Basté entschlüpfen konnte, in dem Schlosse überall umher. Besonders liebte ich die Gallerie mit den Familienporträts. Das der Corisandra von Gramont, einer Geliebten Heinrichs IV., erregte allerlei Gedanken in mir. Ich fragte mich, was wohl mein Vater gemeint, als er mit einem Blicke auf dies Bild sagte: »Wenn man bedenkt, daß es nur auf den Herzog von Gramont ankam, für den Sohn des Königs Heinrich erkläre zu werden, und daß wir dann den Vortritt vor den Vendomes hätten, die doch so stolz sind! Ich hätte es seyn sollen.«

Seitdem habe ich diese Worte verstehen gelernt, ich weiß aber nicht, ob ich meinem Vater Recht geben soll. Uneheliche Geburt, selbst wenn der Vater ein König, ist immer ein Fleck. Ich glaube es ist besser, daß wir sind was wir sind. Haben wir nicht auch ein schönes Fürstenthum, vielleicht das erste?

Viele komische Auftritte gab es mit meinem Oheime von Toulangeon. Er hatte viel Geist, galt aber mit Recht für den ärgsten Geizhals in ganz Frankreich. Man hat an ihm nie einen neuen Anzug gesehen. Seine Leute verloren fast die Hosen und meinem Vater machte er die heftigsten Vorwürfe über unsere verschwenderische Einrichtung.

»Sie werden Ihre Kinder noch arm machen und ich werde sie später ernähren müssen«, sagte er oft.

Die Zeit verging unterdeß, die Angelegenheiten des Hofes wurden geordnet, meinem Vater wurde die Zeit lang, er fehlte auch Allen und er erhielt Briefe über Briefe. Endlich entschloß er sich abzureisen

und verließ meine kranke Mutter. Darum konnten auch wir ihn nicht begleiten. Nur Louvigny nahm er mit sich, während meine Mutter bat, ihr Peguilhin zu lassen. Mein Vater willigte ein, da ihm an Nichts und an Niemanden etwas lag. Mein Cousin war darüber nicht böse, mir aber behagte es nicht. Bidache kam mir, wenn ich mit der Mutter allein da bleiben sollte, wie ein Grab vor. Meine Schwester war geboren, was ich zu erwähnen vergessen habe; die Mutter liebte sie sehr, mehr wie uns, glaube ich, wegen des Auges. Sie glaubte ihr eine Entschädigung schuldig zu seyn. Ich kümmerte mich wenig um die Kleine, denn ich habe die Kinder nie leiden können, die meinigen ausgenommen.

Als mein Vater fort war, befanden wir uns wie in völliger Einsamkeit. Wir blieben beinahe vier Jahre und in dieser Zeit begann die Geschichte meines Herzens. Ehe ich dieselbe erzähle, muß ich ein wenig ausruhen. Ich erschrecke bisweilen, wenn ich die lange Kette abrollen soll, vor all den zahlreichen Ringen, die sich an einander schließen. Welche Ereignisse! Welche Verirrungen! Welche Thränen! Welche Charaktere sind zu schildern, welche Heucheleien zu entschleiern, welche Masken abzureißen! Man hat in dieser Zeit die Sucht groß zu erscheinen — von dem Könige an, der sich größer macht als die ganze Welt, bis zu dem letzten Hofmann, der auch groß seyn will. Und doch wie viele kleinliche Dinge, wie viele kleine und kleinliche Menschen — von dem höchsten an!

Peguilhin blieb nicht die vier Jahre bei uns. Er begab sich zu meinem Vater; dann machte er eine Reise nach Paris, kehrte wieder zu meinem Vater zurück und eines Morgens kam er bei uns wieder an, im Frühlingssonnenschein, unter Blumen und Thau, wie der Gott des Tages glänzend, geschmückt und herrlich. Ich war damals vierzehn, er zwanzig Jahre alt, aber meine vierzehn Jahre waren mehr als seine zwanzig; ich sah völlig erwachsen und frauenhaft aus, sowohl nach meiner Gestalt als nach meinem Gesichte; namentlich aber war ich nach meinem Geist und meinen Gedanken kein Kind mehr.

Ich war an diesem Morgen, ohne daß ich ihn erwartet hätte, früher als gewöhnlich ausgestanden und ging ohne andern Schmuck als

meine Jugend, in einfachem Morgenanzuge, mit einem Roman, meiner Lieblingslectüre, in den Garten hinunter. Seit einer Stunde wenigstens ergötzte ich mich an den Abenteuern, von denen ich las und die ich gern selbst erlebt hätte, als ich plötzlich meinen Namen von einer Stimme rufen hörte, die zitterte und zum Herzen ging. Ich sah auf, erblickte aber Niemanden.

Mein Herz pochte ungestüm. Woher die Stimme, die mir bekannt war und die mich in so zärtlichen Tone nannte. Neben mir befand sich eine dicke Hecke; ich lauschte, nur der Wind bewegte die Blätter und trug mir den Duft der in der Nähe blühenden Rosen zu. Die Stimme sprach noch immer. Ich konnte nicht mehr zweifeln, es war Peguilhin, der sich hinter der neidischen Hecke verbarg, so daß ich ihn nicht sehen konnte. Mich tröstete nur, daß er mich eben so wenig zu sehen vermochte.

»Ach«, sagte ich, »Sie sind es?«

»Ich bin es.«

»Wirklich? Sie in Bidache! Das hätte ich nicht geglaubt. Sie erinnern sich also unser?«

»Ich vergesse nicht.«

»Sie kommen vom Hofe?«

»Ja.«

»Da haben Sie wohl gelernt ein Gespräch zwischen Hecken und Sträuchern hindurch zu führen?«

»Ich wage mich nicht zu zeigen.«

»Warum?«

»Ich kam zu Pferde und bin in Stiefeln.«

»Was schadet es? Ich bin im Morgenanzuge.«

»Erlauben Sie die Stiefel?«

»Ich verlange sie sogar und entschuldige mich auch wegen des Morgenanzuges nicht. Darf man denn auf die Toilette achten, wenn man einander ein halbes Jahr nicht gesehen hat?«

Ich hörte nun schnell gehen und bald erblickte ich Peguilhin, der auf mich zu geflogen kam. Mein Kopf stand in Flammen, mein Herz pochte ungestüm. Er sah sehr blaß aus.

Statt daß wir nun auf einander zugeteilt wären wie sonst, blieben wir verlegen stehen und wagten es gar nicht einander anzusehen. Peguilhin verbeugte sich und ich that dasselbe. Die sechs Monate hatten uns unermesslich verändert. Er war ein Mann geworden und ich, wie schon erwähnt, ein voll ausgebildetes Mädchen. Die beiden Kinder waren verschwunden.

»Cousine«, begann er endlich, »Cousine . . . «

»Cousin . . . «

»Ach, wie freue ich mich Sie zu sehen! «

»Ich auch.«

»Wirklich? «

»Habe ich sonst gelogen? «

»Sie sind so schön geworden! «

»Ist das ein Grund, warum ich lügen sollte? «

»Ein Grund mich nicht mehr zu lieben.«

»Ach, Cousin, seine Freunde liebt man immer.«

»Herzlichsten Dank! «

»Sie haben also den Hof gesehen, den König, die Königin? «

»Ja, Fräulein.«

Alle seine Freudigkeit war verschwunden. Das »Fräulein« klang so förmlich und kalt. Ich sah ihn an und schwieg. Mein Herz war erfüllt von unbeschreiblicher Trauer, die zwar vielleicht etwas Angenehmes hatte, aber mir die Lust benahm ihm alles zu sagen, was ich ihm sonst wohl gern gesagt hätte.

In diesem Augenblicke erschien meine Gouvernante.

Achtes Kapitel.

Frau von Basté nahm ihre verdrießliche Miene an, als sie Peguilhin bei mir sah, der sie wie ein Stutzer und Hofmann begrüßte.

»Sie hier?« fragte sie. »Und Sie haben sich nicht zunächst zu der Frau Marschallin begeben?«

»Das habe ich gethan, aber man sagte mir, sie sey jetzt nicht zu sprechen«, antwortete er mit einem Lächeln, das den Haß entwaffnen mußte.

»Das war kein Grund Fräulein von Gramont hier aufzusuchen, ohne ihre oder wenigstens meine Genehmigung vorher erlangt zu haben.«

»Ich kann es Ihnen zuschwören, daß ich das Fräulein nicht aufsuchte; ich fand sie . . . Aber Sie, Madame, werden wirklich von Tage zu Tage jünger und Ihren Kopfputz da sähe man gewiß am Hofe gern . . . Darf ich Frau von Gué Bagnols darüber schreiben, welche mir die Ehre erzeugt, auf meinen Geschmack einiges zu geben?«

Er kannte Frau von Basté sehr gut und wußte, mit welchem Ansprache sie jeden Morgen eine frisierte Haartour und eine Art Häubchen von schwarzem Samt trug, an welcher sie ihren Witwenschleier mit Goldfäden und so weiter befestigte. Mein Vater machte ihr in so ernster Weise Komplimente darüber, daß man sich hätte krank lachen können; wir Alle stimmten ihm bei, sodaß sie uns glaubte und ihre liebste Beschäftigung darin bestand, fortwährend in anderem Kopfputze zu erscheinen. Um dem Spaße die Krone auszufegen, brachte ihr Guiche einst von einer Reise einen Kopfputz aus der Zeit der Ligue mit, den er bei meiner Großmutter in Pau aufgetrieben hatte. Er gab ihn für die neueste Mode aus und sie trug ihn bei allen unsern Ausflügen und verspottete uns mit unserm »altväterischen« Putze. Vergebens gestand ihr meine Mutter aufrichtig, daß wir sie zum Besten hätten.

»Das wagt man nicht«, antwortete sie und sie legte den Putz nicht

ab.

Das Kompliment, das Peguilhin ihr machte, verfehlte seine Wirkung nicht.

»So gibt es nichts Neues am Hofes bemerkte sie, »da die schönen Damen dort die Kopfputze alter Frauen in der Provinz annehmen?«

»O, man trägt dort auch wunderbare Dinge«, antwortete er; »ich habe einige bei mir in meinem Mantelsack und werde die Ehre haben, sie Ihnen anzubieten. Aber nichts ist bekannter als was Sie da tragen; es ist das Allereleganteste und die Fräulein von Mancini zeigen sich nicht anders öffentlich.«

Frau von Basté sah mich mit triumphierendem Blicke an. Ich sah in der ganzen Sache nichts als Muthwillen und versprach mir viel Spaß davon, als Peguilhin plötzlich eine ernsthafte Miene annahm und mit der Gouvernante von Politik zu reden anfing. Wir wanderten uns beide über die Sicherheit und Bestimmtheit, womit er seine Worte vorbrachte.

»Man erkennt Sie wirklich gar nicht wieder«, sagte die Gouvernante; »Sie sind in jeder Hinsicht ein respektabler Herr geworden und verstehen sich auf Politik, wie der Herr Cardina.«

»Das kommt daher, daß ich ein jüngerer Sohn und aus der Gascogne, Gott sey Dank, von guter Familie bin . . . Ich muß mein Ziel erreichen und ich werde es erreichen.«

Sein Gesicht hatte in diesem Augenblicke wieder einen ganz andern Ausdruck. Es sprach sich in demselben feste Entschlossenheit und unerschütterlicher Wille aus, wie ich ihn seitdem nur zu gut kennen gelernt habe. Er richtete seine Augen auf mich und weihte mich so zur Hälfte in seine Pläne ein. Ich fühlte in diesem Augenblicke, daß ich ihn liebte; ich fühlte, daß mein Leben, meine Zukunft von diesem so stolzen und so entschlossenen kleinen Mann abhängen. Ich fühlte es mehr ahnend, als daß ich mir völlig Rechenschaft hätte geben können; mein Herz hob durch seine Schläge die Falten über dem Busen und ich vermochte dieses Klopfen, diese Unruhe mir nicht zu erklären. Die Röthe, die mir in das Gesicht stieg, die Zaubermacht, welche mich zu meinem Cousin hinzog und die mich selbst unwillkürlich einen Schritt ihm

entgegenwarf, war — die Liebe, die Liebe in ihrer Entstehung oder vielmehr in ihrer Entwicklung; denn ich habe diesen Mann geliebt seit ich in der Welt hin, und ich werde ihn lieben so lange ich lebe.

Er hatte in Paris eine Niederlage in der Liebe, erlitten und seine Eitelkeit war dadurch tief verletzt. Das habe ich natürlich erst später erfahren. Er hatte sich auch an den Triumphwagen des Fräuleins von Gué Bagnols — später Frau von Coulanges— gespannt, die schon damals durch ihre Witzworth ihren Geist und jene Art Schönheit berühmt war, die eigentlich keine ist und die sie noch immer besitzt und vielleicht auch nie verliert. Sie war eigentlich keine sehr reiche Erbtöchter, besaß aber so viele Reize, daß sich Alle um sie bewarben. Peguilhin wollte es den Andern auch nachthun. Anfangs nahm sie ihn ziemlich gut auf und zwar wegen seines guten Aussehens und jener angeborenen Keckheit, in welcher er stolz umherging. Eines Tages, bei Mademoiselle, drehte sie ihm den Rücken zu. Was er auch that, er konnte sie nicht bewegen eine andere Stellung zu nehmen. Als Jemand sie um die Veranlassung fragte, antwortete sie:

»Ich mag den armen Teufel nicht mehr als Schmachtdenden bei mir sehen; er ist zu dumm!«

Man sprach davon und Peguilhin erfuhr es, vielleicht etwas spät, aber er erfuhr es doch. Er hat es nicht vergessen. Er dumm!

»Ich werde es dem Gänschen beweisen, daß ich nicht so dumm bin, als sie glaubt!«

Von diesem Tage an hörte er auf sich mit ihr zu beschäftigen und zeigte ihr seine Verachtung in einer Weise, daß sie Recht bekam. Sie lachte nur darüber.

»Es beweist dies, daß er noch dümmer ist, als ich glaubte«, bemerkte sie.

Der ganze Hof war für sie und gegen ihn, selbst mein Vater, dem Peguilhin sein Leid klagte.

»Herr Vetter«, antwortete ihm der Marschall, »das ist nicht die rechte Art und der rechte Weg. Wenn man von einer Dame des Mangels an Geist beschuldigt wird, beweist man ihr, daß man Geist hat und zieht sich nicht wie ein Pinsel zurück. Fräulein von Gué

spottet über Sie und sie thut Recht; Sie können sich durchaus nicht vertheidigen.«

Lauzun vergaß der Frau von Coulanges den Groll nicht, den er als Peguilhin gehegt hat; sie ist aber gar schlau und weiß sich zu vertheidigen. Sie that als liege ihr gar nichts daran, als achte sie nicht auf ihn, war aber immer auf ihrer Hut gegen ihn. Sie spielte ihm manchen schlimmen Streich, den er vergebens ihr zu vergelten versuchte. Ihr reizender Witz ersetzte bei ihr die Würde, die ihr abging, und obgleich sie dem Beamtenstande angehörte, nahm sie eine Stellung ein, um die sie die größten Damen beneidete. Sie verbringt oft drei bis vier Tage in Versailles bei der Toilette der Königin oder der Favoritinnen; überall hin beruft und wünscht man sie; sie steht mit Jedermann gut. Man muß demnach glauben, daß sie doch mehr Geist besitzt als Lauzun.

Wie dem nun auch seyn möge, er kam nach Bidache, ganz betäubt von diesem Falle und mit dem Wunsche, sich wieder aufzurichten. Bis dahin waren seine Empfindungen für mich kindisch gewesen; er hatte den Keim seiner Leidenschaften an einem kleinen Mädchen versucht und noch war der Gedanke, der Schwiegersohn des Marschalls von Gramont zu werden, nicht ernsthaft in ihm aufgestiegen. Er war eifersüchtig auf mich, wie aus Alles und Alle, auf Guiche und selbst auf Louvigny. Der Spott der Frau von Coulanges und seine Ankunft bei uns entwickelten mit einem Male seinen Ehrgeiz und seine Liebe. Er erkannte, daß er das Bedürfnis habe hoch zu steigen und sah ein Mittel dazu ganz in seiner Nähe. Es brauchte nur angewendet zu werden und so jung er noch war, ging er doch mit Schlangenklugheit dabei zu Werke.

Die ersten Tage seines Aufenthaltes in Bidache vergingen zuerst mit Beobachtungen; dann suchte er sich Freunde zu gewinnen. Man konnte nicht aufmerksamer und liebenswürdiger seyn, als er es gegen meine Mutter war. Sie war noch nie so behandelt worden und liebte ihn deshalb bald mehr, als ihre Kinder, die allerdings alle nicht eben zärtlich gegen sie waren.

»Wie sehr sich der kleine Peguilhin zu seinem Vortheile verändert hat! Wie liebenswürdig und galant er geworden ist! Man sieht und

hört es, daß er in der Schule des Marschalls gewesen ist.«

Für meine arme Mutter war der Marschall das Ideal der Vollkommenheit, selbst der Güte; niemals habe ich eine so blinde Liebe wieder gefunden.

Kurz Peguilhin wurde bald ihr Liebling. Sie konnte nicht ohne ihn seyn; er begleitete sie stets; sie stützte sich auf seinen Arm. Auch Frau von Basté bekam ihren Theil von seinen Aufmerksamkeiten; mich aber sah er kaum an und er schien mich gar nicht mitzuzählen. Er vertheidigte stets die Ansicht meiner Mutter oder die meiner Gouvernante gegen die meinige. Unter den Geschenken, die er mitbrachte, befand sich für mich eine sehr einfache Haube, die ich aus Ärger in seiner Gegenwart einer Dienerin schenkte, und zwar mit den Worten, für sie sey sie gut, aber nicht für mich.

Was er vorhergesehen hatte, geschah, d. h. erlangte das vollkommenste Vertrauen der beiden Frauen, die gar nicht ahnten, daß er ein Mädchen meiner Art eines Blickes würdigen könne, und ihn darum auch nicht mehr beobachteten. Ich meinerseits beschäftigte mich stets mit ihm und zwar aus Unwillen; denn ich sah mich in meiner Eitelkeit verletzt und verschmähet, und so kam mein Gefühl für ihn in vierzehn Tagen weiter, als es in sechs Monaten gekommen seyn würde, wenn er zu meinen Füßen den Schmach tenden gespielt hätte. Ein solches Verfahren ist einer Stolzen gegenüber immer das Beste. Es kam so weit, daß ich vor Ungeduld fast verging, an nichts mehr Geschmack fand, stundenlang mich in meinem Zimmer einschloß um zu weinen, und alle Leute, besonders meine Mutter und meine Gouvernante, schroff behandelte.

Es waren mehrere Wochen so gegangen, als ich eines Tages bei einem Wetter, das eben nur im schönen Süden herrscht, allein mit meinem Hündchen Clelia ausging, um im Freien umherzuschweifen, mich tüchtig ausschelten zu lassen, aber auch vorher meine beiden Tyranninnen in große Angst und Besorgnis zu versetzen. Die armen gutmüthigen Wesen — Tyranninnen! Damals hielt ich sie dafür. Im Schlosse schlief noch alles, wie ich wenigstens glaubte, und ich freute mich höchlich, den Tag ganz allein zu verbringen, in

Bauernhäusern Schwarzbrot und Käse zu essen und mich in allen vier Weltgegenden suchen zu lassen.

Ich kam glücklich aus dem Schlosse und aus dem Parke und fand einen hübschen Fußweg, den ich wohl kannte, und der mich zwischen zwei blühenden Hecken hin auf den Gipfel eines Hügels führte, auf dem eine Ruine stand. Hundertmal schon hatte ich diese Gegend mit Peguilhin und meinen Brüdern durchwandert; sie erinnerte mich an tausenderlei Vorfälle, auch an Peguilhin's sonstige Zärtlichkeit gegen mich, mit der ich sein jetziges verächtliches Verhalten verglich.

»Ich bin doch größer, schöner und klüger als sonst«, dachte ich bei mir; »warum will er mich nicht mehr sehen?«

Von dieser Anhöhe übersah ich das Schloß Bidache und ich sagte mir dabei mit Schadenfreude, wie man mich dort oben suchen werde. Die Fenster glühten in der Sonne, die ganze Gegend hatte jenes reiche Aussehen und jene Großartigkeit, welche die Strahlen dieses Tagesgestirnes geben und welche mich sowohl in Bidache als in Monaco immer entzückt haben. Ich dachte an mancherlei und ernsthafter als gewöhnlich; es fiel mir ein, daß man mich verheirathen könne und ich überlegte mit wem.

»Den armen Tancred hätte ich genommen, Philipp nähme ich auch, aber wo ist er? Ich heirathete ihn gern.«

Da unterbrach ich mich.

»Nein, ich heirathe ihn doch nicht; er verehrt die Frau von Basté und gedenkt sein Glück mit alten Weibern zu machen. Es ist freilich ein Mittel so gut als ein anderes. Möge er es versuchen, Fräulein von Gramont ist für »so wenig« nicht da.«

Gleichwohl konnte ich eine Thräne des Verdrusses nicht unterdrücken, als ich bedachte, daß »so wenig« mich verschmähet. Ich hätte vor Scham sterben können.

»Der Heuchler, der Schmeichler soll mich aber doch ansehen müssen, ich werde ihn schon zwingen dazu, und dann, dann werde ich ihn verschmähen, werde ihn zu meinen Füßen aus den Knien liegen lassen, mich mit irgend einem Prinzen verheirathen und mich an seinem Ärger weiden? Ja, so soll es werden, so soll es

kommen!«

Das Hündchen lief um mich herum und suchte in dem Grase nach den Führten wer weiß welchen Thieres, dann lief es plötzlich laut bellend von mir fort auf dem Wege hin, aus dem ich Tritte hörte. Ich fürchtete mich ganz und gar nicht, und doch hat sich ein Mädchen von meinem Alter und Stande gewiß nie so allein, so schutzlos, selbst ohne Diener in der Nähe befunden; es war ein muthwilliger Streich und gewiß hätte ihn keine andere außer mir unternommen. Ich hatte mir diese Rache ausgesonnen und fand sie außerordentlich süß; die Furcht des Hündchens aber und die näher kommenden Tritte nöthigten mich doch, über meine Lage nachzudenken.

»Wenn ein Räuber käme!« dachte ich.

Und meine Augen fielen auf meine Uhr und den Haken mit Diamanten, die ich trug, auf meine Ringe, meine Ohrgehänge, meine Agraffe. Der Hund bellte immer heftiger.

Neuntes Kapitel.

Man weiß, daß ich nicht furchtsam bin; ich habe dem Geschrei des Pöbels in Paris, seinen Drohungen und Schimpfreden getrost, was gewiß nicht wenig sagen will; gleichwohl konnte ich mich einer unwillkürlichen Angst nicht erwehren und ich schickte mich an, mich so gut als möglich zu vertheidigen. Ich gehöre zu Denjenigen, weiche sich selbst beherrschen, deren Geistesgegenwart und Willenskraft sich nie verleugnet, und die fast immer Herren jeder Lage sind, da sie ihren Muth in der Hand haben. Ich blieb mir selber auch in jenem Augenblicke treu, ging der Gefahr entgegen und rief laut das Hündchen zurück.

Es kam mit gesträubtem Haar und ich zitterte noch, wenn ich daran denke, was ich sah.

Es kam eine alte Frau, ein häßliches mißgestaltetes, mit Lumpen behangenes Weib, dem das graue schmutzige Haar auf die Schultern hing. Sie glich einer alten spanischen Zigeunerin, für welche die Königin Mutter eine besondere Vorliebe gefühlt, und die sie zur Pflegerin der Affen und Papageien in ihrem Zimmer gemacht hatte. Die Alte hatte so ziemlich dieselbe Haltung, bis auf die Lumpen; denn die Andere putzte sich immer zierlich als Zauberin in Schwarz und Roth heraus und sie sagte wahr, wie die Hoffräulein versicherten, die sie den ganzen Tag zu Rathe zogen.

Meine Alte kam näher und näher und trieb mein Hündchen mit einem Stab hinweg, an welchem alte Bänder hingen. Mich sah sie unverwandt mit ihren schwarzen Augen an, die wie zwei glühende Kohlen blitzten. Ein Stein, der von einer Säule gefallen und mit Epheu umwachsen war, lag neben dem Wege, mir gegenüber. Sobald sie ihn erreicht hatte, setzte sie sich darauf und mein Hündchen zerrte nun an ihrem Mantel, der in Fetzen um sie hing.

Sie warf ihn mit höchst würdevoller Gebärde von sich.

»Rufen Sie Ihren Hund, Charlotte von Gramont, wenn Sie nicht wollen, daß ich ihn schlage.«

Ich war nicht daran gewöhnt, daß man so mit mir sprach, richtete stolz den Kopf empor und fragte in gebieterischem Tone, woher sie solche Kühnheit habe.

»Aus meiner Macht«, antwortete sie mir.

»Macht?«

»Sie zweifeln daran. Unvorsichtiges Mädchen, Sie kommen daher, um Freiheit, die Natur, die Liebe vielleicht zu suchen und verkennen die Königin dieser Berge, die Göttin dieser hohen Spitzen, dieser Wolken, dieses ewigen Schnees, der minder kalt ist als mein Herz!«

Diese Sprache setzte mich mehr und mehr in Verwunderung.

»Königin?« wiederholte ich in verächtlichem Tone.

»Ja, Königin und mächtiger als alle Königinnen Europas auf ihren Thronen, denn ich beherrsche nicht nur meine Unterthanen, die Elemente, sondern selbst den Teufel. Alles auf der Erde und im Raume gehorcht mir; dieser Stab ist ein unüberwindlicher Scepter, dem Alles sich unterwerfen muß.«

Ich zuckte die Achseln, ohne zu antworten.

»Willst Du einen Beweis davon, ungläubiges Kind? — Siehe!«

Sie pfiff in eigenthümlicher und so durchdringender Weise, daß die Echos der Pyrenäen wiederhallten. In demselben Augenblicke erhoben sich hundert, zwei-, dreihundert jener seltsamen, entsetzlichen grauenhaften Gestalten, ich weiß nicht woher und zeigten sich nach allen Richtungen hin, aber in großer Entfernung. Die Ruinen waren voll von ihnen; zu zählen waren sie nicht.

»Wenn Du es willst«, sagte die Alte, »kommen sie noch näher und wenn Du es verlangst, kleine *Prinzessin*, erscheinen noch mehr.«

Ich fürchtete mich, ich gestehe es. So allein zu seyn unter dieser Menge Räuber und Missethäter, die mich auf einen Wink der Alten bald in Stücke gerissen haben würden, um mir meinen Schmuck abzunehmen, erschien mir als eine tausendmal ärgere Gefahr, als die Barrikaden und das Geschrei des Pariser Volkes. Ich war nahe daran zu weinen, aber Stolz hat immer im Leben meine Thränen zurückgehalten. Ich bemühte mich sogar, der Alten scharf in das Gesicht zu sehen und ich fragte sie, fast ohne zu zittern.

»Wer sind die Leute und was thun sie auf der Besetzung meines Vaters?«

»Sie sind nicht auf der Besetzung eines Andern, sondern auf ihrer eigenen; vom Anfange der Welt an gehören diese Berge unserem Volke und sie werden ihnen angehören bis zum letzten Tage. Unter denen, die Dich umringen und die Du verachtest, gibt es mehr als hundert, deren Adel sich gegen den deinigen verhält wie die Sonne gegen ein Fünkchen. Ihre Vorfahren haben das Diadem getragen, als die deinigen noch arme Leibeigene waren. Sey also nicht so stolz, Charlotte von Gramont, und verachte die nicht, welche Du nicht kennst.«

Ich hatte meinen Vater oftmals von diesen schrecklichen Nachbarn, von den herumziehenden Stämmen sprechen hören, welche in den Pyrenäen wohnen und von den Spaniern Gitanos genannt werden; gesehen aber hatte ich sie noch nie. Sonst kamen sie bis nach Bidache herunter und nahmen alles mit sich fort was sie ergreifen konnten, aber mein Großvater führte unbarmherzigen Krieg mit ihnen, tödtete ihnen viele durch die Truppen des Königs, drängte sie in ihre Höhlen zurück und nöthigte sie endlich einen Vertrag zu unterzeichnen, in welchem sie sich verpflichteten unsern Boden und unsere Vasallen zu verschonen; unter dieser Bedingung wollten wir uns in ihre Angelegenheiten mit den Andern nicht mischen und in ihren Streitigkeiten neutral bleiben. Der Vertrag wurde von beiden Theilen gewissenhaft beobachtet. Er schrieb sich aus der Kindheit meines Vaters her und seitdem hatte man keine Spur von einem Gitano in dem Fürstenthume wieder gesehen.

Man kann sich also mein Entsetzen denken, als ich sie bewaffnet (sie waren es aber) und ohne Zweifel drohend wieder erscheinen und mich schutzlos in ihre Gewalt gegeben sah. Mein Instinkt sagte mir indeß, daß ich ihnen vielleicht nur dann imponiere, wenn ich mich ruhig und muthig zeige; ich nahm deshalb alle meine Kraft zusammen.

»Was wollt Ihr hier? Was wollt Ihr von mir? Warum nahet Ihr mir und stört mich in meiner Einsamkeit?«

»Wir erwarten Dich, wir suchen Dich schon lange, Charlotte.«

Der Ton der Alten wurde sanft, fast liebevoll.

»Mich?« fragte ich.

»Dich.«

»Was kann mein Geschlecht mit dem eurigen gemein haben?«

»Das weißt Du nicht und kannst Du nicht wissen. Du sollst es erfahren.«

»Ich bin nicht gewohnt, mich von irgend Jemand Du nennen zu lassen«, unterbrach ich sie, da ich über die Keckheit höchlich empört war und nicht länger an mich halten konnte.

»Dennoch werde ich Dich Du nennen und es ist mir sehr gleichgültig, ob Du Dich darüber erzürnest oder nicht; sobald Du die Wahrheit erfährst, wirst Du Dich nicht mehr wundern. Alle diese Zeugen aber brauchen wir nicht; gebiete auch deinem Hunde Ruhe oder ich erwürge ihn.«

Der Hund bellte noch immer und versuchte die Alte zu beißen. Ich nahm ihn auf den Arm, streichelte ihn und verbarg ihn; er knurrte noch, bellte aber nicht mehr.

»Du fragst mich, was zwischen Dir und mir gemein sey, Carlotte von Gramont. Weißt Du, welche Brust Dich genährt hat?«

»Eine junge schöne Bäuerin, die bald nachher starb und die ich nicht gekannt habe.«

»Diese junge schöne Bäuerin — jung und schön war sie allerdings — war keine Bäuerin, sondern — meine Tochter.«

»Eine Zigeunerin meine Amme! Nein, nein, tausendmal nein! Meine Mutter würde das nicht zugegeben haben. Eine Heidin!«

»Hieß sie nicht Katharinen?«

»Ja und das ist ein christlicher Name.«

»Meine Tochter war Christin, aber doch meine Tochter, — mein einziges Kind, die einzige Frucht meiner einzigen Liebe und mit einem Christen«, setzte sie so düster und finster hinzu, daß ich mich wieder zu fürchten begann.

Sie schwieg einen Augenblick, dann fuhr sie fort:

»Dieses Christ hinterging mich, aber wenn er mich auch nicht liebte, Katharinen liebte er, denn trotz meinen Thränen und

Wehklagen entriß er sie mir, gab ihr seinen Namen, erkannte sie als seine Tochter an und machte sie zur reichsten unter seinen Vasallen von Bidache. Um ihre Seele zu retten, that er das, wie er sagte. Ich holte mir zweimal meine Tochter wieder, zweimal entfloh sie, um in eure Dörfer zurückzukehren, denn sie liebte mich nicht, während ich sie fast anbetete. Das Blut ihres Vaters erstickte das meinige in ihrem Herzen. Da ich sie nicht unglücklich machen wollte, ließ ich sie frei oder vielmehr in Sklaverei, weil sie die Freiheit verachtete.«

Ich kann das grauenhafte Gesicht nicht beschreiben, das sich wie umwandelte, noch weniger die gräßlichen Augen, welche aus dem Schmerze Liebe schöpften; es war unbegreiflich. Ich hörte aufmerksam zu; sie schwieg nochmals, dann begann sie von neuem mit einem wilden Aufschrei, der mein Blut in meinen Adern erstarrte.

»Du hast einen Oheim, Charlotte?«

»Mehre.«

»Du hast einen, der über das Heiligste lacht und spottet, der ein Verräther, ein Elender, ein Betrüger, ein Ehrloser ist, der Graf von Louvigny.«

»Sprecht mit mehr Achtung von . . . «

»Achtung gegen den, welcher meine Tochter umgebracht hat! Ich . . . Achtung? Ich bin Niemanden Achtung schuldig; ich kenne nur meinen Haß gegen die Christen. Schweig! Achtung gegen Louvigny, den Lügner, der unter dem Schutze seines Namens, seiner Jugend, seines schönen Gesichtes, seiner erheuchelten Liebe mein Katharinen verführte, sie zur Mutter machte und sie verließ, damit sie sterben möchte. Das wußtest Du nicht, Mädchen, nicht wahr? Du hattest wohl gehört, Louvigny sey ein feiger Prahler, ein Mörder, ein Angeber, aber Du wußtest nicht, daß er auch ein unverschämter Lügner, der erbärmlichste aller Menschen sey.«

Ich kannte das Thun und Treiben meines Oheims recht wohl, dessen wir uns in der Familie schämten, hielt es also nicht für gerathen zu antworten. Die Königin fuhr fort:

»Sie wurde Mutter eines Kindes, das ihre Thränen erstickten, und da Du damals geboren wurdest, so glaubte Louvigny seine Schuld wieder gut machen zu können, wenn er sie als Amme zu der

Marschallin brächte. Sie war damals in Pau und man verließ sich auf einige Aussagen eines Dieners, der dem Sohne des Herrn gefällig seyn wollte. Er bekam so die Geliebte in das Haus und benutzte dies, um sie zu demüthigen. Das sanfte Wesen ertrug Alles schweigend; sie liebte ihn über Alles und sie liebte Dich, Kind, wie sie das Kind geliebt, das sie verloren hatte. Sie rettete Dir das Leben, denn dies Leben erlosch täglich mehr, und niemals hat die Milch einem Kinde besser gethan als Dir die ihrige . . . Ihr Leben freilich ging dabei dahin. Und ich war fern, fern, seit drei Jahren; als ich zurück kam, war es zu spät, mein Katharinchen erloschen wie eine Flamme, auf die der Wind bläst; ich fand sie nicht mehr.«

Die Erzählung interessierte mich, wenn ich auch nicht sagen will, daß sie mich rührte; ich betrachtete die schreckliche Alte mit weniger Furcht und Abscheu. Ich wartete sogar gespannt auf das Weitere.

»Ist dein Oheim seitdem glücklich gewesen? Hat er nicht überall Verachtung, Haß und selbst Schimpf gefunden? Wie steht es mit seinem Vermögen? Hat er am Hofe Glück gemacht? Hat er einen einzigen Freund? Sie wissen es, und ich weiß es auch, denn ich habe Alles gethan, habe meinen Fluch über seine Zukunft ausgesprochen und mein Fluch hat Frucht getragen . . . Halten Sie mich nun für mächtig?«

Alles was sie sagte, war der Wahrheit gemäß. Auch durchrieselte mich ein Schauer vor diesem ungewöhnlichen Weibe; mein Blut erstarrte fast zu Eis.

»Während meine Rache den Unmenschen verfolgte, den ich verwünsche und hasse, richtete sich meine Liebe auf das Mädchen, das mit meinem Blute und mit meiner Milch genährt war, auf Dich. Deinetwegen wurden die Verträge geachtet, die dein Großvater meinem Vater entrissen. Deinetwegen steht das Schloß Bidache, steht das Dorf noch. Welcher Scheiterhaufen würde dem Andenken Katharinchens angezündet worden seyn, wenn Du nicht wärest? Wie würde die Familie Gramont von der Erde verschwunden seyn? Deinetwegen unterdrückte ich meinen Zorn, richtete ihn allein auf den wahren Schuldigen und verschonte die Unschuldigen. Seit Du geboren würdest, ließ ich Dich nicht aus den Augen; seit Da hierher

zurück gekommen bist, suche ich nach einer Gelegenheit Dich zu sehen; heute hat sie sich mir endlich dargeboten und Du wirst mich anhören bis zu Ende. Du kannst mir nicht entgehen.«

Ich war davon zu wohl überzeugt, als daß ich ihr widersprochen hätte.

»Ich kenne alle deine Gedanken, alle deine Wünsche, alle deine Hoffnungen; ich möchte sie verwirklichen können, aber das hängt nicht von mir ab. Das Schicksal reißt Dich fort und ich werde Dir nicht sagen, wie weit es gehen wird, obwohl ich es genau weiß. Es kommt mir nicht zu, Dir es zu sagen. Aber, Charlotte, Du hast einen Theil meiner Unterthanen gesehen und sie wie ich gehören Dir an. Wärest Du am Ende der Welt, unsere Hilfe würde Dir folgen; auf deinen ersten Ruf würden wir herbei eilen. Die Gefahren werden von Dir entfernt werden, ohne daß Du es weißt. Wir können Alles. Wie hoch Du hinaufblickst, wir reichen hinauf. Aber Du allein mußt das Geheimnis bewahren; wenn Du es verriesthest, würdest Du uns die Macht nehmen und deine Diener verderben.«

Plötzlich erschien ein großer schöner, sehr schöner Bursche, der sich majestätisch in Lumpen gehüllt hatte, sprach einige Worte in einer unbekanntenen Sprache, worauf die Alte nur zwei Worte entgegnete und der Bursche so plötzlich verschwand wie er gekommen war. Die Alte wendete sich dann wiederum zu mir und sagte:

»Du wirst sehen, daß ich deinen Wünschen zuvorzukommen weiß, selbst wenn Du sie nicht kennst.«

Zehntes Kapitel.

Bei dieser Äußerung horchte ich aufmerksam auf und meine Blicke mochten wohl Zweifel ausdrücken. Die Alte winkte darum mit der Hand, als wolle sie mich auffordern Geduld zu haben.

»Du liebst der jungen Peguilhin«, fuhr sie mit einem Lächeln fort, das wohl schelmisch seyn sollte; »Du hast das Haus verlassen, weil Du hofftest, er werde Dir folgen; ich habe das vorhergesehen . . . Er geht dort den Berg hinauf, nach fünf Minuten wirst Du ihn sehen und ungestört mit ihm sprechen können. Ich bürge Dir dafür, daß Euch Niemand stören wird. Bist Du zufrieden?«

Ich wurde roth wie ein Mairöschen und das Blut schoß mir so ungestüm nach dem Kopfe, daß mir fast schwindelte. Mein Geheimnis in den Händen eines solchen Weibes! Mir schauderte und mein Cousin kam; ich sollte ihn sehen, ihn hören und die Lösung des Räthsels erlangen, die ich nicht finden konnte. Das war eben so lockend, wie der Apfel Eva's und die Alte verstand sich auf die Versuchung besser noch als die Schlange.

»Wie?« entgegnete ich. Peguilhin hier vor Euch?«

»Nicht vor mir; sei unbesorgt. Weder ich noch die Meinigen können Euch sehen oder hören; nur von Weiten werden wir Euch im Auge behalten. Indeß nimm Dich in Acht vor dem jungen Mann, er ist stärker, klüger und schlechter als Du; wenn Du Dich nicht vorsiehst, wird er dein Herr.«

Zum zweiten Mal verkündete mir Zauberei einen Herrn. Ich wollte keinen Herrn haben; ich stampfte ungeduldig mit dem Fuße auf. Schon hörte ich seine Tritte; ich hätte fliehen mögen, aber das war nicht möglich. So versteckte ich mich unwillkürlich hinter einem noch stehenden Wandstück. Als ich durch die Ritze in demselben sah, war die Alte verschwunden und Peguilhin kam auf mich zu. Da sah ich nur ihn und vergaß alles Übrige; Stolz und Furcht verschwanden; ich trat aus meinem Versteck heraus, so unwillkürlich wie ich dahinter getreten war. Als er mich erblickte, konnte er einen Ausruf

nicht unterdrücken. Ich stand sehr verlegen da.

»Sie, Fräulein, hier? Allein? Ach, wie haben wir Sie gesucht!«

»Ich wollte spazieren gehen«, antwortete ich; »ich war des Aufenthaltes im Hause überdrüssig.«

Das hätten Sie sagen und sich nicht allen Gefahren in diesen Bergen aussetzen sollen . . . Ich sah Menschen von unheimlichem Aussehen umherschleichen; auch gibt es hier Bären.«

»Herr von Peguilhin, erstlich bin ich nicht furchtsam, und zweitens nicht so verliebt in den Umgang mit meiner Gouvernante, wie Sie und ich wollte mir etwas Freiheit nehmen, da man sie mir verweigert. Sie freilich werden ein solches Verlangen nicht begreifen, da Sie sich nur bei alten Weibern wohl befinden.«

Peguilhin lächelte, wie er sonst zu lächeln pflegte; wahrer Sonnenschein war dies Lächeln.

»Ach, Cousine, so klug sind Sie und haben doch nicht errathen was Alles dieses zu bedeuten hatte?«

»Es war da, denke ich, gar nichts zu errathen: es war was es war.«

»Es war nicht was es war, Fräuleins es bedeutete vielmehr: wenn ich mich mit dem beschäftige, was mich ausschließlich beschäftigt, so haben wir zwei Frauen da, welche gar nicht vernachlässigt seyn wollen und den jungen Leuten nicht gestatten, daß sie sich unterhalten, viel weniger noch, daß sie einander lieben. Um jeden Preis müssen ihnen die Augen geschlossen werden. Dafür gibt es kein anderes Mittel als sie so sehr zu täuschen, und ihnen so großes Vertrauen einzuflößen, daß sie später nicht glauben, was sie sogar mit geschlossenen Augen sehen könnten. Fangen Sie an zu begreifen?«

»Nein«, antwortete ich schadenfroh, denn ich verstand es recht wohl.

»So will ich mich deutlicher erklären, da Sie so schwer zu überzeugen sind. Übrigens gestattet man jüngeren Söhnen einer Familie keinen nähern Umgang mit Erbinnen, und obgleich Sie nicht die einzige in Ihrer Familie sind, ist doch ein Mädchen wie Sie immer

ein Erbe; das versteht sich von selbst. Bei dem ersten Blicke, bei dem ersten Seufzer, bei dem ersten Worte würde der arme Peguilhin ohne Erbarmen fortgejagt worden seyn; man hätte ihm sicherlich nicht einmal gestattet, die Thürschwelle nur zu betrachten. Statt . . . haben Sie die Fabel von Orpheus gelesen, welcher den Cerberus fütterte?.«

»Ja . . . ich glaube . . . «

»Ich habe Ihre Güterinnen in derselben Weise gefüttert; sie haben sich füttern lassen und es wird ihnen und uns wohl bekommen, verlassen Sie sich darauf. Mag nun geschehen was da will, ich fürchte keine Verleumdung, keine böse Nachrede mehr. Ich kann keck umhergehen und bisweilen bemerken, daß es in dem Schlosse Bidache ein ziemlich hübsches Mädchen gibt, wie sich Frau von Basté auszudrücken beliebt. Man wird darin nur Artigkeit sehen!«

»Sie sind sehr klug und weise; das haben Sie wohl Alles am Hofe und von Fräulein von Gué Bagnols gelernt?«

»Fräulein von Gué Bagnols hat mich einen Dummkopf genannt. Ich würde ihr und Andern gern beweisen, daß sie sich geirrt hat, aber hier hat weder der Hof noch Fräulein von Gué Bagnols etwas zu schaffen; hier ist es eine Herzenssache.«

»Eine Herzenssache? mit mir?«

»Ach, Cousine, Sie wissen es recht wohl und wenn Sie es nicht wüßten, hätten Sie ein sehr schlechtes Gedächtnis. Wen habe ich von meiner Kindheit an geliebt? Wer war die unumschränkte Königin meines Lebens? Welches Mädchen konnte ich einen einzigen Augenblick verlassen? Warum habe ich nach Hohem gestrebt, wenn nicht um mich ihr zu nähern? Warum wünschte ich mir Ruhm, außer um ihn ihr zu Füßen zu legen? Warum beugte ich meinen Stolz bis zum Diener, außer um bei ihr bleiben zu können?«

»Ich Weiß Nicht . . . «

»Cousine, wiederholen Sie noch einmal, daß Sie es nicht wüßte; aber sehen Sie mir dabei ins Gesicht.«

Ich hütete mich wohl; hätte ich ihn angesehen, so mußte er mich auch ansehen, und davor fürchtete ich mich sehr. Wie albern ist man in diesem Alter! Seitdem habe ich nichts Ähnliches wieder

empfunden und gar oft diese Einem diese blüthengeschmückten Berge, diese großen Wiesen zurückgewünscht, wo wir in der Jugend umherwanderten! Ich habe im Leben Alles kennen gelernt und doch . . . «

»Ja, ich liebe Sie!« fuhr er mit Feuer fort. »Ich liebe Sie, nicht mehr wie sonst, nicht mehr mit der Knabenempfindung, sondern mit echter, warmer Liebe, mit tiefer, unermeßlicher, unbezwinglicher Leidenschaft, der ich ohne Bedenken Alles opfern würde und der ich sicherlich unterliegen müßte, wenn Sie mir jede Hoffnung raubten.«

Ich weiß nicht ob er alles das dachte, aber er sprach mit solchem Feuer und mit solcher Beredsamkeit, daß er Steine hätte rühren können. Mein Herz klopfte heftig und ist mein Busen wogte von niedergehaltenen Seufzern. Er ergriff meine Hand. Ich war nicht im Stande sie ihm zu entziehen, er küßte sie und ich wehrte es eben so wenig. Ich erstickte fast vor Glück, vor Überraschung, ich weiß nicht von was sonst noch; es war mir als befände ich mich gar nicht mehr auf der Erde und die verfallenen Mauern wurden mir zu einem Zauberpalaste..

»Cousine«, wiederholte er, so bewegt als ich, scheinbar wenigstens.

»Cou . . . Herr . . . « stammelte ich.

»Warum Herr? Warum diese Förmlichkeit unter uns? Cousine, darf ich etwas hoffen? Sagen Sie nicht nein! Sagen Sie nicht nein!

Ich sagte nichts, aber ich wagte die Augen aufzuschlagen. Die Augen haben mich zu jeder Zeit verrathen, sie können durchaus nicht lügen; sie sprechen Alles unverhohlen aus. Bin ich erzürnt, so gestehen sie es; gefällt mir ein Mann, gleich erzählen sie es ihm; ist eine Frau meine Nebenbuhlerin und hasse ich sie, so verrathen es ihr meine Augen sogleich; bin ich glücklich, so jubeln sie; bin ich traurig, so klagen sie; hoffe ich, fürchte ich, erwarte ich etwas, sie verschweigen nichts. An diesem Tage des ersten Geständnisses begannen sie zum ersten Mal so zu plaudern.

Wir blieben drei Stunden bei einander, unter der Bewachung unserer Halbwilden so sicher und ungestört, wie der König in seinem Louvre. Diese drei Stunden vergingen so schnell, daß sie uns

vorkamen wie drei Minuten. Wir entwarfen die herrlichsten Pläne, die alle nach einem Ziele gingen, nämlich nach der Verheiratung des Grafen von Peguilhin mit dem Fräulein von Gramont, als ob gar kein Marschall Gramont in der Welt sey und es nur auf unsern Willen ankommt diesen Ehebund zu schließen. Es waren Träume, aber diese Träume bildeten die süßeste Wirklichkeit für mein Herz. Keine Wahrheit hat sie je zu verdrängen, alle Thränen haben sie nicht auszulöschen vermocht.

Alles indeß hat ein Ende hiernieden. Das Erste was uns wieder auf die Erde zurückrief, war die laute Stimme des Magens, der sich an Fasten nicht gewöhnen wollte. Peguilhin unterbrach sich plötzlich lachend und fragte:

»Haben Sie Hunger, Cousine?«

»Gewiß habe ich starken Hunger.«

»Was da anfangen? Ich habe auch Hunger und wie können wir in dieser Einöde etwas Eßbares finden?«

»Vor allen Dingen antworten Sie mir: ist man im Schlosse wirklich um mich besorgt?«

»Man sucht Sie überall, alle Leute sind ausgeschickt und ich begreife nicht, warum man Sie hier noch nicht gefunden hat. Sie müssen mit Blindheit geschlagen seyn. Ich dachte gleich hierher.«

»Wird man mich bei der Ankunft schelten?«

»In allen Worten, welche die französische Sprache zu diesem Zweck bietet.«

»So will ich wenigstens Grund zum Schelten gegeben haben, den Kredit benutzen, den man mir eröffnet, und ihn vollständig erschöpfen. Es wäre nicht unmöglich uns hier ein leidliches Essen zu verschaffen. Ich will es versuchen. Warten Sie.«

Ich stand auf, trat so nahe als möglich an den Wald, in welchem meine alte Freundin verborgen seyn mochte, und rief laut:

»Ich möchte gern ein leidliches Essen für mich und meinen Cousin hierher haben. Werden die Nymphen dieser Haine und die Geister der Luft, die uns so freundlich besucht haben, sich nicht auch des Hungers erbarmen, den sie freilich wohl kaum kennen, der aber

leider ein Attribut unserer menschlichen Schwäche ist?«

Mein Cousin sah mich mit großen Augen an, glaubte wohl ich habe den Verstand verloren und fing an zu erschrecken, als wir zu meinem Erstaunen und zu seinem noch weit größeren eine Stimme vernahmen, die fern her zu kommen schien und wie ein Echo uns zurief:

»Tretet in die Ruinen ein!«

Peguilhin flüsterte mir zu:

»Cousine, das ist Zauberei; fürchten Sie nicht als Zauberin verbrannt zu werden?«

»Kommen Sie nur, wir werden ja sehen.«

Wir traten unter einen Bogengang, der mit Brombeergesträuch und Epheu ganz bewachsen und mit wilden Rosen, so wie einer Menge anderer Blumen eine grüne Wölbung über uns bildete. Kleine Vögel sangen und zwitscherten da unter den Blättern versteckt von ihrer Liebe, während Insekten aller Art in buntem Farbenglanze in der Sonne spielten. Dann gelangten wir in eine Art großen Saal, der noch ziemlich gut erhalten war, in einer Bauweise, die man in jener Gegend nicht weiter findet und der es an einer gewissen Zierlichkeit gar nicht fehlte. Übrigens war das Wetter so schön, so klar, man fühlte sich so wohl im Freien, daß man sich unwillkürlich der Liebe hingab.

In jenem Saale nun, auf einem ganz rein gekehrten Steine, fanden wir appetitlich hergerichtet was wir wünschten. Blumen vertraten die Stelle silbernen Geschirres, aber die Milch, die Butter, die Eier, das Obst, ein Stück kalten Wildprets, herrliches weißes Brot in einfachem aber sehr reinem Geschirr, war gar nicht zu verschmähen. Auch verschmähten wir es gar nicht, eben so wenig eine Flasche trefflichen Weines, die mit zwei Gläsern dastand. Das war das Einzige, was an Luxus erinnerte. Die Gläser waren venezianische, in seltsamer Form, in Gold gefaßt und mit Edelsteinen besetzt. Ich erkannte an dieser Fürsorge meine alte Königin; sie hatte das Verlangen des Magens lange vorher gesehen. Ich dankte ihr in Gedanken und forderte meinen Cousin auf, Platz auf dem Moosbänkchen zu nehmen.

Er konnte sich vor Staunen kaum fassen; ein Billet aber, das er unter einem Pfirsich fand, steigerte es noch mehr. Es enthielt die Worte:

»Erinnere Dich wohl, und rechne auf uns!«

»Sie müssen mir das Alles erklären, Cousine, denn hier steht mein Verstand still.«

»Vielleicht thue ich es, aber erst wenn ich es gewiß weiß, daß Sie weder in meine Mutter noch in Frau von Basté verliebt sind.

Elftes Kapitel.

Wir aßen wie glücklich Liebende, das heißt wir nippten und sahen einander dabei fortwährend an. Nach dem Essen mußten wir an die Rückkehr denken, aber es kam uns schmerzlich vor, sobald von einander zu scheiden. Der Verstand Peguilhin's war damals stärker als der meinige; er entwarf den Plan der Rückkehr und übernahm es den Verdacht unserer beiden Argus abzuwenden, wenn derselbe erregt worden seyn sollte. Er küßte mir die Hand, als er am Fuße des Berges sich von mir trennte und ich ging allein mit meinem Hündchen, Blumen pflückend, aus denen ich diesem ein Halsband, mir einen Kranz wand. Ich war glücklich, sehr glücklich. Ich dachte gar nicht an das, was man mir sagen würde und wahrhaftig, es war mir auch sehr gleichgültig.

Sobald ich erschien, fingen die Mägde und Diener, die lauerten, zu rufen an:

»Da ist das Fräulein! Da ist das Fräulein!«

Frau von Basté, deren Kopfputz ich am Gitterthore des Hofes erblickte, erhob dagegen den Stock und schien Drohungen oder Verwünschungen auszusprechen.

Meine Mutter . . . doch von ihr habe ich etwas zu sagen vergessen — nämlich von dem Scheine von Macht, welche ihr mein Vater im Hause ließ und von seiner Sucht, der armen Frau gegenüber Unwahrheit zu sprechen. Ich habe nie den Grund davon erfahren. Wenige Personen im Hause wußten, wie sehr sie Null war; am Hofe und in der Gesellschaft galt sie für kalt, für sehr klug, so daß sie ihren Mann am Gängelbände führe. Der Marschall versichert, leidenschaftlich in sie verliebt gewesen, von ihr aber mit Stolz behandelt worden zu seyn, er stand aber mit ihr wie die heidnischen Priester mit ihren Götzen. Scheinbar geschah Alles durch die Göttin; Alles wurde der Göttin dargebracht; man herrschte in ihrem Namen; die Anbetung des Priesters und des Volkes galt ihr. In der Wirklichkeit war die Göttin ein Bild von Holz; sie sah und sie

empfand nicht, sie that nichts. Sie stand in ihrer Nische, hoch erhaben, geschmückt mit Steinen und Putz; Alles beugte die Knie vor ihr, Alle verehrten sie, aber der Priester verzehrte die Opfertgaben, der Priester diktierte die Orakel, er beseitigte sie bisweilen, nahm ihr die Steine und den Putz ab und spielte selbst an ihrer Statt die Rolle.

Meine Mutter, die von ihrer Jugend her daran gewöhnt war, wußte die Rolle der geschmückten Göttin so gut zu spielen, daß Niemand an ihr zweifelte. Bei der erwähnten Gelegenheit stand sie in der Zimmerthür, ruhig und gemessen und überdachte eine Strafpredigt, die sie vorher aufgeschrieben hatte.

»Mademoiselle . . . wie? . . . Mademoiselle! Wie geht es zu, Mademoiselle . . . « So hieß es gewiß, dachte ich mir; dann hatte ich eine Verbeugung zu machen, die Augen niederzuschlagen, die Hand auszustrecken, um ihr den Saum des Kleides zu küssen; dann folgte eine Bewegung des Fächers und die Sache war abgethan.

Frau von Basté trat einige Schritte vor, wie eine Eumenide.

»Darf man wissen, Mademoiselle, wohin Sie so früh zu gehen beliebten, ohne Begleitung, ohne es der Frau Marschallin oder wenigstens mir anzuzeigen?«

Ich fing die Reihe meiner Verbeugungen bei ihr an und zwar mit einer recht tiefen.

»Clelia (mein Hündchen) fragen Sie; sie hat mich keinen Augenblick verlassen.«

Die Gouvernante winkte mir gebieterisch mit dem Stocke, um mir zu befehlen, an ihr vorüber zu gehen. Nach einigen Sekunden fuhr sie fort:

»Mademoiselle, das ist unartig; man wird Sie von nun an beaufsichtigen.«

In der Mitte des Hofes blieb sie plötzlich stehen.

»Haben Sie wenigstens Herrn von Peguilhin gesehen, Mademoiselle, der sich aufopfert, vom Morgen an überall herumläuft, um Sie zu suchen?«

Ich ging sehr ruhig weiter, man ahnte nichts; der Cousin schien

noch immer hoch in Gnaden zu stehen. Meine Mutter rührte sich nicht an der Thür und es geschah so wie ich es erwartet hatte. Dann kehrte sie in das Zimmer zurück, setzte sich, nahm ihren Fächer und sah mich an.

»Frau Marschallin«, fragte Frau von Basté in großer Ungeduld, »wünschen Sie zu erfahren, wo Mademoiselle gewesen ist?«

»Allerdings.«

»Sie hören es, Mademoiselle; antwortete Sie Ihrer Frau Mutter.«

»Ich bin in den Bergen mit meinem Hündchen herumgelaufen, habe Blumen gepflückt und Milch bei den Bauern getrunken.«

Meine Mutter begann mit einigen Worten die Strafpredigt, überließ es aber der Gouvernante sie zu vollenden. Ich hörte beide aufmerksam an, was mehr war als sie gehofft hatten, weshalb sie sich auch allmählig beruhigten. Dagegen kannte ihre Besorgnis um Peguilhin keine Grenzen. Er kam noch immer nicht, und ohne mein Verhältnis zu den Zigeunern würde ich selbst unruhig geworden seyn. Man schickte von neuem wohl zwanzig Personen nach ihm ist aus; um acht Uhr brachten sie ihn, schmutzbedeckt, mit zerrissenen Kleidern, bleich, mit aufgelöstem Haar — in der schönsten Unordnung . . . Ja, der Mann war ein geborener Komödiant. Er erzählte dann unerhörte Abenteuer, er hatte sich verirrt, war von einem Felsen herabgestürzt, angefallen, ausgeplündert worden, was weiß ich. Es war ein vollständiger Roman. Man denke sich, welcher Jammer, welche Ausrufungen die Erzählung begleiteten. Man brachte ihn zu Bett, räucherte und salbte ihn, pflegte ihn über alle Beschreibung, aber — was mich sehr amüsierte — man ließ ihn hungern, weil man behauptete, er habe Fieber . . . Und er hatte von Früh an nichts gegessen, als das Wenige unter den Ruinen! In der Nacht stand er auf und stahl ein Brot in der Küche.

So endigte diese Sache. Vielleicht, ja wahrscheinlich hätte sie andere Folgen gehabt, wäre nicht in der Nacht ein Bote von meinem Vater angekommen. Er sandte uns eine dringende Einladung des Herzogs von Caderousse, zu ihm nach Avignon zu kommen. Er hatte sich seit kurzem mit Fräulein Duplessis Guénégand vermählt und lud fast allen Adel in Frankreich in sein schönes Schloß

Caderousse. Mein Vater liebte ihn sehr, konnte nicht selbst zu ihm gehen, wünschte aber, daß meine Mutter mit uns den Besuch mache. Noch einen andern Grund hatte er; Herr von Valentinois sollte dort seyn; der Herr Cardinal fing bereits an, mit ihm von dieser Heirath zu sprechen. Er meinte, er werde mich dort sehen, ohne daß es auffalle, er sagte aber Niemand etwas von seinem Plane, nicht einmal meiner Mutter, noch viel weniger mir. Anfangs war mir diese Einladung widerwärtig, bald aber freute ich mich derselben, Ist denn es wurde beschlossen, daß Peguilhin uns begleite und ich hoffte mancherlei Gelegenheiten auf der Reise zu machen. Er spielte den Spröden und ließ sich bitten.

»Ich kenne ja den Herzog von Caderousse nicht.«

»Sie gehören zur Familie und wir Alle sind eingeladen.«

»Es wäre vielleicht unbescheiden.«

»Sie sind mit dem Herrn Marschall verwandt, und werden die Verwandten desselben nicht überall gut aufgenommen?«

»Wenn Sie es verlangen, begleite ich Sie.«

»Wie bescheiden er ist!« sagten meine Mutter und meine Gouvernante. »Ein Anderer hätte mit beiden Händen zugegriffen, um nur in die große Welt zu gelangen, er aber . . . «

Sie haben beide nie an seinen Charakter und an das glaubst mögen, was er gethan, trotz allen Beweisen. Sie waren bezaubert und mit Blindheit geschlagen. So sind die frommen Weiber!

Herr von Caderousse war ein vornehmer Mann in der Grafschaft Avignon und von dem Papst zum Herzog erhoben. Er hieß Cadara oder Ancegrand und nahm in der Provinz einen hohen Rang ein. Er besaß viel Geist und erwarb sich durch eine That die Zuneigung aller Frauen; seine Gattin, deren Vater Staatssecretär war, befand sich in traurigen Gesundheitsumständen. Um sie nur zu schonen, entsagte er seinen Rechten als Gatte, obgleich er die Ehe unauflöslich gemacht hatte. Von seinem Charakter und seinen Abenteuern werde ich später erzählen. Jetzt verlassen wir erst Bidache und Alles schickt sich zur Abreise an, auch Peguilhin und meine Clelia. Er mußte indeß seinem Vater Anzeige machen, dem Grafen von Lauzun, welcher Lust hatte, ihn mit sich an den Hof zu nehmen. Auf

das erste Wort der Marschallin stand er davon ab. Wir reisten also eines Morgens ziemlich zeitig mit großem Gefolge ab und ich nahm ein verdrießliches Gesicht darüber an, daß der Cousin am Wagenschlage ritt, denn ich mußte ihn hassen wie sonst, mehr sogar.

Er dagegen that als ärgere er mich; er trug Farben, die mir missfielen, sah mich nicht an und reichte mir bei dem Aussteigen kaum die Hand. Natürlich ließen sich die beiden alten Damen dadurch täuschen: ich selbst hatte mich bisweilen täuschen lassen.

Wir reisten schnell, mit unterlegten Pferden und schickten immer Leute voraus, welche dafür sorgten, daß wir in den Wirthshäusern etwas zu essen fanden.

Nicht selten geschah es, daß die Wege, welche durch den Regen verdorben waren, uns lange aufhielten. Die Räder sanken tief ein, so daß der Wagen herausgehoben werden mußte. Meine Mutter ließ bei solchen Gelegenheiten ihren Rosenkranz durch die Finger gleiten und zwar mit einer Geduld, die ich nicht begreifen konnte. Ich suchte gewöhnlich Alles hervor, um sie ein wenig anzuregen, und fand auch ein Mittel, das nie erfolglos war. Sobald ich nämlich den Namen der schönen Corisandra des Audouins, Gräfin von Gramont, unserer und Peguilhin's Ahnfrau, nannte, sobald ich mir eine mehr oder minder indiskrete Frage über dieselbe erlaubte, stellte meine Mutter das Beten ein und rief:

»Schweig!«

Frau von Basté schlug die Augen gen Himmel auf und ich wußte nicht was ich von der armen Corisandra denken sollte, welche mein Vater so sehr liebte und von welcher meine Mutter nicht sprechen ließ.

Eines Tages saß der Wagen drei Viertelstunden in einem tiefen Geleise fest, aus welchem er nicht zu bringen war. Die Pferde waren von Schweiß bedeckt, die Leute fluchten, mein Cousin hätte es trotz unserm Beiseyn gern ebenfalls gethan, Clelia bellte unaufhörlich, Frau von Basté schlief und schnarchte und meine Mutter betete ununterbrochen, ich sang und zwar die Klage Corisandra's. Die Mutter hatte mich nicht gehört.

»Werden wir bald weiter kommen?« fragte ich Peguilhin, als er an dem Wagenschlag vorüberging.

»Hoffentlich, Mademoiselle, denn die Nacht bricht bald ein und unten zieht ein Gewitter auf. Wenn wir nicht bald herauskommen, haben wir nach einer halben Stunde keinen trockenen Faden mehr auf dem Leibe.«

Die Anstrengungen wurden verdoppelt; man peitschte auf die Pferde, man schrie und fluchte und endlich rückte der Wagen heraus. Einige Zeit ging es gut; die schwarzen Wolken folgten uns und wir mußten eilen, denn es war noch weit bis zum Nachtquartier. Peguilhin trieb in Befugnis die Leute an, welche eines Antriebes kaum bedürften.

So ging es rasch weiter, als ein Vorderrad an einen großen Stein im Koth stieß, der Wagen umstürzte und wir Alle untereinander in einen Schmutzoocean fielen. Wir befanden uns aber in fast unbekanntem Haiden, in einer wahren Wüste Languedocs. Ein allgemeiner Schrei und allgemeines Entsetzen folgte. Um uns zu beruhigen murmelte die Marschallin:

»Mein Gott, nimm meinen Geist auf. Dir empfehle ich meinen Gatten und meine Kinder!«

Frau Basté ächzte und wimmerte herzbrechend; ich rief laut nach Peguilhin.

Uns herauszubringen, war keine leichte Aufgabe, indeß es mußte versucht werden. Die Leute opferten sich auf und traten bis mitten an den Leib in den Koth. So gelang es Eines nach dem Andern von uns herauszubringen, um von dem Regen empfangen zu werden, der eben herabzugießen anfang.

»Was soll nun werden?« fragte meine Mutter.

»Ich werde auf Entdeckung ausreiten, Frau Marschallin.«

»Ach, lassen Sie uns nicht allein, Peguilhin; bleiben Sie bei uns; schicken Sie einen von den Leuten«, rief sie so laut sie vermochte.

»Frau Marschallin«, sagte einer der Leute, »es sagt Einer, hinter diesem Wald liege ein Schloß.«

»Ja«, antwortete ein Postillion, »aber es wird in das Schloß

Niemand eingelassen; der Böse hält da seinen Sabbat und das Thor ist vermauert.«

»Und es ist gar Niemand darin?«

»O ja, zwei Herren, ein alter und ein junger, mit drei Dienern. Aber klopfen Sie einmal und warten Sie ob aufgemacht wird.

Zwölftes Kapitel.

Da saßen wir denn im Schmutze. Peguilhin wagte, wie gesagt, nicht zu fluchen, so große Lust er auch dazu hatte; die Postillione fluchten um so mehr und lachten aus Herzensgrunde, zum großen Verdrusse der Frau von Basté.

»Ach«, sagte ich zu der Marschallin, glauben Sie nicht, Frau Mutter, daß es besser sey sich zu einem so schrecklichen Manne zu wagen, als hier in dem Schmutze sitzen zu bleiben?«

»Mademoiselle wird schweigen; wir werden wissen was zu thun ist.«

Ich weiß nicht was auf diese Antwort erfolgt seyn würde, da man aber im Galopp ankommende Pferde hörte, wurde die Aufmerksamkeit oder vielmehr die üble Laune meiner Mutter abgelenkt und Alle sahen sich um.

Es waren zwei Herren mit einem Diener, welche rücksichtslos durch den Koth jagten; mein Cousin rief sie an. Der Erste will vorüber, ohne zu antworten, der Zweite aber, ein junger Mann, hielt sofort sein Pferd an, was beweist, daß er ein guter Reiter war. Peguilhin legte die Hand an die Krempe seines Hutes mit der liebenswürdigsten und vornehmsten Grazie.

»Was steht zu Diensten?« fragte der Unbekannte.

»Die Lage, in welcher Sie uns sehen, spricht deutlich genug; wir wissen nicht was wir in dieser unbekanntem Gegend anfangen sollen und würden Ihnen ungemein dankbar seyn, wenn Sie uns auf irgend ein Haus in der Nähe aufmerksam machen wollten, in das man einige Augenblicke eintreten könnte, bis der Wagen wieder in fahrbaren Zustand gesetzt ist.«

»Nichts leichter als das. Wenn die Damen und Sie, mein Herr, mir folgen wollen, werde ich Sie an einen Ort führen, der nicht weit entfernt ist und wo Sie wenigstens ein Obdach finden werden.«

Der erste Reiter hatte sich sehr schnell entfernt. An einer Biegung

des Weges drehte er sich um, sah, daß sein Begleiter ihm nicht folgte, kam zurück und rief in barschem Tone:

»Warum dieser Aufenthalts? Ist es so angenehm in Sturm und Regen?«

Er kam in dem Augenblick an, als Peguilhin wegen der Artigkeit des jungen Mannes den Hut abnahm. Der Unbekannte hielt, unbedeckten Kopfes, trotz den Bitten und Befehlen meiner Mutter, neben uns und zeigte uns ein schönes, edles, offenes, regelmäßiges, vielleicht etwas melancholisches Gesicht. Je mehr ich ihn anblickte, um so gewisser schien es mir zu werden, daß ich ihn schon einmal irgendwo gesehen. Ich hätte ihn, glaube ich, nach seinem Namen gefragt, so groß war meine Neugierde, als der Andere erschien, und uns ein anderes Gesicht zeigte.

Er legte kaum die Hand an den Hut und rief:

»So kommen Sie doch! Was thun Sie bei diesen Leuten?«

Mehr brauchte es nicht um die gascognische Empfindlichkeit Peguilhin's zu reizen; er trat zu dem Mürrischen, setzte den Hut auf und schlug ihn mit der Hand tief hinein.

»Diese Leute, mein Lieber, sind an andere Reden gewöhnt. Statt Ihren Sohn wegen seiner Artigkeit zu schelten, sollten Sie selbst Ihre Worte besser wählen.«

Der Unbekannte zuckte die Achseln und wiederholte, als habe er nichts gehört:

»Kommen Sie; ich warte, es wird spät.«

Der junge Mann runzelte die Stirne und seine Züge nahmen einen Ausdruck von Stolz und Furcht an, den ich mir nicht erklären konnte. Peguilhin, der ganz aus dem Häuschen war, erhob schon die Reitgerte, die er in der Hand hatte, während unser irrender Ritter eine so gebieterische und doch zugleich so artige Bewegung machte, daß sie sich unwillkürlich senkte.

»Warten Sie einen Augenblick und bleiben Sie ruhig, ich verlange es; lassen Sie mich mit dem Herrn sprechen und ich schmeichle mir, daß wir uns verständigen . . . Die Damen, fuhr er gegen den Andern fort, »sind, wie Sie sehen, in Verlegenheit und suchen ein Obdach in

der Nähe. Ich glaubte, Sie würden Personen von ihrem Range gastliche Aufnahme nicht versagen und habe sie ihnen in Ihrem Namen angetragen. Wenn Sie es wollen, geleiten wir sie in Ihre Wohnung.«

Der Unbekannte, ein Mann von vierzig Jahren, mürrisch und unfreundlich, ließ den derbsten Fluch hören, den ich in meinem Leben vernommen hatte, und wollte sein Pferd herumreißen. Zu seinem Glücke besann er sich anders, denn mein ungestümer Cousin griff schon nach seiner Reisepistole und hätte ihm sicherlich eine Kugel zwischen die Rippen geschickt, denn er spaßte in solchen Dingen gar nicht. Unser künftiger Wirth warf dem jungen Mann — seinem Mündel, wie wir hörten — einen wüthenden Blick zu, der allerdings tapfer ausgehalten wurde und näherte sich dann meiner Mutter wie ein Hund, dem man ein Halsband umlegen will.

»Madame«, sagte er, »Sie haben ein zu großes Gefolge für eine Dame aus dieser Provinz; ich vermuthete eine Dame vom Hofe in Ihnen.«

»Sie irrten sich auch nicht; ich bin die Marschallin von Gramont.«

Ich vergaß seine Bewegung von Unzufriedenheit oder Überraschung sehr geschwind, als ich den jungen Mann fragen hörte:

»Und Mademoiselle ist Ihre Tochter?«

Aller Augen richteten sich auf ihn; er erröthete und schwieg.

Der Name meiner Mutter erlangte von dem groben Alten einen Gruß, den er der Unbekannten verweigert hatte. Er schien mit sich zu Rathe zu gehen und sagte dann, wie bellend:

»Wenn Sie, Frau Marschallin, in mein Haus kommen wollen, werden Sie ein Obdach gegen das Gewitter finden und mir eine große Ehre erzeigen.«

Der junge Mann sah mich fortwährend an und in einem Augenblicke, als ein Jedes daran dachte, aus der Pfütze sich heraus zu arbeiten, blinzelte er mir zu, während er den Finger auf die Lippen legte. Ich errieth nichts und erschöpfte mich in Vermuthungen. Das Eis aber war gebrochen und der barsche Herr mußte anfangen den Wirth zu spielen. Er stieg vom Pferde und bot meiner Mutter die

Hand. Sein Mündel war sofort bei mir, so daß dem Ritter Peguilhin nur seine gute Freundin, die Frau von Basté übrigblieb, deren Haube vom Regen troff und ihr das allerseltsamste Aussehen gab. Ich machte ihm eine bedauernde Miene, die ihn vollends reizte; es fehlte nicht viel, so hätte er die Gouvernante in die Pfütze gestoßen.

So gingen wir denn paarweise, wie Mönche in einer Procession. Meine Mutter erwiderte mit ihrer gewöhnlichen freundlichen Güte die mürrischen Artigkeiten unseres Wirthes, welcher steif einher ging und den Kopf nicht zu bedecken wagte, welcher vor der Zeit das Haar verloren hatte und auf dem er doch, gegen die allgemeine Mode, keine Perücke trug. Ich hatte große Lust zu lachen, und lachte denn auch recht von Herzen.

Mein Begleiter sah sich um und da er sich überzeugte, daß Niemand auf uns achtete, fragte er mich leise:

»Haben Sie den Philipp vergessen, Fräulein?«

»Phil . . . «

»Still! Kein Wort, ich beschwöre Sie! Verrathen Sie nicht, daß Sie mich kennen; ich selbst bin sehr unvorsichtig gewesen, aber die Überraschung . . . und noch immer kann ich mich nicht beherrschen.«

»Sie sind es? Sie hier, so fern von Paris und dem Hofe?«

»Haben Sie seit unserer Kindheit bisweilen an mich gedacht? Erinnernten Sie sich des armen Gefangenen von Vincennes? Ich habe an unser zweimaliges Beisammenseyn immer und immer gedacht; ich habe mir stets gewünscht Sie wieder zu sehen, und Dank dem Himmel, der Sie mir so wunderbarlich zugeführt hat.«

»Was thun Sie hier in dieser von Gott verlassenen Gegend? Bei wem sind Sie? Wo ist Ihre Frau von Rougemont?«

»Ja diesem Augenblicke keine Fragen! Es wird sich später Gelegenheit finden unsere Unterredung fortzusetzen.«

Man bedenke, daß der Regen accompagnirend in Strömen heruntergoß, daß das Gewitter in allem Ungestüm tobte und wir wie aus dem Wasser gezogen waren. Die Blitze blendeten die Pferde, so daß sie ausschlugen, sich bäumten und den Koth um sich

schleuderten. Der Leiter hatte die größte Mühe sie zu halten.

»Sind wir bald an Ort und Stelle?« fragte ich; denn ich war es müde meine Röcke zu schleppen, die eine unerträgliche Last geworden waren.

»Am Ende dieses Weges werden Sie meinen Kerker sehen«, antwortete er traurig.«

Wir befanden uns unter Bäumen; der Boden war besser, aber der Wind schüttelte die Äste und warf uns große Wassertropfen in zahlloser Menge zu. Die arme Basté schrie fortwährend. Endlich bemerkten wir das bescheidene Thor eines sehr verfallenen Hauses. Meine Mutter trat zuerst hinein und der Hausherr fing an sehr laut zu rufen. Zwei alte Mägde und ein alter Kutscher kamen herbei und zerstreuten sich sofort, als sie die Befehle erhalten hatten, einige um Feuer im Camine anzuzünden, andere um mit Peguilhin und unseren Leuten die Pferde in den Stall zu bringen. Mein Begleiter kümmerte sich um nichts; sein Vormund aber gab ihm ein Zeichen, das er wahrscheinlich verstand, denn er ließ plötzlich meine Hand los, doch nicht ohne mir zu sagen:

»Die zweite Thür links.«

Er bückte sich, als wolle er meine Maske aufheben, die mir entfallen war, und Niemand hörte etwas. Dann ging er in das Haus hinein und verschwand.

Unser Wirth geleitete uns mit mürrischer Zeremonie zunächst in ein großes Zimmer im Erdgeschosse, wo kaum etwas von dem Getäfel übrig war, die Ledertapeten herabgingen und nur zerbrochene und schmutzige Möbels standen. Philipp hatte vollkommen Recht, diesen Ort einen Kerker zu nennen. Es zog sich das Herz schon zusammen, wenn man hineintrat.

»Man setzt Ihre Zimmer in Stand, meine Damen«, sagte der Hausherr; entschuldigen Sie, wenn Sie dieselben kahl und Ihrer ganz unwürdig finden wie dieses hier. Ich bin erst seit Kurzem hier, denke sehr kurze Zeit zu bleiben, sehe durchaus Niemand bei mir und bin sehr einfach gewöhnt. Zum Glücke werden Sie nicht lange hier zu leiden haben.«

»O! mein Herr«, begann meine Mutter, nachdem sie sich in einem

Komplimente verwickelt hatte, »das läßt sich wohl begreifen; aber Sie wissen, wer wir sind, wir wissen noch nicht, in wessen Hause wir uns befinden.«

Ich sah immer nach der Thür und Philipp erschien nicht; jetzt nahm ich meine Aufmerksamkeit zusammen, um die Antwort des Vormunds zu vernehmen.

»Ich heiße Dupont, Madame, bin ein Edelmann aus Perigord und hier in Geschäften.«

Das war nicht der Name, den der arme Tancred gehört hatte. Philipp bekam also so oft einen andern Vormund, als einen andern Aufenthaltsort. Wie sehnte ich mich mehr zu erfahren! Die Dienerinnen meldeten, daß das Feuer brenne und unsere Kammerfrauen trockene Kleider für uns bereit hielten. Dupont bot sofort meiner Mutter die Hand. Wir gingen eine dunkle schmutzige Treppe hinauf, an welcher sich die Spinnen angesiedelt hatten. Ein Fenster erhellte sie und dies ging auf den traurigsten Garten, den ich je gesehen habe. Wenn ich hundert Jahre alt werde, ich vergesse ihn gewiß nicht. Der Garten war von einer Mauer eingeschlossen und gänzlich vernachlässigt; in dem Hofe stand hohes dichtes Unkraut. Alle Fenster im Hause hatten die Aussicht in diesen Garten. Armer Philipp! Die Treppe führte in einen dunkeln Korridor. Wir wendeten uns rechts. Peguilhin war voraus geeilt und er erwartete uns an der Thür.

»Madame«, sagte er zu meiner Mutter, »was soll geschehen? Wir sitzen fest; der Wagen ist in schlechtem Zustande; die Deichsel und ein Rad zerbrochen. Einen Wagner und Schmied gibt es hier nicht, sondern erst in einer kleinen Stadt vier Stunden von hier. Vor morgen Früh kann Niemand von dort da seyn. Ich rathe, die Nacht hier zu bleiben, wenn es der Herr erlaubt. Es regnet noch fortwährend und die Wege sind unbeschreiblich schlecht. Ich werde Handwerker holen und die Nacht in der Stadt bleiben. Das ist sicherer und für unsern Herrn Wirth minder belästigend. Die Leute bringen Ihre Koffer und werden in der Nacht vor Ihrer Thür bleiben, um so wenig als möglich zu stören. Lebensmittel haben wir genug, so daß wir nicht zur Last fallen.«

»Herr«, sagte Dupont, indem er sich stolz aufrichtete; »obgleich ich kein Hofmann bin, weiß ich doch, wie man Damen empfängt . . . Es wird der Frau Marschallin an nichts fehlen.«

Wir bleiben bis morgen hier, dachte ich . . . dann werde ich auch Philipp wieder sehen!

Zweiter Teil.

Erstes Kapitel.

Man hatte drei Zimmer eingerichtet, davon ein sehr großes, in welchem sonst das Ehrenbett gestanden, für die Marschallin. Die Dienerinnen brachten mich in das mir bestimmte und ich fand da meine beiden Zofen mit Kleidern. Ich trocknete mich, wechselte sehr rasch die Wäsche und die Kleider und entließ sie dann, weil ich die Wohnung Philipps ausfindig machen wollte. Sobald ich allein was-, ging ich hinaus in die Galerie und bis an die Treppe; von da wollte ich mich links wenden, als sich mir ein unerwartetes Hindernis darbot, ein dichtes Gitter wie in einem Kloster, das einzige Neue in dem Hause, mit vortrefflichen Schlössern.

»Philipp sagte wohl, daß er im Gefängnis sey«, dachte ich bei mir.

Wie sehr ich mich bemühte, das Gitter blieb unübersteiglich und der Korridor nach dieser Seite hin verschlossen. Ich mußte umkehren. Peguilhin war fort, ich fürchtete Niemanden mehr und nahm mir vor, meine Nachforschungen später wieder aufzunehmen. Meine Mutter und Frau von Basté, zu denen ich ging, jammerten. Sie fürchteten sich vor Dupont Seine großen Augen und sein raues Äußere kamen ihnen grausam vor; sie glaubten in einer Räuberhöhle zu seyn und die albernen Zofen bestärkten sie darin.

»Ach, warum haben wir Peguilhin fortgelassen!« rief meine Mutter aus. »Nun sind wir ohne alle Vertheidigung.«

»Sind unsere Leute nicht zu rechnen?« fragte ich.

»Die wird man uns nehmen!«

»Das glaube ich nicht. Übrigens wollte der Cousin in die Stadt reiten und er that Recht, sonst müßten wir drei Tage hier bleiben.«

»Der Herr Graf hat recht wohl bemerkt, daß man den schönen jungen Herrn, der uns zuerst begrüßte, hinter Schloß und Riegel eingeschlossen hat«, sagte die Lieblingszofe meiner Mutter. »Als er zu Pferde stieg, sagte er mir: »Wahrscheinlich, um ihn zu strafen, daß er den Galanten spielte!« Ich frage, wenn man einen so hübschen jungen Herrn einsperrt, bloß weil er dem Fräulein die Hand geboten, was man mit uns vornehmen wird?«

So war mir erklärt, warum mich Peguilhin so leichten Herzens verlassen hatte.

Meine Mutter und Gouvernante jammerten weiter. Als sich unerwartet die Thür öffnete, schrien alte Anwesenden entsetzt auf, aber es trat Niemand ein als der Haushofmeister mit zwei alten Mägden und einem großen silbernen Teller, auf dem sich Wein, Obst und Milch befand, für den Fall, daß die Frau Marschallin etwas zu genießen wünschte, bevor die Mahlzeit bereit sei. Dupont schien sich vorgenommen zu haben, den Wirth so gut als möglich zu " spielen.

»Mein Herr hat mir aufgetragen, die Frau Marschallin zu fragen, wo sie zu speisen wünsche«

»Wo Ihr Herr gewöhnlich speist.«

»So soll mein Herr die Ehre haben mit der Frau Marschallin zu speisen?«

»Nicht nur er, sondern Alle, die er einladen wird, sollen mir willkommen und angenehm seyn.«

Die Leute entfernten sich so zeremoniös als sie gekommen waren.

»Ach, gnädige Frau«, jammerte die Gouvernante, »was haben Sie gesagt! Er wird uns seine ganze Bande bringen.«

»Ach, gnädige Frau«, fiel die Kammerfrau ein, »wie wohl haben Sie getan! Wenn Sie allein gespeist hätten, wären Sie vielleicht vergiftet worden.«

Ich lachte laut auf und sagte:

»Gnädige Frau Mama, fürchten Sie sich doch nicht so sehr. Der Herr Dupont ist ja ein ganz anständiger Herr und so verfallen auch sein Haus ist, ich werde es von oben bis unten durchsuchen und

Ihnen Bericht erstatten. Wenn Fallthüren und dergleichen da sind, wissen wir es wenigstens.«

»Kind!«

»Mademoiselle!«

»Ich verbiete Dir das.«

Ich war schon fort und nahm nur meine jüngste Zofe, Blondeau, mit, die mich nie verlassen hat, die ich später mit Einem aus Monaco verheirathet habe und die nach meinem Tode für meine Denkwürdigkeiten sorgen soll. Sie war heiter und keck gleich mir, und lachte mit mir über die Ängstlichen.

»Zuerst wollen wir mein Zimmer besehen; ich habe ihm kaum einen Blick geschenkt.«

Mein Zimmer war wie die übrigen ohne Möbel; an der einen Seite stand eine Art Bett mit Baldachin und zerrissenen Vorhängen von ursprünglich schönem Stoffe. Im Camine brannte noch Feuer; das Fenster ging auf den erwähnten liebenswürdigen Garten. Ein großer Feigenbaum dessen Zweige bis ans Fenster reichten, gab ihm ein noch traurigeres Aussehen.

»Der häßliche Aufenthalt!« sagte ich. »Was muß Herr Dupont getan haben, daß er dazu verurtheilt wurde? Vielleicht hat er Schätze im Keller. Wir wollen nachsehen.«

Wir gingen wirklich dahin und überall hin, bis in den vergitterten Korridor, in die Kapelle, in den Speisesaal und überall war Alles wüst und leer. Nur in der Küche war Leben und dort sah man uns mit großer Verwunderung an.

Nach dem Ausfluge kehrten wir zu meiner Mutter zurück, deren Angst den höchsten Grad erreicht hatte; sie fürchtete schon, mich nicht wieder zu sehen und forderte ihre Frauen auf, mich zu rufen, wenn es vielleicht noch Zeit sey. Zitternd fragte sie mich, ob ich nichts Gräßliches gesehen habe; dann erklärte sie, sie würde nicht schlafen, sondern die Nacht mit uns im Gebet verbringen.

»Frau Mama«, entgegnete ich, »ich kann es beschwören, daß sich außer den Ratten kein lebendiges Wesen in dem Hause befindet. Ich beschwöre es ferner, daß Sie gar keiner Gefahr ausgesetzt sind

und daß es Niemand in den Sinn kommt, Ihnen etwas zu Leid zu thun. Unsere Leute essen unten mit gutem Appetit; selbst denen hat man etwas geschickt, die bei dem Wagen wachen. Sie befinden sich um Vieles besser als in einem Wirthshause. Beruhigen Sie sich also, wir werden nicht gestört werden, als etwa durch Spinnen, und so Gott will, gut schlafen.

»Ich lege mich nicht nieder. Du bist ein leichtsinniges, in Allem ungläubiges Mädchen, wie können wir also Vertrauen auf das haben, was Du sagst? Ich zittere schon im Voraus, den schrecklichen Mann bei Tische mir gegenüber zu sehen und ich weiß nicht, wie es gehen soll.

Frau Basté war in einer Ecke mit ihrem Rosenkranze beschäftigt und murmelte vorsorglich Ave's. Mitten in dieser Angst wurde gemeldet, daß serviert sey, und unser Wirth selbst erschien, um meine Mutter abzuholen. Es gab eine Szene zum Malen. Sie wagte es kaum, sich auf seinen Arm zu stützen, den er ihr bot, als wenn er die Pest habe. Erst nach einiger Zeit fand sie die Kraft ihn zu fragen:

»Werden wir nicht auch Ihren Sohn sehen, den jungen Herrn, der uns so freundlich Ihr Haus anbot?«

»Nein, Madame, er ist so eben in dringenden Geschäften abgereist Ich bedaure es sehr, aber es mußte geschehen.«

»Ach, der arme junge Mann ist verschwunden!« sagte die Basté zu mir.

»Oder abgeschickt worden, um die Bande zusammenzurufen.«

»Mein Gott, Fräulein, was Sie da sagen! Ich glaube, Sie haben Recht.«

»Und in der Nacht werden sie kommen und uns samt- und sonders ermorden.«

Ich flüsterte ihr dies zu, dann lachte ich überlaut, was mir eine Strafpredigt zuzog, aus der ich mir wenig machte. Man aß, zeremoniös, still, aber reichlich. Dupont saß da, aß nicht und sprach auch nicht. Nach dem Essen gingen wir in unsere Zimmer wieder hinauf, geleitet von rauchenden Fackeln. Der Hausherr verbeugte sich bis zur Erde, wünschte uns eine gute Nacht und verschwand.

Meine Mutter begann nun eine in's Einzelste gehende Musterung unserer Zimmer, ließ dann noch mehr Holz in die Camine werfen, wie heiß es auch schon war, befahl ihren Zofen bei ihr zu bleiben und bat Frau von Basté, ihr einige Gebete und Kapitel aus dem »Spiegel der christlichen Seele«, ihrem Lieblingsbuche, vorzulesen. Da bat ich sie um die Erlaubnis, die Blondeau mit in mein Zimmer nehmen zu dürfen, um wo möglich zu schlafen.

»Ich bitt sehr müde«, sagte ich, »fürchte mich nicht und denke ganz gut zu schlafen.«

»Geh, mein Kind, wenn ich mich sehr fürchte, werde ich Dich rufen.«

Die Blondeau folgte mir. Wir schlossen unsere Thür so gut, daß sie ohne unsern Willen weder von Freunden noch von Feinden geöffnet werden konnte. Nur beunruhigte mich im höchsten Grade dies Einsperren Philipps. Ich hätte ihn gar zu gerne gesehen. Ich wollte ungestört darüber nachdenken und wies der Blondeau einen großen Sessel an, wo sie bald die Augen zudrückte. Nach einer halben Stunde herrschte die tiefste Stille um uns her. Man hörte nur das regelmäßige Atmen meiner Zofe, die, wie sie sagte, unter meinem Schutze sich weder vor dem Teufel, noch vor Menschen fürchtete. Der Mond hatte die Wolken vertrieben und schien in das Zimmer herein; das Fenster hatte ich ausgemacht, denn es war unerträglich heiß.

Mit einem male war es mir, als höre ich Geräusch im Erdgeschosse, wie leise Tritte. Ich hatte mich angekleidet auf das Bett gelegt, sprang auf und war sogleich am Fenster. Ich hatte mich nicht geirrt; ein Mann ging da unten, tief gebückt, mit äußerster Vorsicht. Anfangs fürchtete ich mich und das Herz klopfte mir gewaltig; bald pochte es aber noch stärker und zwar nicht mehr aus Furcht, denn der Mann war Philipp.

Ich hatte an seine Abreise nicht geglaubt und erwartete ihn fast; nichtsdestoweniger war ich fast eben so sehr erschrocken als erfreut. Ich folgte ihm in Gedanken; er sah mich nicht, aber er hatte sich gut erkundigt; er kam gerade auf das Ziel zu. Sobald er den Baum vor meinem Fenster erreicht hatte, faßte er den Stamm und

nach zwei Sekunden war er oben. Sofort erkannte er mich und sprang leicht auf das Fenster.

»Mademoiselle!« sagte er mit bebender Stimme.

»Still!«

Ich zeigte auf die schlafende Blondeau, denn sie konnte erwachen und schreien. So trat ich denn lieber zu ihr und berührte ihren Arm; sie schlug die Augen auf und erkannte mich.

»Fürchte Dich nicht«, sagte ich; »es ist ein Herr da, den ich kenne und mit dem ich sprechen möchte; schlafe nicht, sieh her, aber horche nicht, denn es ist etwas sehr Ernstes.«

Die Blondeau war ein kluges Mädchen und hatte mich lieb. Sie winkte mir und setzte sich so, daß sie uns sehen, aber nicht hören konnte. Dann ging ich wieder zu Philipp, der am Fenster kauerte und ungeduldig auf mich wartete.

»Da bin ich«, sagte ich; »sprechen Sie und erklären Sie mir viele Dinge; denn Ihr Leben ist ein Gewebe von Geheimnissen. Vor allen Dingen, wer sind Sie?«

»Das weiß ich nicht.«

»Was wollten die Königin und der Cardinal bei Ihnen?«

»Ich weiß es nicht.«

»Sie haben Samt-Mars verlassen?«

»Ach nein.«

»Dieser Dupont . . . «

»Er ist es.«

»Aber . . . «

»Fräulein von Gramont! Fräulein von Gramont!« rief Frau von Basté, die, heftig an die Thür pochte; »machen Sie auf; die Frau Mama verlangt nach Ihnen.«

Zweites Kapitel.

Die Basté unterbrach mich in dem interessantesten Augenblicke, als ich endlich etwas erfahren sollte. Und wenn man Philipp in meinem Zimmer bemerkte! Was für Geschrei, was für Geschichten hätte das gegeben? Vor den Strafpredigten der guten Frauen fürchte ich mich nicht, aber Peguilhin erfuhr es sicherlich, und wie ihn von der wirklichen Wahrheit überzeugen? Er glaubte gewiß nicht, was ich sagte und beschuldigte mich. Ich wußte nicht was ich thun sollte. Endlich brachte mich mein junger Freund auf dem Feigenbaum aus der Verlegenheit. Er war schon wieder unten am Boden und flüsterte mir zu:

»Ich komme wieder.«

Die Blondeau, die minder verlegen war als ich, rief durch die Thür:

»Fräulein schläft.«

»Wecken Sie sie.«

Ich erwachte selbst und fragte was es gebe.

Die Blondeau machte auf, ich warf mich geschwind auf das Bett und dehnte die Glieder.

»Geschwind«, hieß es draußen vor der Thür. »Man hat im Garten unten gehen hören und einen Mann gesehen.«

»Ach«, dachte ich, »er ist entdeckt. Wir werden einander nicht wieder sehen.«

Unterdessen rief man:

»Er ist von dem Baume am Fenster des Fräuleins heruntergestiegen . . . ich sah ihn. Hilfe! Mörder! Feuer! Diebe!«

Und Alle stimmten in den Ruf ein:

»Hilfe! Hilfe!«

Meine Mutter dagegen hörte ich sagen: »Wir wollen fort . . . fort! Ich mag hier nicht bleiben. Wo sind meine Leute? Man sehe nach meiner Tochter.«

Die Leute hatten sich auf dem Korridor, auf der Treppe, wo sie

sonst ein Plätzchen gefunden hatten, niedergelegt; sie mußten bei dem Lärm aufstehen und Einer erschien mit blankem Degen. So aufgebracht ich auch war, hätte ich doch gern lachen mögen, und alles das eines armen Jungens wegen, der mit einem Mädchen reden wollte! Meine Mutter rief unterdeß immer, daß sie keine Minute länger in dem Hause bleibe, daß man uns ermorden wolle, daß sie im Nothfalle zu Fuße gehe. Man brauchte länger als eine halbe Stunde sie zu beruhigen. Sie ließ dann mein Fenster zumachen, verlangte, daß ich bei ihr im Zimmer bleibe und stellte zwei Diener als Wache vor meine Thür. Ich war außer mir vor Zorn.

Der Tag bricht in dieser Jahreszeit früh an; er dämmerte als der Lärm sich beruhigt und Frau von Basté mich zwischen sich und meine Mutter gebracht hatte, wo man vor Hitze und Rauch von den Fackeln kaum mehr atmen konnte. Dann ging es wieder an das Lesen des »Seelenspiegels« und, das Schlimmste, ich mußte zuhören. Meine Mutter schlief halb: die Gouvernante nickte bisweilen mitten in einem Satze.

Dir Blondeau begriff Alles; sie kehrte in mein Zimmer zurück unter dem Vorwande irgend etwas zu holen und stellte sich an das Fenster. Sie fürchtete, der Tollkopf werde wieder kommen, wenn er keinen Lärm mehr höre. Die Schildwachen schliefen.

Das Merkwürdigste war, daß der Lärm den Saint-Mars nicht herbeigebracht hatte. Der gute Mann hatte indeß vielleicht seine Gründe: er entzog sich jeder Erklärung.

Niemals ist mir eine Nacht so lang vorgekommen. Bei der Morgendämmerung endlich erhielt ich die Erlaubnis in mein Zimmer zurückzukehren, wo die Blondeau mich erwartete. Sie kam mir mit einem Finger auf den Lippen entgegen und zeigte mir ein Papier, das sie in der Hand hielt.

»Ein Briefchen!« sagte sie leise.

Ich nahm zitternd den Brief; ich hatte noch keinen erhalten. Ich wagte kaum ihn zu öffnen; ich glühte im Gesicht und wurde dann plötzlich blaß. Ich war alles was man ist, wenn man noch nicht weiß, was Schmerz oder Freude ist und die Jugend die schönen Worte ins Ohr zu stammeln beginnt.

»Blondeau, gib Acht, daß man uns nicht stört, ich will lesen . . . Wie hat er Dir den Brief gegeben?«

»Er kletterte wieder auf den Baum und reichte ihn mir zu. Herr von Bassompierre hätte es nicht besser machen können.«

Ich erbrach das Briefchen; er waren nur einige Zeilen.

»Mademoiselle,

»Ich halte mich für ganz und gar unglücklich, da ich von dem Paradiese vertrieben wurde, das ich kaum erreicht hatte, aber ich muß Sie wiedersehen und werde Sie wiedersehen. Ich weiß, daß Sie nach Caderousse reisen, ich weiß, daß dies in der Grafschaft Venaissin ist, und wenn Sie mich binnen einem Monate nicht zu Ihren Füßen sehen, so sagen Sie sich, es sey um den armen Philipp geschehen. Ich bin für das Unglück geboren. Ich habe von der Zukunft weder Liebe noch Ruhm zu erwarten und mein Vormund ist der einzige Mensch, mit dem ich umgeben darf. Ehe ich länger so fort vegetiere, will ich lieber rasch mein Schicksal entscheiden und Sie sind dann mein. Auf baldiges oder Nimmer-Wiedersehen.

Jules Philipp.«

Ich las das Billet zweimal und dann trat ich sinnend an das Fenster. Die Luft war himmlisch, das Wetter köstlich; die Vögel hüpfen und sangen auf dem Feigenbaume und flogen fort, als ich hinzutrat.

Ich blickte in den unbekanntem Garten, unter den Bäumen umher; ich suchte nach meinem Liebhaber und dachte, ich gestehe es, vielmehr an ihn, als an Peguilhin. Das so entschlossene Briefchen gefiel mir. Der Knabe, der Alles wagen wollte, um mir zu folgen, erschien mir wie ein Ritter aus der Ritterzeit.

»Wir werden sehen, ob er nach Caderousse kommt. Ich wünsche es um seinet- und meinetwillen.«

Und wieder las ich die Zeilen. Wie viele ähnliche Briefe habe ich seitdem empfangen! Alle habe ich verbrannt, jenen ersten aber

getreulich aufbewahrt. Wenn die Gouvernante von dem Abenteuer etwas geahnt, hätte ich gewiß alle Mittel gegen die bösen Geister zu Hilfe gerufen. Die gute Frau hat mich doch eigentlich nie gekannt. Für sie war ich anfangs nur Fräulein von Gramont und später Fürstin von Monaco. An Geist, Herz, Neigungen und Kopf dachte sie nicht. Ich möchte einem klugen Mädchen nie eine solche Thörin als Führerin geben.

Um acht Uhr kam Peguilhin mit dem wieder hergestellten Wagen. Ich erröthete als ich ihn sah; er bemerkte es und war so fein, daß er sofort einen Fehltritt von meiner Seite ahnte, wenn er auch nicht zu bestimmen vermochte, worin er bestanden. Als man ihm von der Geschichte der Nacht erzählte, sah er mich an und errieth, was er errathen konnte. Auch hatte er auf der weiten Reise die übelste Laune.

Herr von Saint-Mars erschien, um uns ein kostbares Frühstück zu bieten, während unsere Koffer wieder aufgepackt wurden. Er war ungemein artig, in der Weise, welche verräth, wie froh man ist, die Gäste wieder los zu werden. Meine Mutter bewies sich sehr freigebig und ließ den Leuten ein fürstliches Trinkgeld zurück. Von meinem Vetter hätten sie nichts erhalten.

»Auf dem Rückwege werden wir Ihnen einen Besuch machen«, sagte die Dupont, um etwas Artiges hinzu zu setzen.

»Ich bin Ihnen sehr dankbar, Frau Marschallin, aber ich werde dann fern von hier seyn und Ihnen also nicht einmal die ärmliche Gastlichkeit bieten können wie jetzt.«

»In diesem Falle nehmen Sie meinen Dank, und wenn Sie am Hofe etwas wünschen, wenden Sie sich getrost an mich. Wir haben einigen Einfluß da, den wir Ihnen gern zur Verfügung stellen.«

Eine Verbeugung war die Antwort des Herrn. Wir stiegen in den Wagen und brachen wieder auf. Als wir wieder das erste Mal anhielten, fragte Peguilhin die Dame über die Ereignisse der Nacht und den geheimnisvollen Mündel, von dem man nichts wieder gehört.

»Er hat eine außerordentliche Ähnlichkeit, die mir sofort aufgefallen ist«, setzte er hinzu; »ich wundere mich, Frau

Marschallin, daß sie Ihnen entgangen ist. Der junge Mann ist das wahre Porträt des Königs.«

»Des Königs?«fiel ich ein.

»Ja, zwei Tropfen Milch sind einander nicht ähnlicher; es ist dieselbe Stimme, derselbe Wuchs.«

»Ich kann nichts dazu sagen,«entgegnete meine Mutter. »Wir Alle haben Se. Majestät seit seiner Kindheit nicht gesehen.«

Damit hatte das Gespräch ein Ende. Wir fuhren ohne Aufenthalt und Unfall weiter bis an die Grenze der Grafschaft, wo uns der Cardinal-Legat italienisch becomplimentiren ließ. Man antwortete französisch, dem Herkommen gemäß, welches verlangt einander anzureden, sobald man weiß nicht verstanden zu werden. Man löste die Kanonen und erzeugte uns alle Ehren. Meine Mutter war nicht stolz darauf, denn sie sagte sich, es geschehe alles des Marschalls wegen.

Eine Enttäuschung erwartete uns indeß in Caderousse, das ein sehr hübsches Haus an der Rhone ist. Die Heirath hatte nicht stattgefunden; da aber einmal so viele Gäste eingeladen waren und hundert Boten hätten ausgeschickt werden müssen, um die Einladungen zurück zu nehmen, entschloß sich der Herzog, Feste zu geben. Das Seltsamste dabei ist, daß die Heirath später doch stattfand, als Fräulein Duplessis-Guénégoud heirathsfähig geworden war. Vorher versuchte Caderousse sein Glück an mehren andern Orten; er warb z B. auch um Fräulein von Sévigné.

Ich hatte Lust von Caderousse und seinen Körben zu erzählen, obgleich sie erst in eine spätere Zeit fallen. Er ist ein seltsamer Mann und er kam in Verbindung mit noch viel seltsameren. Als er uns zu sich geladen, war er noch jung.

Als wir ankamen und in dem Hofe ausstiegen, wurden wir von ihm selbst und mehren seiner Freunde empfangen. Einer derselben bot mir die Hand und sagte in dem angenehmen Tone einer kreischenden Säge:

»Mademoiselle, ich habe die Ehre der Überbringer eines Briefes des Herrn Marschalls von Gramont für die Frau Marschallin zu seyn. Werde ich ihr denselben übergeben können? Ich bin der Herzog von

Valentinois.«

»Es wird eine Ehre für meine Mutter seyn«, antwortete ich sehr trocken, denn er gefiel mir gar nicht.

Er war ein kleiner, kurzer, dicker Mann mit Augen wie ein weißes Kaninchen, einer Rüsselnase, mit Wurstlippen und einer maßlos großen Perücke in Semmelblond ohne Locken, einem wahren Strohdache. Er trug einen Frack von gelblichem Sammet mit Scharlachborten, unermeßlich viele Spitzen und Diamanten an allen Fingern. Seine Hand sah aus wie die eines Accoucheurs oder Zahnausziehers. Er ging wie ein Chaisenträger mit breit ausgespreizten Beinen und sein Gesicht nahm bei allem was ihn unangenehm berührte, sofort die Farbe eines Hahnenkammes an. Die Herren von Rochefoucauld und La Bruyère behaupten, Leute mit solchem Krebschalengesicht besäßen großen Eigensinn und seltene Bosheit. Auch haben sie Recht, wenigstens bei diesem.

Er führte mich bis in den Salon, wo Verbeugungen, Umarmungen und Begrüßungen aller Art gewechselt wurden. Herr von Valentinois blieb hinter mir und wartete auf einen günstigen Augenblick. Da trat er zu meiner Mutter, rundete den Ellbogen und reichte ihr lächelnd und mit einer Turteltäubchenmiene den Brief.

»Was ist das?« fragte meine Mutter erstaunt.

»Ein Brief von dem Herrn Marschall, der mich beauftragt hat, Ihnen denselben zu überreichen.«

Die Marschallin steckte den Brief ein und sprach nicht mehr davon. Herr von Valentinois sah mich an und ich ahnte nicht im Entferntesten, welche Stürme meine Mutter da in ihrer Tasche trug.

Drittes Kapitel.

Caderousse war ein großer, gut gewachsener Mann von vornehmen Aussehen, mit einem keck empor gedrehten Schnurrbarte.

Ehe ich von ihm weiter erzähle, muß ich etwas vorausschicken.

Die Marschallin von La Mothe, die Gouvernante der königlichen Kinder, hatte drei Töchter. Der Vater derselben, ein Edelmann aus der Picardie, hob sich durch sein Verdienst zur höchsten Würde des Reiches und setzte somit die Töchter in den Stand, ihre Forderungen hoch zu spannen. Ihre frühzeitig verwitwete Mutter wollte sie so fromm machen wie sie selbst war, aber der Teufel trieb sein Spiel. Sie sind alle hübsch und nur ihre Figur könnte getadelt werden. Frau von Sévigné sagt: »Es ist sehr schade. Die Fräulein von La Mothe sind Diamanten, aber nicht rein; sie haben einen Fleck.«

Dieser Fleck ist eine Art Buckel, der aber nicht verunziert, der sogar anmuthig ist und den Anzug nicht verdirbt. Man sieht ihn, möchte ihn aber nicht missen; vielleicht wären sie ohne diesen kleinen Buckel nicht so reizend wie sie sind. Das Gesicht ist tadellos. Die jüngste namentlich, Fräulein von Ventadour, kann für ein Wunder gelten. Ich möchte sie den ganzen Tag im Spiegel betrachten. Die älteste nannte man Fräulein von Toussi und sie wurden von allen Stutzern umschwärmt. Die Marschallin aber, die nur einen Mann suchte, verscheuchte den Schwarm, verbot das Augenspiel, das Lächeln und die Liebesbriefchen. Das gefiel der Tochter nicht, in der sich mancherlei Verlangen regten.

Man hütete sie so gut, daß kein anderer Mann in der Nähe blieb, als der Kavalier ihrer Mutter, Hervieux, der schon vierzig Jahre alt und häßlich, wenn auch gut gewachsen war; aber er war doch ein Mann. Sie gab ihm recht deutlich zu verstehen, daß sie gern mit ihm tändeln möchte. Er that aber als verstehe er sie nicht und bat endlich die Marschallin um seine Entlassung. Die Mutter durchschaute die Sache, verschaffte ihm das Konsulat in Turin, einen guten Gehalt

und hielt ihn für den bravsten Mann in ganz Frankreich.

So war denn Fräulein von Toussi verlassen. Da sah sie Caderousse bei ihrer Tante Bonnelle, wo stark gespielt wurde. Es war in der Zeit, als man ihn so hoch schätzte, daß er der Mann seiner Frau nicht sey (die eben keine Frau war) Er ließ sich von Jedermann beklagen und da er sehr verschwiegen war, fand er überall Entschädigung. Aus seiner Nachsicht gegen seine häßliche, todkranke Frau, die er herzlich gern los gewesen wäre, schloß man, er müsse besser als alle andern Männer seyn.

Er bemühte sich um Fräulein Toussi, welche die Spröde spielte, endlich aber ihn fragte, ob er sie wohl heirathe, wenn seine Frau gestorben seyn würde. Caderousse war nicht sparsam mit zweideutigen Versprechungen, die nicht binden, aber die täuschen, welche sich täuschen wollen. Fräulein von Toussi wollte es.

Er war auf dem besten Wege, als er eine bedeutende Summe im Spiel gegen den König verlor.

Einen Theil da- von bezahlte er baar, und dann horchte er, ob er für das Übrige Frist erhalten könne. Man antwortete ihm, Spielschulden könnten nicht warten. Der Herzog mußte also abreisen, und zu Hause Geld auftreiben. Diese Reise betrübte ihn und das Fräulein sehr, denn man war über zärtliche Küsse und süße Versprechungen noch nicht hinausgekommen, — das sind auf der Liebescharte des Fräulein von Scudery sehr fern von der Hauptstadt entlegene Dörfer, von denen man noch sehr weit hat bis zu dem Palast des höchsten Glückes.

Caderousse sah, daß das Geld in der Provinz selten sey; er blieb deshalb lange und dieses Ausbleiben wurde ihm verderblich. Der Herzog von Aumont erschien bei dem Fräulein von Toussi. Der Herzog von Aumont! Herzog und Pair, erster Kammerherr, Gouverneur von Montonnais und Witwer von seiner ersten Frau, der Marquise von Louvois! Konnte dem etwas abgeschlagen werden? die erste Frau war indeß in so seltsamer Weise gestorben. Ich will das erzählen, denn ich habe die Herzogin genau gekannt und der Herzog selbst hat mit mir oft davon gesprochen. Ganz Paris unterhielt sich von diesem Todesfalle; die Wahrheit ist Folgendes.

Der Herzog von Aumont und seine Frau liebten einander wie Liebende in einem Romane, was in unserer Zeit und an unserem Hofe eine große Seltenheit ist.

Fräulein von Louvois erhielt bei ihrer Verheiratung ein kostbares Geschenk, das sie hoch in Ehren hielt und das sie auf den Wunsch ihres Gemahls immer, als glückbringenden Talisman, an sich tragen sollte. Es war ein Rosenkranz von Diamanten, sämmtlich vom reinsten Wasser. Sie trug ihn wirklich Tag und Nacht. Eines Morgens, als viele vornehme Leute bei ihr waren, verschwand der Rosenkranz. Man kann sich denken, wie aufgebracht sie war, wie sie sich grämte und wie sie sich schämte, weil sie nicht wußte, wen sie beschuldigen sollte. Man vermuthete Tausenderlei. Sie hatte ihn aus der Tasche genommen, ihn im Kreise umhergezeigt und dann neben sich auf den Tisch gelegt. Von da an sah sie ihn nicht wieder.

Eine ihrer Kammerfrauen bestürmte sie so lange, bis sie sich entschloß, ihre Zuflucht zu einem Wahrsager zu nehmen. Das war für sie, die sehr Fromme, ein gar großer Schritt. Der Wahrsager wies sie an einen Geistlichen der Kirche St. Severin, zu dem sie um Mitternacht bei halbem Vollmondscheine gehen sollte. Sie benutzte eine Nacht, in welcher der Herzog im Dienst am Hofe war, und erschien mit einer Dienerin bei dem Geistlichen.

Sie fürchtete sich sehr, entschloß sich aber doch allein einzutreten, wie es verlangt wurde und mit dem Manne auf einen alten Thurm hinaufzugehen, wo er Tauben zog. Diese Tauben wurden in eigentümlicher Weise mit rothen Körnern gefüttert, welche Niemand kannte und die sie so schwatzhaft machten wie Papageien. Frau von Aumont trat in ein kleines sehr schmutziges Gemach. Die Tauben schliefen und fingen auf Befehl ihres Herrn an in einer unbekannten Sprache Orakel zu geben. Er schloß die Thür zu, öffnete das Fenster, damit die Mondstrahlen auf den Käfig fielen, dann legte er den Tauben Fragen vor, während er der vor Angst zitternden Herzogin empfahl, sich nicht von ihrem Platze zu entfernen und, was sie auch hören möchte, nur ihm zu antworten.

Die Tauben und der Hexenmeister begannen nun ein Zwiegespräch immer in einem und demselben Kauderwelsch. Es

dauerte wohl eine Viertelstunde. Die Herzogin hörte sich dreimal rufen, blieb aber unbeweglich. Endlich drehte der Mann sich um und sagte, sie werde ihren Rosenkranz unter zwei Bedingungen wieder erhalten, erstlich; daß sie ihrem Manne nichts sage, die zweite Bedingung mochte sie nie nennen.

In die erste ging sie ein, von der zweiten wollte sie nichts hören. Da kamen denn seltsame Ereignisse vor, welche ein Geheimnis geblieben sind. Genug, sie erhielt ihren Rosenkranz wieder, ohne indeß zu erfahren, wer ihn entwendet hatte, — weil sie in die zweite Bedingung nicht eingegangen war. Mehr todt als lebendig entfernte sie sich, untröstlich, daß sie dahin gegangen, und sie wiederholte fortwährend, sie werde es nicht lang überleben. Der Zauberer hatte ihr gesagt, wenn sie ihr Wort nicht halte, könne sie nichts vor der Rache der Geister schützen.

»Ich bin verloren«, sagte sie; »ich werde mich zu Bett legen müssen. Herr von Aumont wird in mich dringen, ihm die Ursache meines Leidens zu sagen; ich liebe ihn zu sehr, um ihm etwas abzuschlagen; er wird also Alles erfahren und die bösen Geister werden mir dann den Hals umdrehen.«

Es geschah wie sie und der Zauberer gesagt. Der Rosenkranz fand sich am andern Morgen in der Tasche ihres Kleides. Sie aber stand nicht wieder auf, sie blieb eiskalt und konnte sich nicht erwärmen. Ihr Mann blieb Tag und Nacht mit den Ärzten bei ihr; man brachte nichts von ihr heraus. Der Herzog ruhte indeß nicht bis sie Alles erzählte.

»Damit gebe ich Dir mein Leben«, setzte sie hinzu.

Sie starb vierundzwanzig Stunden darauf in Verzweiflung.

Man wollte die Sache erklären und erklärte sie auch. Manche Leute lassen sich durch nichts in Verlegenheit bringen. Es hieß: der Rosenkranz sei durch die Dienerin gestohlen worden, weiche dann die Komödie ersonnen, um Geld zu erpressen. Man kann sich denken, daß die Herzogin viel zahlte. Um nicht verrathen zu werden, habe sie dabei geholfen, die Prophezeiung zu verwirklichen und der Herrin ein Tränkchen gegeben . . . Es wurde ermittelt, daß der sogenannte Priester kein Priester war; er wurde ohne Aufsehen

nebst seinen Tauben lebendig verbrannt. Die Dienerin verschwand und der Herzog von Aumont gab vor, seine Frau sey in Folge einer vorzeitigen Entbindung gestorben. Gewiß ist, daß er sie sehr betrauerte und sich lange nicht entschließen konnte eine andere zu nehmen.

Diese geheimnisvolle Geschichte beschäftigte den Hof und die Stadt sehr. Jeder erzählte sie in seiner Art; Einige meinten sogar, der Teufel habe die arme Herzogin in einer Art behandelt, daß sie vor Scham und Reue gestorben.

Seltsam, in unserer Zeit, in der es so viele Freigeister und Aufgeklärte gibt, glaubt man Alles, was sich nicht sofort erklären läßt; man glaubt an übernatürliche Dinge und hält sich die Augen zu, um nicht zu sehen. Ich spreche hier meine Meinung über die Geschichte nicht aus. Aumont schauderte stets, wenn er darauf zu reden kam, und eine lange Zeit hatte er die Absicht, zur Buße nach La Trappe zu gehen. Was wollte er abbüßen? das kann ich freilich nicht sagen.

Er lebte wie ein Heiliger, vermied alle Gelegenheiten, schlug die Augen nicht auf, bis er Fräulein von Toussi traf, in die er sich sofort verliebte. Wenn eine Buße nötig war, da schickte sie ihm der liebe Gott.

Die Toussi wies ihn nicht ab. Ob sie gleich sehr verliebt war, überlegte sie doch auch. Die Frau von Caderousse lebte noch und konnte so eigensinnig seyn, noch lange zu leben. Aumont war dagegen sogleich zu haben. Sie schrieb jedoch an ihren Liebhaber, er möge sich beeilen, wenn er sie noch frei finden wolle. Er beeilte sich wirklich und sah sie zwei Tage vor ihrer Verheiratung. Da gab es denn viel Thränen und große Verzweiflung. Aus den beiden Dörfern indeß, die ich erwähnt habe, kam man nicht heraus, trotz den Bitten Caderousse's, und den nächsten Tag fand die Unterzeichnung ihres Heirathscontractes statt, unter den auch Ihre Majestäten ihre Namen setzten.

Caderousse erschien bei den Hochzeitsfeierlichkeiten nicht; er war wirklich verliebt und das Glück seines Nebenbuhlers ließ ihn nicht schlafen. Er sang an stark zu spielen, und verlor in zwei Tagen

tausend Pistolen.

Aber — er brauchte die Hoffnung nicht aufzugeben. Acht Tage nach der Hochzeit erhielt er geheimnisvoll ein Briefchen, dessen Handschrift er nicht kannte.

Viertes Kapitel.

Die Frau Herzogin von Aumont langweilte sich bei ihrem Manne schon am Tage nach der Trauung, und nahm sich vor, Caderousse zu berufen. Aber wie? Wo ihn suchen? Ihm einen Boten zu schicken, war zu gefährlich; endlich übergab sie der tugendreichen Katharina, einer Dienerin der Frau von Bonnelle, das Briefchen und sagte derselben:

»Ich habe vor meiner Verheirathung eines Tages im Spiel eine ansehnliche Summe von Herrn von Caderousse gewonnen, aber ich weiß jetzt, daß es nicht ehrlich dabei hergegangen ist, und ich muß sie wieder erstatten. Um Niemanden zu kompromittieren, wende ich mich an Dich. Thue es, daß es Niemand erfährt.«

Katharina glaubte das, richtete den Auftrag aus und Caderousse fand in dem Convent eine Einladung zu einem Rendezvous Er sollte den nächsten Tag in den Palast Aumont kommen in einer beliebigen Verkleidung, und zu ihr zu gelangen suchen. Der Mann reiste nach Versailles, die Gelegenheit war also sehr günstig.

Caderousse sann nicht lange über eine Verkleidung nach. Er kleidete sich wie ein gewöhnlicher Mann und gelangte zu Pferde in den Palast, als komme er von Versailles. Er gab sich für einen königlichen Musikus aus und sagte, er habe mit dem Herzoge wegen der Oper zu sprechen. Der Herzog hatte die Oberleitung des Theaters und der Kapelle. Als man ihm sagte, der Herzog sey nicht zugegen, wollte er zur Herzogin geführt seyn; sie empfing ihn; er that dann als gehe er fort von ihr, versteckte sich aber in einem Zimmer, bis die Herzogin ihn abholte. Die Lakeien wurden mir verschiedenen Aufträgen fortgeschickt. Der Thürsteher glaubte, der Fremde sey fort, Niemand dachte mehr an ihn, und unterdeß schloß ihn die Herzogin in ein Zimmer hinter dem ihrigen ein, wohin sie auch Lebensmittel brachte, damit er nicht hungert. Er blieb da bis zur Nacht und wagte es nicht sich zu rühren. Die Herzogin stellte sich unwohl, um sich zeitig zur Ruhe begeben zu können, entließ ihre

Zofe und öffnete endlich der Liebe die Thür. Ich brauche nicht zu sagen, mit welchem Entzücken sie einander wiedersahen, auch nicht, was sie mit einander sprachen; lange aber dauerte die Unterhaltung. Gegen vier Uhr Früh, als sie etwas stockte, hielt ein sechsspänniger Wagen vor dem Palaste. Es wurde stark gepocht und der ungeduldige Herzog eilte zu seiner lieben Frau.

Sie hielt sich für verloren, sperrte Caderousse wieder ein und wartete. Er war es wirklich, und rechnete sich die schnelle Rückkehr zum Verdienste an. Sie wünschte ihn dahin wo der Pfeffer wächst, mußte ihn aber doch empfangen. Um das Unglück voll zu machen, fiel es ihm gar nicht ein, sich in sein Zimmer zu begeben. Er blieb bei ihr, sehr verliebt, und lag im Bette bis weit in den Tag hinein. Unterdeß befand sich Caderousse im Kleiderschrank; er konnte sich nicht setzen, vermochte kaum zu stehen, wagte sich nicht zu rühren und die gute Frau wußte ihrerseits, daß er da war und alles mit anhörte und wohl gar mit ansah. Herr von Monaco hat mir glücklicherweise nie einen solchen Possen gespielt, ich glaube aber auch nicht, daß ich dabei ausgehalten hätte.

Um elf Uhr endlich schlug der Herzog die Augen auf; die Herzogin hatte sie nicht zugetan. Er wollte fortgehen; da meldete man eine Cousine aus der Provinz, eine sehr fromme Dame, die man zu beerben hoffte. Er ließ sie sofort eintreten.

»Sie wird sich freuen, mich in meiner Häuslichkeit zu sehen«, sagte er . . . »Du brauchst Dich mit dem Aufstehen nicht zu beeilen, liebes Kind. Sie bleibt nur drei Tage, um Dich kennen zu lernen, dafür will sie Dich aber auch auf keine Minute verlassen, um Dich recht zu genießen.«

Er zog den Schlafrock an, um der Cousine entgegen zu gehen.

»Soll sie in meinem Zimmer schlafen?« fragte die Dame empört.

»Nein, aber ich werde da schlafen. Meine Cousine würde eine schlechte Meinung von uns bekommen, wenn wir nicht beisammen schliefen; sie wäre wohl gar im Stande uns deshalb zu enterben. Sie mag von den neuen Sitten nichts wissen, und lebt ganz nach den alten.«

Der arme Caderousse! Er mußte das Alles mit anhören und

schrecklicher Hunger begann ihn überdies zu quälen.

Die Cousine kam. Frau von Narai. Sie wurde gefeiert über alle Maßen. Sie küßte die Herzogin zu wiederholten Malen, fand sie schön wie ein Wachspüppchen, verlangte, daß man ihretwegen keine Umstände mache, wollte bei dem Ankleiden der jungen Frau gegenwärtig seyn, bewunderte Alles, schwatzte unaufhörlich, und wich bis zum Diner nicht von ihr.

Nach dem Diner erschien der Graf wieder. Die arme Liebende konnte nichts thun, als geschickt den Schlüssel zu Caderousse einzustecken, denn die gute Alte stöberte überall umher.

Der Tag, der Abend verging, und die arme Frau konnte sich der Tante, dem Manne und den Dienstleuten nicht entziehen. Sie glaubte vor Zorn vergehen zu müssen. Nachdem endlich die Narai in ihr Zimmer gebracht war, blieb Aumont bei der jungen Frau stehen.

»Er wird sterben!« dachte sie; »er ist vielleicht schon todt.«

Zehnmal war sie einer Ohnmacht nahe und der Herzog, welchem nicht entging, in welcher Aufregung und Unruhe sie war, fragte jeden Augenblick was ihr fehle.

»Ich ersticke«, antwortete sie.

Endlich schlief er ein. Sie hatte sich die Taschen mit Kuchen und Obst vom Dessert vollgesteckt, um sie dem Gefangenen zu bringen und sie versuchte es, sobald sie glaubte, der Andere könne sie nicht hören. Sie stand auf, aber er hatte nur geschlummert, setzte sich auf und fragte, ob sie krank sey.

»Nein«, antwortete sie gelassen, »aber ich muß ein wenig Eau de la reine de Hongrie haben und werde es aus meinem Schranke holen.«

»Das will ich thun oder das Kammermädchen rufen.«

»Ich allein weiß wo es ist.«

Sie öffnete die Thür vorsichtig, leerte eilig den Inhalt ihrer Taschen ans, was für den Eingeschlossenen eine große Hilfe war, überzeugte sich, daß derselbe noch lebe, und kehrte ins Bett zurück. Zum Glück brannte kein Licht.

Caderousse hatte so großen Hunger, daß er sofort eifrig zu kauen

anfang. Er war so nahe, daß man es hörte.

»Was ist das?« begann der Herzog.

»Wahrscheinlich eine Ratte hinter der Tapete.«

»Ich werde sie morgen abreißen lassen, denn ich kann die häßlichen Thiere nicht leiden.«

Das Geräusch hörte auf und die Nacht verging ruhig. Am andern Tage ließ man die arme Herzogin wiederum keinen Augenblick allein. Die Geduld entging ihr ganz, als ihr Gemahl einen Boten aus Versailles empfing, der ihn nötigte, sofort dahin zu reisen. Die Frau atmete aus, aber sie hatte noch eine Qual zu bestehen: die Narai wollte Frau von Bonnelle besuchen und der Herzog brachte sie und seine Frau dahin.

Bei Frau von Bonnelle erwartete sie auch ebenfalls ein seltsamer Austritt. Man sprach von nichts als von dem Verschwinden Caderousse's. Die Frau desselben ließ ihn überall suchen. Einige glaubten, er sey ermordet, Andere, er befinde sich in der Bastille, oder habe ein Duell; noch Andere meinten, er lasse es sich irgendwo sehr wohl seyn; die Meisten dagegen blieben dabei, er sitze irgendwo und spiele. Gewiß war nur, daß man ihn suchte. Der Marquis von Fervaques, der Sohn der Frau von Bonnelle, fragte die Herzogin geradezu, ob nicht sie Caderousse versteckt habe. Er dachte sich nichts dabei, die Frau aber wurde verlegen und dies entging dem Marquis nicht, so dummer auch sonst war. Den ganzen Abend verbrachte sie in Todesangst. Zum Glück wollte die alte Cousine bald nach Hause zurückkehren und sie folgte ihr sehr erfreut.

Daß sie diesmal sehr zeitig sich zur Ruhe in ihr Zimmer begab, ihre Leute entließ, die Thür zuriegelte und den Gefangenen in Freiheit setzte, versiebt sich von selbst. Der Unglückliche war halbtodt und sank um. Das Eau de la reine de Hongrie that indeß gute Dienste, doch verging fast eine Stunde, ehe er zu sich kam. Dann aß er Alles, was sie für ihn bereit gestellt hatte, und trank eine ganze Flasche Wein. Nun fühlte er sich wohler, aber die beiden Tage hatten eine gewaltige Veränderung in ihm hervorgebracht, denn er glich einem Gespenste. Er blieb in einem Lehnstuhle sitzen, da er

sich kaum regen konnte, und sie pflegte ihn. So oder anders verging die Nacht, ich weiß es nicht; aber am Morgen mußte er fort. Die Herzogin ließ deshalb den Thürsteher zu sich kommen unter dem Vorwande, ihm zu sagen, wen er hereinzulassen und wen er abzuweisen habe. Unterdeß entschlüpfte der Liebhaber.

Seine Frau wollte ihn kaum wieder erkennen und man sprach in der Stadt nur von ihm. Die Marquise von Rambures neckte ihn dagegen; sie hatte die Worte des Marquis von Fervaques gehört, errieth den Zusammenhang und nahm sich vor, gehörigen Gebrauch davon zu machen. Wie gedacht, so getan. Durch Worte, die sie geschickt fallen ließ, dann durch untergeschobene Briefe hetzte sie Caderousse und die Herzogin so aneinander, daß sie sich aufs Äußerste haßten. Caderousse hat den Kleiderschrank im Schlafzimmer nie wieder gesehen, doch sollen Andere Bekanntschaft mit ihm gemacht haben.

Die Marquise wollte ihn nicht bloß der Herzogin abwendig machen, sondern für sich gewinnen und das gelang ihr nicht. Sie bot vergebens alle ihre Reize auf; sie war so verrufen, daß er nicht als Konkurrent mit mehren Offizieren, einem Rathe, zwei Financiers und selbst mehren Bürgern auftreten wollte. Um ihn bei sich zu halten, veranlaßte sie ihn zum Spiel. An einem Abende gewann er ihr siebentausend Pistolen ab und am nächsten hunderttausend Livres. Man denke sich, wie sie jammerte! Die Herzogin von Caderousse war unterdeß gestorben und hatte ihrem Manne den Schwur abgenommen, sich nie wieder zu verheirathen. Frau von Rambures wußte das ebenso gut wie alle Andern, aber sie wußte auch, daß die Leute ihre Schwüre nur so lange zu halten pflegen, als es ihnen zusagt. Um ihren Verlust im Spiele nicht bezahlen zu müssen, ließ sie ihm die Hand ihrer Tochter antragen, einer sehr reichen Erbin, von deren Mitgift er sich bezahlt machen sollte. Das Mädchen besaß achtzigtausend Livres Renten.

Caderousse ging auf den Antrag ein und die Hochzeit erfolgte fast insgeheim; denn die Verwandten von ihrer Seite würden sich widersetzt haben. Ein Witwer mit Kindern und solchem Rufe! Die Frau von Aumont war darüber trostlos und wußte sich nicht anders

zu helfen, als fromm zu werden. Sie verband sich mit der Herzogin von Charost, um Kranke zu pflegen und Todte zu begraben. Beide wanderten in den Dörfern um Paris her mit Arzneien u.s.w. Überall wo sie erschienen, war es schlimmer, als sey die Pest eingezogen. Die Landleute flohen vor ihnen!

Trotzdem traue ich der Buße der Herzogin nicht sehr und auch Caderousse wird sich nicht gebessert haben. Trotz der Liebe der Aumont zu Gott fuhr sie fort, auch die Geschöpfe Gottes zu lieben.

[Der Herzog von Caderousse brachte binnen vier Tagen die Marquise von Bestillar um, seine Geliebte. Er verkaufte die Juwelen derselben, um Geld zum Spielen zu erhalten, und erzählte überall, woher er es habe. Die Marquise schämte sich so sehr, daß sie starb. — Die Herzogin von Anmout hatte ein Abenteuer mit dem Herrn von Rheims, der von allen zeitgenössischen Schriftstellern erwähnt wird. Der Herzog von Villequies, ein Sohn ihres Mannes aus erster Ehr, spielte die Rolle Hippolyts. Es geschah dies nach dem Tode der Fürstin von Monaco.

Der Herausgeber.]

Fünftes Kapitel.

Wir blieben einen Monat in Caderousse, wohin viele Adelige kamen, um uns zu sehen, und wo Feste aller Art gefeiert wurden. Der Vice-Legat veranstaltete eine Procession nach Art der römischen . . . sie unterhielt uns sehr. Unter den Gästen machte sich besonders ein junger Offizier bemerklich, der nun bereits seit fünfundzwanzig Jahren todt ist.

Herr von Monaco bemühte sich von früh bis Abends um mich. Er zeigte sich stets in kostbarer Kleidung, und es war dies das einzige Mal in seinem Leben, daß er sich nach seinem Range kleidete und sich benahm wie andere Leute. Ich ahnte durchaus nicht, daß der dicke Mann da sey, um mir den Hof zu machen. Der Brief meines Vaters an meine Mutter sagte nichts davon; er forderte sie nur auf, ihn gut aufzunehmen und ihn zu behandeln, wie einen guten Freund unseres Hauses. Er setzte sich oft auf ein Bänkchen hinter mich und begann das Gespräch regelmäßig jedes mal mit den Worten:

»Mademoiselle, der Himmel Avignons gleicht dem Monaco's sehr.«

Darauf antwortete ich:

»Es freut mich, wenn Ihnen dies lieb ist.«

Mit Peguilhin lachte ich viel über ihn, sobald wir einmal mit einander allein seyn konnten.

Ein anderes Mal fragte er mich ganz ernsthaft, ob ich gern Stockfisch esse.

»Das weiß ich in der That nicht, denn ich habe noch keinen gegessen.«

»Wer zwei Jahren«, fuhr er fort, »habe ich einmal die Fasten in Monaco in einem Franziskanerkloster verbracht und man setzte mir da des Sonntags zweimal davon vor.

Solche interessante Gespräche führte er, um die Liebe eines jungen Mädchens zu gewinnen.

Am Processionstage gab es eine wahre Armee von Büßenden in allen Farben. Sie zogen unter unserm Balkon vorüber und viele blieben stehen, um Caderousse und die anderen großen Herren der Gegend zu begrüßen. Das war umso freundlicher von ihnen, weil man sie in ihren Kapuzen nicht so erkennen konnte. Caderousse, der sich Liebe erwerben wollte, rief Allen zu:

»Kommen Sie heute Abend in mein Haus.«

In Folge davon füllte sich das Haus mit einer Menge Menschen, welche da aßen, tranken und sogar schliefen. Meine Mutter, Peguilhin und Monaco und fast alle Fremden, gingen in das Schloß, wo der Vice-Legat ein Fest gab. Ich war müde und bat dableiben zu dürfen. Man bewilligte es mir ungerne. Ich legte mich in das Bett und hörte den Lärm in dem Hause, der mich einwiegte. Da öffnete sich leise die Thür, die Blondeau kam ganz bewegt an mein Bett und sagte:

»Ach, Fräulein, Fräulein, wenn Sie wüßten . . . «

»Was?«

»Etwas sehr Wunderbares; ich hätte es im Leben nicht geglaubt.«

»Was? Was?«

»Ich habe ihn gesehen, habe mit ihm gesprochen und ihm versprochen, es Ihnen zu sagen. Ein blauer Büßender . . . «

»Nun?«

»Fräulein, der junge Mann vom Feigenbaum.«

»Philipp?«

»Ja, Philipp; er ist da, er bittet, er sagt, er habe sein Leben gewagt, Sie zu sehen; wenn man ihn fände, werde man ihn tödten, aber es sey ihm gleichgültig, wenn er Sie nur vorher gesehen . . . «

»Wo ist er?«

»Hier, auf der Galerie.«

»Hilf mir aufstehen, mich ein wenig ankleiden und dann rufe ihn.«

»Ach, Fräulein, welches Glück, daß Sie nicht mit den Andern gegangen sind.«

»Ich war bloß geblieben, weil mich meine Mutter genötigt, einen Kopfputz zu nehmen, den ich haßte und der mir schlecht stand. Und

dies geschah bloß, weil die Basté meinte, man müsse meinen Charakter in kleinen Dingen brechen und mich nötigen, den Willen Anderer zu thun. Nach diesem Systeme, das ich erkannte, nahm ich mir vor gerade das Gegentheil von dem zu thun, was man von mir verlangte. So zog ich vor, mich im Schlosse zu langweilen und da Gott die Unschuld schützt, fügte es sich so, daß ich mich nicht langweilte.

Rasch war ich wieder aus dem Bett, ziemlich gut gekleidet und bereit Philipp zu empfangen. Er trat ein in seinem Büßergewande mit einem Papier, das ihm sicheres Geleit in diesem Lande der Kirche versprach. Er war schön wie Apollo und ich muß auch gestehen, daß er dem Könige auffallend ähnlich sieht, nur daß Philipp schöner ist. Sobald er mich erblickte, sank er vor mir auf seine Knie nieder. Seine Freude läßt sich gar nicht beschreiben. Ich gestehe, daß ich auch etwas bewegt war. Um mich zu sammeln, fragte ich, wie er entkommen und was er in Avignon thun wollte.»

»Ich bin gekommen, Sie zu sehen, Sie um Hilfe und Schutz zu bitten, damit ich aus meiner Gefangenschaft komme, dem Leben wieder zurückgegeben werde, einen Platz irgendwo auf der Erde finde und Sie mir verdiente.»

»Das scheint viel auf einmal zu seyn, Philipp.«

»Alles ist nur eins. Man bat mir meine Rechte genommen, mich eingesperrt, so lange ich auf der Welt bin, mir das verweigert, was man Andern gewährt, die Erlaubnis sich ein Geschick zu machen, wenn man es nicht schon vorfindet. Ich bin dieser Ungerechtigkeit überdrüssig und mag sie nicht länger ertragen.«

Die Neugierde plagte mich gewaltig; die Zeit der Fragen war endlich gekommen und ich brannte vor Ungeduld sie zu beginnen, wagte es aber nicht.

»Sie hängen aber doch von Jemanden ab, Philipp?« sagte ich.

»Von Niemanden.«

»Und dieser . . . Saint-Mars?«

»Ist ein Diener Mazarin's.«

»Aber Ihr Vater, Ihre Mutter?«

»Ich habe keine Eltern.«

»Die hat man doch immer.«

»Ich habe keine«, antwortete er bitter.

»Und die Königin, der Cardinal; diese lieben und schützen Sie.«

»Sie verfolgen mich, denn auf ihren Befehl werde ich von Allem fern gehalten, auf ihren Befehl mußte ich Vincennes und die gute Rougemont verlassen; aus ihren Befehl wurde ich meinem Kerkermeister übergeben, der mir ein eisernes Joch auflegt, mich einsperrt wie einen Verbrecher und nicht einmal die Dienstleute im Hause sehen läßt. Führt er mich vielleicht monatlich einmal ins Freie, wie Sie es gesehen haben, so darf ich nicht einmal die armen Kinder am Wege ansehen.«

»Armer Philipp!«

»Ich soll eine Maske tragen, denn mein Gesicht scheint mein Verbrechen zu seyn. Fortwährend legt er mir die Maske an und fortwährend weise ich sie ab, denn ich erstickte unter dieser Pappe. Wenn Sie wüßten, wie schwer ich das Glück gebüßt habe, Sie eine Viertelstunde gesehen zu haben!«

»Wie konnten Sie aber entkommen? Ihr Gitter ist doch fest verschlossen.«

»Fester als je, ich kam aber doch ans Ziel. Ich hatte Geld, Sie waren in Avignon und dahin mußte ich gelangen. Ich ließ mich verurtheilen, drei Tage in meinem Zimmer zu bleiben, weil ich absichtlich ungehorsam war, was mein Gebieter nicht duldet. Eines Morgens weigerte ich mich aufzumachen als man mir das Essen brachte; ich weigerte mich auch Abends, und man weiß, daß ich es unter solchen Umständen immer so that. In der Nacht kletterte ich, wie damals, als Sie in dem Hause waren, durch das Fenster an dem Epheu an der Wand hinunter.«

»Aber dann? Sie waren so gut bewacht!«

»Ja, der Garten hat eine hohe Mauer und die Mauer ist oben mit Glasscherben und Spitzen bewahrt . . . Man meinte, ich habe kein Mittel und hege besonders keinen Fluchtplan. Man wußte, daß ich in der Welt keinen Freund habe. Mein Aufseher traute mir nicht so viel

Entschlossenheit zu. Erkennt mich nicht, denn ich habe mich vor ihm stets verstellt. In der Einsamkeit habe ich allein die Kräfte meines Geistes und Körpers geübt. Man hält mich für einen schwächlichen, eigensinnigem aber machtlosen Knaben, der durch das Unglück und die Knechtschaft gebrochen worden und der nicht einmal wage einen Gedanken zu haben.«

»Warum ließ man Ihnen Geld?«

»Sie wußten nicht, daß ich Geld hatte. Meine Freundin Rougemont sagte zu mir, als sie das letzte Mal bei mir in einem andern Schlosse war, was ich nie vergessen werde: »Mein lieber Philipp, man wird uns trennen und auf immer. Gott ist mein Zeuge, daß ich Sie liebe wie mein eigenes Kind und daß ich mich über Ihren Verlust nie trösten werde. Ich kann es aber so wenig lindern als Sie. Indeß es ist kein Verbrechen, einen Versuch zu machen diesem Unglück zu entfliehen. Nehmen Sie dies Gold und die drei Diamanten in diesem Tischchen; tragen Sie es immer bei sich und verbergen Sie es; es gibt Ihnen vielleicht einmal die Freiheit und rettet Ihnen das Leben; wenn Sie alt genug sind, versuchen Sie zu entfliehen; gehen Sie so weit als möglich von Frankreich und kommen Sie nie wieder dahin zurück. Das räth Ihnen meine Liebe. Vor allen Dingen schweigen Sie!«

»Sie haben die Frau nicht wieder gesehen?«

»Nein; noch denselben Abend reiste sie fort. Ich wurde von einem Schlosse nach dem andern gebracht oder vielmehr von einem schlechten Gebäude zum andern, bis zu dem, wohin der liebe Gott Sie führte. Ich reiste fast immer mit einer Maske, trotz meinem Willen es nicht zu thun, namentlich in den Städten. Sobald man mich irgendwo bemerkt hatte, ging es am andern Tage gewiß weiter. Wir waren auch im Begriff, das alte Haus zu verlassen, wo . . . «

»Wie heißt der Ort?«

»Das weiß ich nicht. Außer Vincennes habe ich keinen Ort nennen hören, wo ich wohnte. Ich weiß nichts von mir, nichts von Andern; ich bin nichts und stehe völlig allein in der Welt.«

Er sprach diese Worte in herzerreißendem Tone.

»Armer Philipp!« wiederholte ich.

»Jetzt bin ich nicht mehr zu beklagen, denn ich bin frei und das Leben gehört mir. Seit ich Sie in Vincennes das erste Mal gesehen, habe ich immer an Sie gedacht, denn ich kenne und liebe Niemand als Sie . . . Ich stieg über die hohe Mauer unseres Gartens und verwundete mich schwer dabei, aber ich lief unaufhaltsam weiter bis zu einer Meierei wo man mir für Gold ein Pferd verkaufte. Ich fragte nach dem Wege nach Avignon, folgte ihm und ritt mehre Pferde tod. Gestern Abend bin ich angekommen; ich hörte von der Procession, erkundigte mich nach Allen und da bin ich.«

»Und was gedenken Sie weiter zu thun?«

»Ich gehe in den Krieg; irgendwo gibt es doch Krieg; ich schaffe mir einen Namen, da ich keinen habe, verdiene mir Schätze, bringe Ihnen dann Alles, und bitte Sie um meinen Lohn.«

»Mich Philipp?«

»Wen sonst? Wen sollte ich außer Ihnen auf der Welt lieben?«

»Und wenn ich Sie nicht liebe, Philipp?« warf ich mit der Grausamkeit eines kleinen Mädchens ein, das zu kokettieren und zu heucheln beginnt.

»Sie!«

Er sah mich so erstaunt an, daß ich zehn Jahre später Bedauern und Mitleid gefühlt haben würde, damals aber prüfte ich zum ersten Male das Scepter; der erste Triumph berauschte mich, dann liebte ich auch Peguilhin und war überdies nicht an ein reizartliches, unterwürfiges Herz gewöhnt. In mir regte sich der Trieb, welcher uns drängt den Schlechten nachzugehen und die Guten zu peinigen. Ich nahm eine wichtige Miene an, um ihm zu antworten und ihm mitzutheilen was er nicht wußte.

Sechstes Kapitel.

Ich begann:

»Bei mir ist es nicht wie bei Ihnen, armer Philipp; ich habe eine Mutter und einen Vater, dieser Vater ist der Marschall von Gramont. Das würde Ihnen genug seyn, wenn Sie ihn kenneten.«

»Und warum sollte Sie der Marschall von Gramont hindern mich zu lieben?«

»Weil die Mädchen meines Standes nur reiche vornehme Herren anhören und andere gar nicht ansehen dürfen.«

»Wenn ich aus dem Kriege komme, werde ich auch ein vornehmer Herr und reich seyn.«

»Man wird mir nicht erlauben, so lange zu warten.«

»Sie geben Ihre Einwilligung zu etwas Anderem nicht.«

»Ich bin nicht meine eigene Herrin.«

»Dann werde ich mich wohl sehr beeilen müssen.«

»Sehr und wer weiß ob . . . «

»Sagen Sie mir, Fräulein, wem ich ähnlich sehe. Wissen Sie es?«

»Ja, ich weiß es.«

»Sagen Sie es mir, sagen Sie es mir, ich beschwöre Sie!«

»Es wäre vielleicht besser, wenn es verschwiegen bliebe.«

»Im Gegentheile; es wird mir sehr nutzen, wenn ich es weiß.«

»Nutzen? Zu Thorheiten veranlassen.«

»Thorheiten? Mein Glück, unsere Heirath . . . «

Ich schüttelte den Kopf, ohne zu antworten, und hatte große Lust, ihm von meiner Liebe zu Peguilhin zu erzählen, bloß um zu sehen, wie er sich dabei benehmen würde. Er ließ mir aber keine Zeit dazu und bat immer dringender.

Meine Mutter hatte in ihrem Zimmer ein hübsches Porträt des Königs, das ihr mein Vater geschickt, eine Kopie dessen, welches der Marschall nach Spanien bringen sollte. Se. Majestät hatte

erlaubt, das Bild der Frau Marschallin zu geben, was damals keine kleine Gunst war. Ich stand auf und holte das Bild.

»Da!« sagte ich.

Er gab laut seine Verwunderung zu erkennen und trat vor einen Spiegel.

»Das bin ich! Das bin ich, nicht wahr?«

»Nein, das sind Sie nicht.«

»Wer ist es?«

»Se. Majestät Ludwig XIV., König von Frankreich und Navarra.«

»Der König?«

Er sank wie vernichtet auf einen Stuhl und saß mehre Minuten da, ohne zu sprechen. Dann sah er das Bild von neuem lange an.

»Ich kann nicht zögern, ich reife morgen nach Paris«, sagte er sodann.

»Auch Paris? was wollen Sie da?«

Er richtete sich mit unvergleichlicher Majestät auf.

»Fräulein von Gramont, ich werde die Königin Anna von Österreich um Rechenschaft für diese Ähnlichkeit, für alles was ich nicht weiß, was ich weiß und was ich gelitten habe, angehen . . . «

Ich empfand eine gewisse Ehrfurcht vor dem jungen Mann, der mir wirklich groß vorkam. Es war mir, als strahle eine Krone auf seinem Haupte. In seinen Augen blitzte das Feuer des Geistes, ein mächtiger Wille und ein unbezähmbarer Muth.

»Herr«, sagte ich, von einer unwillkürlichen Empfindung fortgerissen, »gehen Sie nicht nach Paris, Sie würden es sonst nicht wieder Verlassen.«

»Gleichviel, wenn ich dauernden Ruhm erwerbe.«

»Armer Philipp! Armer Philipp!«

Die Zeit verging unterdeß und wir bemerktest es nicht, Die Blondeau hielt gute Wache; bald kam sie, um mir die Rückkunft der Gesellschaft zu melden. Philipp sah und hörte nicht. Ich redete ihn mehrmals an, ohne daß er darauf achtete. Endlich berührte ich seinen Arm; da zuckte er zusammen.

»Meine Mutter kommt; wir müssen scheiden.«

»Warum?«

»Weil wir beide verloren wären, wenn man Sie hier fände.«

»Ist nicht mein Gesicht eine Bürgschaft? Darf man nicht befehlen, wenn man so Ludwig XIV. gleicht und von einer Königin insgeheim erzogen wurde? Ich bleibe hier.«

»Mein Gott, in diesem Zimmer, zu dieser Stunde! Und ich weigerte mich, die Mutter zu begleiten! Ich beschwöre Sie, gehen Sie!«

»Lassen Sie mir das Porträt.«

»Das kann ich nichts es ist nicht mein.«

»Ich will es aber haben und gebe es nicht her; ich brauche es.«

Philipp, der ganz abgesondert von der Welt erzogen worden war, kannte die gewöhnlichsten und einfachsten Dinge nicht; von den Gesetzen und Sitten der Gesellschaft hatte er keine Ahnung.

»Warum wollen Sie mir das Bild nicht lassen?« fuhr er fort; »ich mache keinen schlechten Gebrauch davon.«

»Es ist nicht mein Eigenthum; meine Mutter würde es sogleich vermissen.«

»So sagen Sie ihr, ich habe es genommen.«

Der Streit dauerte fort und wurde lebhafter. Die Blondeau stand wie auf Kohlen. Mit einem male rief sie:

»Mademoiselle, rasch! Ich sehe die Fackeln.«

»Um des Himmelswillen gehen Sie, Philipp! Ziehen Sie die Kapuze wieder über oder ich weiß nicht was geschieht.«

»So! ich Sie nicht wiedersehen?«

»Gewiß nicht, wenn Sie sich nicht augenblicklich entfernen.«

»Morgen also . . . «

»Ja, morgen; jetzt gehen Sie.«

»Sie versprechen es?«

»Ich verspreche Alles.«

»Dann gehorche ich.«

Er zog die Kapuze über das Gesicht und band sie eben zusammen, als die Thür weit aufgerissen wurde und Peguilhin herein trat, ohne sich von der Blondeau zurückhalten zu lassen.

»Sie hat sich niedergelegt J« fragte er. »Ich werde mich überzeugen.«

Das Blut stand mir still. Ich kannte die beiden jungen Männer; ich wußte, wie weit die Eifersucht meinen Cousin bringen konnte, und bei Philipp war es noch schlimmer. Er schonte außer Saint-Mars gar nichts. Zum Glück war der Büsser maskiert. Ich fühlte, daß von meiner Geistesgegenwart Alles abhing und darum fragte ich Peguilhin, was er zu solcher Zeit und in solcher Weise bei mir suche.

»Und was sucht der Ehrwürdige da?«

»Er hat mir einige Reliquien gebracht.«

So gefährlich die Lage war, hätte ich bei der Antwort doch gern gelacht.

»Die Frau Marschallin und Frau Basté werden Sie gern sehen; Ihr wartet wohl auf sie's?«

Philipp antwortete nicht, ich sah aber durch die Löcher seiner Maske die Augen blitzen.

»Ist er stumm?«

»Herr von Peguilhin, wenn meine Mutter und Gouvernante kommen, werde ich antworten, Ihnen nicht. Entfernen Sie sich sofort.«

Philipp verstand den Austritt nicht, fühlte aber, daß ein Streit in meiner Gegenwart nicht schicklich seyn möchte. Er ging mit einer Verbeugung fort, gelangte zu Peguilhin, der in der Thür stand, schob ihn mit der Kraft eines jungen Wilden bei Seite und trat hinaus.

»Bei Gott, das verlangt Genugtuung!« rief Peguilhin aus.

Er lief Philipp nach, Blondeau Beiden, ich der letzteren über die große Galerie, wo Bediente schliefen, welche sich über diese Verfolgung nicht wenig wunderten. Philipp drehte sich bald um; denn es lag nicht in seinem Charakter feig zu fliehen. Ich holte sie in dem Augenblicke ein, als Peguilhin den Degen zog und der Andere sein Gewand zu zerreißen suchte.

»Um Gotteswillen, keinen Lärm«, kein Aufsehen meinerwegen!«

Sie hörten nicht auf mich und ich weiß nicht was geschehen seyn würde, als wir unten großen Tumult und die Stimme Caderousse's

hörten, der seinen Leuten zurief:

»Macht die Thüren zu, besetzt alle Ausgänge und lasset Niemanden ohne meinen Befehl heraus, Niemanden, hört Ihr? Ist es so Recht, Herr?«

»Ja; ich danke Ihnen.«

Bei diesen Worten trat Philipp bis an die Wand zurück, suchte einen Ausgang und verrieth in Allem die höchste Angst.

»Er ist da! Er ist da! Verstecken Sie mich . . . bei Ihrem Seelenheile beschwöre ich Sie!«

»Ach«, fiel Peguilhin ein, ehe ich noch ein Wort sagen konnte, »der schöne Herr versteckt sich? Wir werden bald erfahren, wer er ist. Hierher! hierher!« rief er.

Im nächsten Augenblicke waren zehn Dienstleute da.

»Haltet den Mann und lasset ihn nicht los; ich hole den Herrn Herzog von Caderousse und bin sogleich wieder da.«

»Ach, Cousin«, sagte ich. »Sie wissen nicht was Sie thun.«

»Ich weiß es nur zu gut.«

Die Blondeau bat mich, in mein Zimmer zu gehen und die Sache von den Männern ausmachen zu lassen, aber ich war entschlossen zu bleiben und Alles zu erfahren. Ich brauchte nicht lange zu warten. Die ganze Gesellschaft erschien an dem Ende des schmalen dunkeln Ganges, in welchem wir uns befanden. Philipp hatte sich anfangs loszumachen gesucht, als aber so viel Leute kamen, stand er unbeweglich da, während ich an allen Gliedern zitterte. Als ich die Ankommenden betrachtete, löste sich mir das Räthsel, denn ich erkannte zwischen meiner Mutter und Caderousse den Herrn Saint-Mars.

»Ist dieser der Gesuchte?« fragte der Herzog.

»Gewiß kann ich es nicht sagen, aber er wird es wohl seyn.«

»Es ist schwer sich davon zu überzeugen, denn die Kapuze eines Büßenden ist in Avignon heilig und darf nicht berührt werden.«

»Ich will sie ihm auch nicht entreißen, Herr Herzog, denn wenn er es wirklich ist, verbiete ich ihm bei Todesstrafe sein Gesicht zu zeigen. Ich folgte seiner Spur, die leicht zu finden war; ich weiß in

welchem Wirthshause er diese Nacht in Avignon verbracht hatte. Weiß, daß er diesen Morgen als blauer Büssender ausgegangen ist. Sie haben die Befehle gesehen, die ich bei mir habe, der Herr Vice-Legat hat mir erlaubt, den Flüchtigen zu suchen; alles ist in Ordnung, und ich bitte Sie mir zu erlauben, ihn hinweg zu führen.«

Von Herzen gern, aber ich möchte doch der Sache gewiß seyn. Ich kann nicht zugeben, daß Jemand aus Avignon in meinem Hause belästigt werde. Suchen Sie sich zu überzeugen, ob der Mann hier Ihr Flüchtling ist und Sie können dann nach Belieben handeln.«

Ich verwendete die Augen nicht von Philipp, welcher die Schnur seiner Kapuze aufbinden zu wollen schien. Saint-Mars hatte zwei Pistolen im Gürtel und ich zweifelte keine Minute, daß er ihn bei der ersten Bewegung niederschieße. Meine Angst war unbeschreiblich. Die Menge vergrößerte sich immer mehr; ich stand neben dem Gefangenen und ich konnte ihm zuflüstern:

»Zeigen Sie Ihr Gesicht nicht und man wird Sie retten.«

Wie? Das wußte ich nicht. Saint-Mars trat näher, Er faßte Philipp an der Hand und ich sah, daß er an allen Gliedern zitterte.

»Sind Sie es, Philipp?« fragte Saint-Mars.

Keine Antwort.

»Wenn Sie der nicht sind, welchen ich suche, so sagen Sie, wer Sie sind. Auf Ehre, es soll Ihnen nichts geschehen, wären Sie selbst ein Verbrecher.«

Dasselbe Schweigen.

»Sehen Sie sich vor! Ich besitze unbegrenzte Vollmacht; wenn Sie nicht antworten, werden Sie sofort in das Gefängnis wandern.

Keine Antwort.

»So sprechen Sie doch!«

Nichts.

»Werden Sie reden?«

Er zog ein Pistol aus dem Gürtel. Wir Alle sahen es. Die Blondeau hinter mir zitterte heftig.

»Ihr Leben ist in meiner Hand«, fuhr er fort; »ich nehme es, da Sie nicht anders wollen.«

Die arme Blondeau, welche ganz gewiß den Tod des jungen Mannes erwartete, stürzte wie wahnsinnig vor und rief:

»Töden Sie ihn nicht, *er ist es!*«

Siebentes Kapitel.

Saint-Mars zog sofort seine Hand zurück und faßte seinen Flüchtling an der Kutte. Der junge Mann rührte sich nicht.

»Kommen Sie!« sagte er in dem Tone, welchem Philipp nicht widerstand.

Da geschah Etwas, das alle Anwesenden tief erschütterte: Man hörte einen tiefen schmerzlichen Seufzer unter der Kapuze und der arme Junge Mann stürzte dann wie vom Blitze getroffen vor seinem Henker nieder.

Wir hielten ihn für todt und Alle eilten hinzu, ich zuerst; Saint-Mars aber trat zwischen uns und den Daliegenden und nahm ein Pergament mit dem königlichen Siegel daran aus der Tasche.

»Im Namen des Königs! Keiner trete heran; es ist Hochverrath.«

Man kann sich denken, wie Alle trotz der Neugierde rasch zurückwichen. Die Blondeau, Peguilhin und ich blieben allein bei dem schrecklichen geheimnisvollen Hüter, der sich über sein Opfer bückte und uns winkte, gleich den Andern fortzugehen.

»Schicken Sie mir meine Leute unten herauf!« rief er Peguilhin zu, »und woher wissen Sie, Mädchen, daß er es ist?«

»Ach«, fragte ich mit pochendem Herzen, »ist er todt? Sehen Sie doch erst, ob er todt ist.«

»Das werde ich thun; erst hat mir das Mädchen zu antworten.«

»Herr, das ist schrecklich; jetzt könnte er noch wieder zu sich kommen; er braucht Hilfe; stehen Sie ihm bei . . . das ist Mord.«

Peguilhin kam mit den Leuten zurück, welche uns in dem Hause jenes Mannes bedient hatten; ihr Herr winkte ihnen, den Unglücklichen fortzutragen, fügte leise einige Worte hinzu und sagte, ehe er sich entfernte, zu Peguilhin:

»Herr, Sie gehorchen so eifrig den Befehlen des Königs, ich übergehe Ihnen dies Mädchen da; ich werde sogleich wieder hier seyn, um sie zu verhören. Lassen Sie sie nicht fort.«

Er ging mit seinen Leuten die Treppe hinunter. Als ich mich in mein Zimmer begeben wollte, sah ich die Basté in der Galerie Wache stehen. Ich mußte an ihr vorüber und befand mich also zwischen zwei Feuern, da Peguilhin auch da geblieben war.

Auf Alles gefaßt, ging ich weiter. Die Gouvernante brannte vor Neugierde. Wie ein Habicht schoß sie auf mich zu und begann:

»Das also war die Krankheit, die Sie zurückhielt, Mademoiselle! Sie laufen Vagabunden nach, welche durch die Justiz des Königs verfolgt werden? Diesmal muß der Herr Marschall benachrichtigt werden.«

»Ich werde ihm selbst Alles sagen.«

»Vorher antworten Sie Ihrer Frau Mutter, welche Rechenschaft verlangte.«

»Die werde ich ihr geben.«

Ich ging stolz an ihr vorüber.

Da die Blondeau mir folgte, eilte sie dieser nach und hielt sie zurück, weil sie hoffte, von dieser etwas zu erfahren. Das eben fürchtete ich und deshalb rief ich: »Komm, Blondeau, wir haben nur meiner Mutter zu antworten.«

Die Basté hatte also nur meinen Cousin und dieser war nicht in der besten Laune. Sie hing sich an ihn, aber er machte ihr eine tiefe Verbeugung und sagte:

»Entschuldigen Sie mich, Madame, ich muß ebenfalls zu der Frau Marschallin gehend.«

Unterdeß gelangten wir zu meiner Mutter, die in sichtbarer Aufregung unter ihren Frauen auf und ab ging.

»Endlich!« rief sie mir zu — »Und Sie«, — gegen die arme Blondeau — »werde ich auf der Stelle fortschicken.«

»Schicken Sie Niemanden fort, Frau Mama, und zürnen Sie nicht; mit einem einzigen Worte ist Alles erklärt. Der junge Mann ist derselbe, welchen wir unterwegs trafen und der uns freundlich ein Obdach anbot. Ich hatte mich niedergelegt, konnte aber nicht schlafen und stand wieder auf, in Nachtkleidung, wie Sie sehen, warf den Mantel um und wollte mit der Blondeau am Fenster frische Luft

schöpfen. Da kam jener junge Mann, gab sich zu erkennen, begleitete mich bis in mein Zimmer, wo ihn der Cousin fand und wo er um Ihren und des Herrn Marschalls Schutz bat, um Frankreich zu verlassen, sich in den Krieg zu begeben und irgend wo Ruhm und Ehre zu erwerben. Er wartete auf Sie und wollte sich Ihnen zu Füßen werfen, als Peguilhin wie ein Wahnsinniger ihn anfiel und jener Mann kam, der all den Lärm gemacht hat. Sie sehen, daß mir durchaus kein Vorwurf zu machen ist.«

Gewöhnlich begnügte sich meine Mutter mit meinen Entschuldigungen, diesmal war sie schwerer zufrieden zu stellen; es handelte sich ja um Hochverrath! Sie verhörte uns wohl eine Viertelstunde lang, erhielt aber natürlich keine andern Antworten. Peguilhin wagte kein Wort einfließen zu lassen, desto zornigere Blicke schleuderte er umher.

Bald darauf erschien auch Saint-Mars wieder und es ging noch einmal von vorn an. Die Blondeau, die gar schlau war, weinte und ließ mich reden. Er mußte sich demnach mit dem begnügen was wir ihm sagen wollten, denn er konnte gegen uns nichts unternehmen. Als er fortging, setzte er mit dem Finger drohend hinzu:

»Nehmen Sie einen guten Rath von mir an, Fräulein: Es ist mehr als wahrscheinlich, daß Sie den jungen Mann nicht wieder sehen, sollte er sich aber gleichwohl, gegen alles Erwarten, noch einmal auf Ihrem Wege finden, so kümmern Sie sich nicht um ihn, — es ist zu gefährlich. Danken Sie Gott, daß Sie diesmal so leicht davon kommen.«

Meine Mutter versprach ihm, schon besorgt zu seyn.

»Ich breche sogleich mit meinem Pflegebefohlenen auf, der aus seiner Ohnmacht sich erholt hat.« setzte er hinzu. »Ich verabschiede mich auch von Ihnen, junger Manns sagte er zu Peguilhin; »es ist möglich, daß wir einander wiedersehen«

Man denke, wo und wie diese drei Männer einander wirklich wiedersahen!

Es war fünf Uhr Früh als wir zur Ruhe kamen. Meine Mutter bemerkte den Verlust des Bildes nicht, das Philipp mit sich genommen hatte und das später sein Schicksal so entsetzlich

machen sollte. Damals freute ich mich, daß er es hatte, weil er es so sehr gewünscht. Als meine Mutter es vermißte, behauptete ich steif und fest, daß ich es nicht gesehen, und man erfuhr nichts.

Am schwersten gab sich Peguilhin zufrieden, dessen Eifersucht steh gleich blieb. Zwei Tage darauf hattest wir ein Schauspiel, das er als Beispiel und Waffe benutzte, mich zu quälen. Es war das letzte, das man uns in Avignon bot.

Ein Edelmann in der Grafschaft, der eine Reise nach der Levante machen wollte, empfahl seine Frau einem Freunde, Rinosi mit Namen, dem er ganz und gar vertrauen zu können glaubte. Die Frau war sehr schön, Rinosi sehr verliebt und so machte er sie untreu. Sie verheimlichten ihr Verhältnis gar nicht, und Jedermann kannte ihre Liebschaft. Fälschlicherweise hatte sich das Gerücht verbreitet, der Mann sey todt, aber im nächsten Jahre kam er zurück. Die Liebenden vergifteten ihn gleich am Abend seiner Ankunft.

Die päpstliche Justiz bemächtigte sich ihrer; man machte ihnen den Prozeß und sie wurden verurtheilt, mit einander auf einem Schaffot enthauptet zu werden. Wir sahen sie vorüberkommen und die Hinrichtung sollte auf dem Marktplatz uns gegenüber, stattfinden. Die Frau war wunderbar schön und ging stolz einher wie in einem Triumphzuge, weshalb denn auch die Basté sagte:

»Pfuil! Wie sie uns ansieht! Sie wird sich nicht einmal vor dem Henker schämen.«

»Das ist ein keckes Weib«, meinte Monaco. »Aber warum sieht der Mann neben ihr so niedergeschlagen aus? Hat er gar keinen Muth?«

Der Mann warf Jedermann wilde Blicke zu, namentlich dem Vice-Legaten, der sich neben meiner Mutter befand. Man wollte ihn zuerst köpfen; er bat aber so sehr und als man nicht auf ihn achtete, wurde er so ungestüm, daß man nachgeben mußte. Er sah seine Geliebte in den Händen der Henker und rief:

»Tödtet sie, aber rührt sie nicht an!«

Er breitete die Arme nach ihr aus, rief ihr die liebevollsten Worte zu und als er ihren Kopf fallen sah, richtete er sich fast freudig empor; alle Furcht, jede Schwäche war verschwunden.

»Ah«, sagte er, »nun eile ich ihr nach und ich weiß nun doch, daß nach mir sie Keiner auf Erden besitzt.«

Der war eifersüchtig! Er hatte den Vice-Legaten nur darum so zornig angesehen, weil er gefürchtet, man begnadige die Frau, nachdem man ihn enthauptet, und sie lerne am Ende einen Andern lieben. Darum lag ihm so viel daran, daß sie vor ihm enthauptet werde.

Peguilhin, der hinter mir stand, sprach mit mir durch meine tausend Locken, die ihn vor der Gesellschaft versteckten.

»Ich begreife den Mann«, sagte er; »ich bin auch so . . . Ich möchte Sie seit dem letzten Abenteuer auch todt wissen, damit Sie den blauen Büßenden niemals wiedersehen.«

»Darum brauche ich nicht zu sterben; ich werde ihn nicht wiedersehen.«

Ich sagte dies sehr betrübt, denn das Schicksal Philipps ging mir sehr zu Herzen, ob ich gleich den Cousin sehr liebte. Peguilhin aber verlangte, ich solle an einen Andern nicht einmal denken. Als die Enthauptung beginnen sollte, trat ich zurück, aber er ließ mich nicht fortgehen und verlangte, daß ich hinsehe.

»Der Anblick ist eine heilsame Lehre«, sagte er.

Herr von Monaco, der sich an meiner andern Seite befand, sprach Allerlei. Gelegenheit sich zu erklären hatte er noch nicht gefunden; jetzt schien ihm der rechte Augenblick gekommen zu seyn. Peguilhin beachtete er nicht und so fragte er mich plötzlich, ohne alle Einleitung, ob ich Verse liebe und ob ich ihm die Ehre erzeigen wolle, einige zu lesen.

»Ach, Sie sind Dichter!« fiel Peguilhin ein.

Wir gingen im Garten umher und mir war das Herz noch schwer von dem was ich gesehen.

»So zeigen Sie mir die Verse«, sagte ich.

»Da sind sie, und — an Sie gerichtet.«

»Ah, Herr Herzog, das ist ja außerordentlich galant!

Peguilhin bat mich, laut zu lesen, wenn das Verlangen nicht unbescheiden sei; denn er erwartete nichts weniger als ein

Meisterwerk.

Ich las. Es war ein Sonette aus die Augen der Mademoiselle von G. und der Inhalt lautete:

»Es sind keine Augen, es sind vielmehr Götter; sie haben unbeschränkte Macht über die Könige. Götter? Nein, Himmel sind es, sie haben die blaue Farbe und die rasche Bewegung des Himmels. Himmel? Nein, sondern zwei hellleuchtende Sonnen, deren glänzende Strahlen blenden. Sonnen? Nein, sondern Blitze von unbekannter Gewalt, Wahrzeichen von Liebesgewittern. Wenn Sie Götter wären, würden sie so viel Unheil anrichten? Wenn sie Himmel wären, würden sie in ewig gleicher Bewegung bleiben? Zwei Sonnen? Nein, es gibt nur eine Sonne. Blitze? Nein, denn sie vergeben nicht, aber ich nenne sie, um mich auszusprechen: Augen, Götter, Himmel, Sonnen, Blitze.«

»O wie schön ist der letzte Vers!« t sagte Peguilhin, und er klang in französischer Sprache allerdings abscheulich:

Des yeux, des dieux, des cieux, des soleils, des éclairs.

Monaco hörte nicht auf die Bemerkung, er sah mich unverwandt an. Ich legte das Papier zusammen und wußte nicht, wie ich das Lachen unterdrücken sollte, als die Basté plötzlich erschien und Peguilhin zu ihr trat, um ihr zugleich von dem blendenden Gedichte zu erzählen.

Als sie heran war, wollte ich das Sonett auch ihr vorlesen, aber ich war nicht weit gekommen, als sie mich unterbrach.

»Kind, werden Sie darauf nicht stolz; die Verse sind nicht für Sie, denn ich habe sie schon in meiner Jugend oft gelesen. Porcherie-Laugier richtete sie an die Herzogin von Beaufort.«

Peguilhin lief fort, da er das Lachen nicht länger unterdrücken konnte, ich ging ebenfalls bei Seite und lachte laut auf. Wir ließen so Monaco und die Basté allein mit einander und sie gaben ein Bild, das gemalt zu werden verdient hätte. Der Herzog murmelte etwas, das wie »alte Hexe« klang. Zum Glück hörte sie nicht gut; sie glaubte, etwas recht Schönes getan zu haben und hielt die Worte für ein Kompliment.

Achtes Kapitel.

Bald darauf nahmen wir Abschied von Avignon, von Caderousse, dem Vice-Legaten und allen Vergnügungen, um nach Bearn zurück zu kehren. Ich ging nicht ungern fort, denn ich konnte Philipp nicht vergessen und wurde in dem Hause fortwährend an ihn erinnert. Dabei blieb der Cousin in sehr übler Laune; er achtete auf nichts mehr und meine Mutter fing an, über ihn zu klagen. Auf der ganzen Reife galoppierte er voraus oder blieb zurück, statt sich an dem Wagen zu halten, und er war somit höchst langweilig.

Wir nahmen einen andern Weg, weil meine Mutter Carassone berühren wollte. Sie verrichtete da ein Gelübde für den Fall, daß mein Vater glücklich mit seiner Gesandtschaft sey und die Infantin mit sich bringe. Endlich fanden wir unser Schloß mit seinen dreihundertfünfundsechzig Fenstern und Allein wie wir es verlassen hatten. Vergessen habe ich, daß wir durch Toulouse kamen und in dem Ursulinerinnenkloster die Frau Gräfin von Isemburg, die Cousine des Kaisers besuchten, die sich dahin zurück gezogen hatte und im Geruche der Heiligkeit stand. Sie hatte ein spaßhaftes Abenteuer gehabt. Obgleich dasselbe nicht in meine Zeit fällt und der hochselige König wie mein Onkel der Cardinal damals regierten, kann ich doch nicht umhin, davon zu sprechen.

In Nancy lebte ein Edelmann, Namens Massaube, der aus Montpellier stammte. Er kam mit einem lothringischen Regimente im Dienste des Königs nach Frankreich, mußte aber wegen Ungehorsams nach Deutschland flüchten. Der König ließ ihn im Bilde hängen und er wurde in Feindesland gerade um so besser aufgenommen. Der Herzog von Lothringen nahm ihn mit sich oft zu dem Grafen von Isemburg, der Gouverneur von Luxemburg war. Massaube begann seine Heldenthaten bei den Zofen, die er durch seine tausend Talente und sein französisches Wesen entzückte. Sie sprachen den ganzen Tag so viel von ihm, daß sie ihre Herrin neugierig machten. Die Neugierde wurde befriedigt und die Frau

Gräfin verliebte sich ebenfalls. Da sie wunderbar schön und erst zweiundzwanzig Jahre alt war, so ließ sich Massaube gar nicht lange bitten, ihr Gegenliebe zu schenken. Die Liebelei wurde nicht gar und machte viel von sich reden. Die Dame fürchtete sich vor ihrem Gemahl und ersuchte darum den Liebhaber, sie zu entführen und nach Frankreich zu bringen.

In Frankreich war er aber im Bilde geangen worden und das genügte ihm vollkommen. Nicht alle sind so keck wie Pommars, welcher an den Galgen ging, an dem sein Bild hing und sich dann beklagte, man habe dieses sein Bild zu schlecht gekleidet. Einen Versuch machte indeß Massaube. Er kannte den Herzog von St. Simon, der damals Günstling des Königs war, der Vater meiner lieben Freundin von Brissac, von der ich viel zu erzählen habe; er schrieb an ihn, bat ihn, die Erlaubnis ihm zu erwirken, nach Frankreich zu kommen, versprach dabei alles Mögliche und erhielt die Erlaubnis.

Das war freilich erst die Hälfte der Sache. Das übrige that seine Erfindungsgabe. Er erzählte, die Gräfin von Isemburg, eine Verwandte des Kaisers, besitze ein Schloß am Rhein und wollte dasselbe dem Könige übergeben, weil sie mit ihrer Familie sich veruneinigt habe.

Er wagte den Cardinal um Beihilfe anzugehen und dieser gab ihm Schreiben an alle Gouverneure der Grenzplätze mit Befehlen ihm Leute und Waffen, die er bedürfe, zu liefern, »um Hermione zu nehmen« Er nahm seinen jüngeren Bruder mit sich, einen jungen, mutigen Mann, ließ einen viersitzigen Wagen vorrichten und bestellte an dreißig Orten Relais, alles von dem Gelde der Gräfin, die sich unbegreiflich sehnte, entführt zu werden.

Die Gouverneure hielten Bedeckungen auf den Wegen bereit, wie ihnen befohlen war, und er hatte das Glück, die Gräfin wirklich am hellen Tage zu entführen. Die Flüchtigen wurden indeß verfolgt und der Bruder des Entführers gefangen. Man brachte ihn nach Cöln, wo er enthauptet wurde.

Unterdeß gelangten die Liebenden an den Hof, stellten sich dem Könige und dem Cardinal vor, versicherten, die Veste werde für Se.

Majestät bewahrt und Alles ging gut, bis der Graf von Isemburg die Auslieferung verlangte. Die Flüchtlinge erhielten indeß zeitig davon Nachricht, entkamen, legten sich andere Namen bei und flohen ins Gebirge. Da lebten sie drei oder vier Jahre von dem Golde und den Juwelen der Gräfin, ohne daß Jemand erfuhr, wer sie wären.

Massaube begab sich bisweilen nach Toulouse und eines Tages zeigte ihn sein Diener, der mit ihm unzufrieden war, als einen Spion des Kaisers an. Daran zweifelte man denn auch nicht, weil der Mann sich so geheimnisvoll zurückhielt. Man verhaftete ihn also und meldete es dem Hofe. Monsieur, der ohne Zweifel gerade in guter Laune war, antwortete, der Mann sey kein Spion, sondern ein Offizier, welcher eine deutsche Prinzessin entführt habe. Er setzte sogar hinzu: »Wenn doch alle französischen Offiziere dies thäten!«

Man entließ ihn der Haft, die Gräfin aber, die in Toulouse ein großes Haus machte, verarmte bald. Der Bischof von Alby benutzte die Zeit, als die Noth auf der einen Seite, die Untreue des Geliebten auf der andern sie zur Verzweiflung getrieben hatten, und beredete sie ins Kloster zu gehen. Massaube, welcher der Sache überdrüssig war, stellte sich betrübt und trat dann wieder in die Armee. Die Gräfin wurde eine vortreffliche Nonne und nahm die Würde ihrer Geburt wieder in solcher Weise an, daß die vornehmsten Damen sie besuchten. Meine Mutter wollte dies auch nicht versäumen und machte deshalb in Toulouse Halt.

In Bidache wurden wir durch einen Abgesandten meines Vaters und durch Louston-Bassompierre empfangen, welcher einer der schönsten Kavaliers in Frankreich geworden war, so daß Peguilhin die Stirn in finstere Falten zog. Der Marschall hatte sie gesandt, um meiner Mutter zu melden, daß er sich zu seiner Gesandtschaftsreise vorbereite, und zweitens, daß meine Vetheirathung mit Monaco beschlossen sey, welche kurz vor der des Königs zu erfolgen habe, damit ich den Hoffesten beiwohnen könne. Meine Mutter theilte mir den ersteren Theil des Briefes nicht denselben Tag mit, ich erfuhr ihn aber Abends durch die Blondeau, die es von dem kleinen Bassompierre wußte, da alle unsere Leute davon sprachen.

Ich stieß einen Schreckensschrei aus, denn ich empfand wirklich

Entsetzen bei dem Gedanken, die Frau des Herrn von Monaco zu werden, — des dicken, dummen, eitlen, zornigen, faden, langweiligen Menschen. Ich, Charlotte von Gramont, die Frau Monaco's!

»Ach«, sagte ich«, ich bin die Tochter meines Vaters und so sage ich — daraus wird nichts.«

»Mademoiselle, Sie werden wohl einwilligen müssen, denn der Herr Cardinal will es, die Königin will es, der König will es, der Herr Marschall will es und der Fürst von Monaco will es.«

»Und ich will nicht. Ehe ich den Monaco heirathe, ziehe ich mit Zigeunern im Lande umher.

Die Blondeau lachte; dann sagte sie:

»Mademoiselle, die Leute sagen, er sey souveräner Fürst von Monaco und Sie würden dort Königin seyn. Das verlohnt doch schon einige Mühe.«

»Lieber heirathe ich den König von Äthiopien.«

Vor meiner Geburt noch war in Paris ein schrecklicher Neger angekommen, welcher sich für den König von Äthiopien ausgab. Er nannte sich Zaga-Christ und ich habe sein Grab in Rueil gesehen. Er hatte ich weiß nicht welche Kammerfrau entführt; die Liebenden wurden verhaftet, aber Zaga-Christ gab keine Antwort; die Könige, sagte er, wären nur Gott Rechenschaft schuldig. Der Richter hatte dann Komödie gespielt und mit majestätischer Miene seinen Leuten zugerufen:

»Man bringe mir mein Jupitergewand!«

Ich war so heitern Sinnes, daß ich trotz meiner Angst und meinem Ärger über diesen Vergleich Monaco's mit dem Könige von Äthiopien lachen mußte. Auch blieb dies immer so, denn wenn Monaco mir nicht Thränen auspreßte, mußte ich über ihn lachen; er konnte immer nur grausam oder lächerlich seyn.

Ich konnte die Nacht nicht schlafen. Die Zeit drängte; ich fühlte, daß ich mich auf Widerstand vorbereiten, um jeden Preis diese Heirath verhindern und deshalb meinen Cousin benachrichtigen müsse. Sehr früh weckte ich die Blondeau, befahl ihr zu ihm zu

gehen und mit ihm in meinem Namen zu sprechen.

»Mademoiselle, wenn man mich in sein Zimmer gehen sieht, hält man mich für seine Geliebte; ich an Ihrer Stelle würde ihn rufen lassen. Vor zwei Stunden steht Niemand auf; ich stehe Wache und Sie können also in aller Bequemlichkeit mit ihm reden.«

Ich ließ mich ein wenig bitten, willigte aber ein. Die Blondeau brachte richtig Peguilhin ganz still zu mir. Er wußte nicht was ich wollte. Die Blondeau begab sich in das Vorzimmer. Sobald wir allein waren, trat ich zu meinem Cousin und fragte ihn ohne Weiteres, ob er mich liebe.

»Ich glaubte, Mademoiselle, es sey an mir diese Frage zu thun?«

»Keine Vorwürfe, keine Klagen, lieber Peguilhin, wir haben andere Dinge zu thun. Ich soll heirathen.«

»Heirathen? Wen?«

»Ach, den Herrn von Monaco.«

»Da gibt man mit einen seltsamen Nebenbuhler . . . das kann nicht seyn.«

»Es ist aber so.«

»Wer hat es Ihnen gesagt?«

»Mein Vater hat es dem ganzen Hause gemeldet und er kommt auch nur deshalb hierher.«

»Mißfällt Ihnen diese Verbindung?«

Er nahm schon jene Miene an, die ihn zum hochmüthigsten und widerwärtigsten Menschen macht. Die Galle lief mir über.

»Wer sagt, daß sie mir mißfalle?«

Ich glaube, wenn wir einander geheirathet, hätten wir einander ermordet. Auch an diesem Tage war der Ausbruch eines heftigen Zankes nahe, aber die Größe der Gefahr machte mich ganz nachgiebig, und ich bat, er möge etwas ausdenken, was diese Heirath verhindern könnte.

Da mein Stolz sich jetzt beugte, so steigerte sich der seinige und er *verzieh* mir.

»Ich glaube Ihnen, ich glaube Ihnen, Cousine, ja wir müssen uns Beide retten! Dieser Prinz von Monaco, dieser Strohkönig, will uns

trennen? Er weiß nicht mit wem er es zu thun hat und er soll es lernen.«

»Aber wie, wie?« wiederholte ich ungeduldig.

Er fing an zu sinnern.

»Wenn ich schon wäre was ich einmal seyn werde, würde ich tausend Mittel haben . . . Jetzt gibt es nur zwei, Cousine, und ich weiß nicht, ob sie Ihnen zusagen werden.«

»Ich bin im voraus damit einverstanden.«

»Binden Sie sich nicht, sondern hören Sie erst.«

»So sprechen Sie geschwind, denn ich vergehe vor Ungeduld.«

»Morgen werde ich Ihnen Alles mittheilen, wenn Sie mich wie heute holen lassen wollen. Wenn meine beiden Mittel Ihnen zusagen, so bin ich bereit, sie anzuwenden.«

»Muß ich durchaus warten bis morgen?«

»Ja, Mademoiselle, aber ich höre, daß es im Hause lebendig wird.«

»So wollen wir warten; aber es wird mir schwer ankommen, so lange geduldig zu bleiben.«

Neuntes Kapitel.

Nach dem Frühstück nahm meine Mutter eine feierliche Miene an und befahl mir, ihr mit der Basté zu folgen. Wir traten in ihr Kabinett und sie ließ sorgfältig die Thüren schließen, als oh es sich um eine Verschwörung handle. Sie nahm dann ihren gewöhnlichen Platz ein, meine Gouvernante neben ihr, und mir winkte sie, mich auf ein Bänkchen ihr gegenüber zu setzen. Nach einigen Minuten feierlichen Schweigens sagte sie zu mir:

»In dem Briefe deines Vaters ist viel von Dir die Rede, und Du wirst ihm kaum dankbar genug für das seyn können, was er für Dich getan hat.«

»Ich bin sehr dankbar, werde es aber noch mehr seyn, wenn ich erst weiß, um was es sich handelt.«

»Um deine Verheiratung.«

Ich verbeugte mich.

»Eine glänzende Verbindung . . . eine fürstliche Familien.«

Ich antwortete nicht.

»Bist Du noch nicht zufrieden?«

»Bis jetzt ja; aber werden Sie mir nicht auch etwas von dem *Manne* sagen?«

»Ich glaube von nichts Anderem gesprochen zu haben.«

»Ich habe . . . «

»Glänzende Verbindung, fürstliche Familie, großes Vermögen . . . «

»Weiter!«

»Was noch?«

»Aber der *Mann*, der *Mann*!«

»Der Mann?«

»Nun ja, wer ist der glückliche Herr, dem ich bestimmt bin und der alle diese glänzenden Eigenschaften in sich vereinigt?«

»Du kennst ihn schon und er wird Dir nicht mißfallen, — der Fürst von Monaco.«

Ich biß mich auf die Lippen, um nicht zu antworten. Meine Mutter sollte mehr sagen.

»Du sagst nichts?«

»Nein.«

»Du bist nicht zufrieden?«

»Nein.«

»Hoffentlich wirst Du Dich nicht weigern?«

»Allerdings.«

»Du weigerst Dich?«

»Sehr bestimmt.«

»Du willst nicht Fürstin von Monaco seyn?«

»Ich habe gar keine Lust dazu?«

Meine Mutter und Frau von Basté gaben ihr Staunen laut und gleichzeitig zu erkennen, dann sagte eine nach der andern:

»Du willst deinem Vater ungehorsam seyn?«

»Sie schlagen einen solchen Antrag aus?«

»Du beachtest solche Vortheile nicht?«

»Ach, Mademoiselle, habe ich Sie dazu erzogen?«

»Sie haben mich erzogen glücklich zu seyn.«

»Und sollten Sie es gerade hier nicht werden?«

Und sie fingen von neuem an, mir die Fürstenwürde, das Vermögen, die hohen Verwandtschaften und alles Übrige rühmen. Ich ließ mich nicht schrecken, schüttelte statt aller Antwort den Kopf, was bedeutete: »Ich will nicht.«

»Dein Vater wird kommen«, bemerkte meine Mutter in gereiztem Tone; »wir werden sehen, ob Du auch ihm eine solche Antwort gibst.«

»Ihm wie Ihnen, Frau Mutter.«

»Frau Marschallin, es wird wohl ein Befehl des Königs nötig seyn, ehe sie gehorcht.«

»Haben Sie mir sonst noch etwas zu befehlen?«

»Nein, aber denke über die Sache nach . . . das Geheimnis mit dem blauen Büßenden in Avignon ist noch nicht erklärt; dein Vater weiß nichts davon; ich hatte die Absicht, ihm nichts davon zu sagen; wenn Du aber bei deinem eigensinnigen Trotz beharrst, werde ich ihm nichts verschweigen.«

»Der Vater wird darüber lachen, ich kenne ihn besser.«

Ich ging in mein Zimmer und verließ es den ganzen Tag nicht; Mittag- und Abendessen wurde mir gebracht, ich rührte aber nichts an und wartete nur auf die Nacht und was ich da erfahren sollte. Die Leute sprachen von meiner Traurigkeit und daß ich gar nichts gegessen; die Folge davon war, daß meine Mutter zu mir kam, denn sie beunruhigte sich und liebte mich sehr. Sie fragte mich, ob ich krank sey und erkundigte sich zärtlich nach Allem. Erst nachdem sie sich von meinem Wohlbefinden überzeugt hatte, nahm sie ihre strenge Miene wieder an und verließ mich mit der Bemerkung:

»Das Gebot Gottes lautet: Du sollst Vater und Mutter ehren, auf daß Du lange lebst auf Erden. Du bist unwohl, weil Du ungehorsam warst.«

Die Nacht kam für meine Sehnsucht viel zu langsam, heran. Die Blondeau bot Alles auf, um mich zu zerstreuen, ich hörte aber auf nichts; ich wartete. Ich empfand nicht mehr das laue Gefühl wie für Philipp auf dem Feigenbaume; es brannte heiß in meinem Herzen; ich vermochte kaum zu atmen: ich sprach nicht; ein einziger Name schwebte aus meinen Lippen, ein einziges Bild vor meinen Augen. s Ach, ich liebte ihn!

Die Blondeau fragte mich dreimal, ob es nun Zeit sey; ich wußte nicht, was ich sagen, was ich thun sollte. Ich winkte ihr nur. Sie öffnete leise die Thür, trat auf den Korridor hinaus und stieß alsbald einen halb unterdrückten Schrei aus. Ich wähnte schon Alles entdeckt, als er zu meinen Füßen sank.

»Cousine, Cousine«, sagte er als er meine Angst sah, »erholen Sie sich, Ihr Sklave ist es, dessen Leben Ihnen angehört.«

Die Blondeau ging in das Vorzimmer und um für, jeden Fall gesichert zu seyn, hatten wir eine kleine innen geschlossene Thür geöffnet, welche auf eine kleine, Treppe führt. Ich hieß nun Peguilhin

neben mir Platz nehmen und fragte ihn mit der Ungeduld meines Charakters nach den Mitteln der Rettung, die er mir versprochen.

Er küßte mir schweigend die Hand.

»Aber so sprechen Sie doch!«

»Sogleich; ich denke nur etwas nach. Ja, es gibt zwei sichere Mittel.«

»Welche?«

»Das erste ist, daß Sie mir erlauben, Sie zu entführen. Wir können beide eines Abends entfliehen, in das Gebirge, und dann kapitulieren.«

»Ja, dann müßte man uns allerdings verheirathen.«

»Ohne Zweifel, aber Mühe würde es kosten. Wir haben das Beispiel Chatillon's und wissen, wie schwer es ihm geworden ist. Was meinen Sie, Cousine?«

Ich ließ den Kopf sinken; ich glaubte damals Peguilhin, später habe ich freilich andere Ansichten gewonnen. Er wollte mich wohl heirathen, aber nur mit Zustimmung meiner Familie; er wünschte vor allem Vermögen und Einfluß. Wenn der Marschall uns verfolgte, so bekam er weder das eine noch das andere, und das paßte gar nicht in seine Rechnung. Ich antwortete:

»Dies Mittel scheint allerdings mancherlei gegen sich zu haben: Sie haben aber noch ein anderes in Bereitschaft, nicht wahr?«

Ach, wie deutlich erinnere ich mich dieser Nacht. Wie oft habe ich mich gefragt, ob der Peguilhin von damals der jetzige Lauzun seyn könnte, der Lauzun Ludwigs XIV., der Frau von Montespan und Mademoiselles. Ich sehe ihn noch, wie ich ihm jene Frage vorlegte, deren Gefahr mir völlig unbekannt war; ich sehe seine Blicke, seine Geberden und die unvergleichliche Anmuth, mit welcher er auf die Knie sank, die Ellenbogen auf die Stuhlarmlenken stützte, die Hände faltete und die verführerischste, die unwiderstehlichste Zärtlichkeit seinem Ausdrucke gab. Und wie sah auch ich ihn an! Er bezauberte mich, wie die Schlange kleine Vögel.

»Cousine«, sagte er endlich in jenem Tone, der ihm so viele Herzen gewonnen hat, »ich will sehen, wie weit Sie mich lieben,

denn wenn Sie mich nicht lieber haben, als Alles in der Welt, so überschreite ich sicherlich diese Thürschwelle nicht wieder.«

»Sie sind sehr undankbar.«

»Sie werden sich selbst überzeugen. Hören Sie mich an, aber jagen Sie mich nicht gleich beidem ersten Worte fort.

Er nahte sich nun meinem Ohr und sprach leise, wohl eine Viertelstunde lang, mit einem Feuer, einer Leidenschaft und einer Gewandtheit, daß ich ihn weder unterbrechen, noch auch böse werden konnte. Dabei wurde ich kirschroth, verlegen und verschämt, so daß ich die Augen niederschlagen mußte, ja endlich sie sogar zudrückte, als könnte ich mich verbergen, wenn ich ihn nicht sehe.

Ich brauche nicht zu wiederholen was er mir sagte; man wird es schon errathen. Die Unterredung währte lange und wurde so leise fortgeführt, daß wir einander fast selbst nicht verstanden. Die Blondeau hustete mehrmals, um uns aufmerksam zu machen, daß die Zeit vergehe; wir achteten aber nicht darauf und die Strahlen der Morgensonne fanden uns noch an derselben Stelle und in derselben Stellung. Die Sonne brachte verrätherische Helle, so daß wir uns im Interesse unserer Liebe selbst trennen mußten. Die Blondeau klopfte dringend an die Thür und flüsterte:

»Mademoiselle, Mademoiselle, der Hund der Basté bellt; man stehe auf; um Gotteswillen lassen Sie ihn gehen«

»So muß es geschehen«, sagte Peguilhin.

»Ja«, antwortete ich wie betäubt und ohne daß ich mir selbst erst Rechenschaft geben konnte.

»Heute Abend sehen wir uns wieder, Herzenskönigin, und dann . . . «

»Gehen Sie, gehen Sie, sagen Sie nichts weiter.«

Es wurde ihm schwer mich zu verlassen, mir dagegen ihn nicht zurückzuhalten. Blondeau brachte ihn geschickt hinaus, nachdem sie die Umgebung genau rekognosziert hatte; bis auf den schrecklichen Bologneser meiner Gouvernante war Alles still.

Ich rührte mich nicht von der Stelle, ich horchte noch immer aus die verklungene Stimme und hörte noch immer was sie nicht mehr

sprach; eine neue Welt hatte sich vor mir aufgethan und ich hatte nur noch einen einzigen Gedanken. Mit einem male fiel ein Strauß vor meinen Füßen nieder, der geschickt durch ein Fenster herein geworfen wurde; in dem Strauß befand sich ein Briefchen. Ich schlug es rasch auseinander, las es, las es zwanzigmal und barg es in meinem Busen. Indeß ich mußte mich ankleiden, hinunter gehen, in dem Zimmer erscheinen, den Andern antworten, während ich nur an ihn dachte, und ihn wiedersehen, ohne ihn anzusehen; denn mein Blick würde mich sofort verrathen haben.

Der Abend kam, ich wartete und der Geliebte erschien. Ach, wie hat sich Alles seit jener schönen Zeit verändert! Alles vergeht und wenn man darüber nachdenkt, kommt man zu der Annahme, daß es sich doch der Mühe gar nicht lohnt, geboren zu werden.«

Als Peguilhin mich verließ, war es noch weiter am Tage als das erste Mal und seine letzten Worte lauteten:

»Nun, angebetete Cousine, wollen wir den Marschall festen Fußes erwarten.

Zehntes Kapitel.

Der Marschall ließ einen ganzen Monat auf sich warten, — es war dies die glücklichste Zeit meines Lebens. Ich kann nicht beschreiben was ich in diesem ersten Augenblicke der entzückenden Liebe empfand. So liebenswürdig wie damals ist Peguilhin nie wieder gewesen. Er benahm sich übrigens so gut dabei, daß er alle Andern täuschte. Meine Mutter und die Basté spielten jeden Abend mit ihm und dem Kavalier der Marschallin. Während des Spieles hielt mir Bassompierre oftmals das Garn, oder war mir sonst behilflich, während er mir allerlei schöne Dinge sagte, von denen ich kein Wort hörte. Mein Herz, meine Augen, meine Ohren waren bei meinen Erinnerungen, bei meinen Hoffnungen, so daß der Arme bisweilen wohl zu mir sagte:

»Ach, Mademoiselle, in Paris waren Sie liebenswürdiger.«

Am Tage ging ich im Parke mit meinem Schatten, der Basté, umher, die mir ewig dasselbe Lied vorsang. Daß ich auf sie noch weniger hörte, als auf den hübschen Pagen, versieht sich von selbst. Wenn sie eine Frage dreimal wiederholt hatte, setzte sie unfehlbar hinzu:

»Aber, Mademoiselle, wo sind Ihre Gedanken? Es ist sehr unartig, nicht auf die Leute zu hören.«

»Ich denke an Monaco«, antwortete ich dann.

Diese Antwort, die ich ein paarmal gab und die meiner Mutter hinterbracht wurde, brachte die gute Frau zu der Meinung, ich sey in den häßlichen Prinzen verliebt trotz meiner Weigerung, die sie für eine Maske hielt; sie dankte dem Himmel dafür und war außerordentlich freundlich gegen mich. Sie nickte mir aufmunternd zu, wenn ich ins Weite oder nach dem Monde sah, während ich auf die Stunde wartete, in welcher ich ihn sehen sollte. Dabei veränderte ich mich zusehends, meine Wangen fielen ein und wurden blaß, meine Augen erloschen; das Alles schrieb man auf Rechnung des Herrn von Monaco und der Ungeduld, die Seinige zu werden.

Mein Vater eilte seinem Gesandtschaftsgefolge voraus, um einige Wochen bei uns zu bleiben, Alles in Ordnung zu bringen und die Ceremonie vorzubereiten. Meine Mutter erzählte ihm sogleich von meinem zärtlichen Schmachten, und zwar in unbeschreiblicher Freude. Er zuckte die Achseln.

»Das wird wohl nicht richtig seyn«, sagte er, »denn ich kann mir nicht einbilden, daß ein Mädchen in einen solchen Affen sich verliebe.«

»Warum soll sie ihn dann heirathen?«

»Welche Frage! Warum erwartet ihn der Besitz von Monaco und dem Herzogthum Valentinois?«

»Das ist Alles?«

»Sol! es noch mehr seyn? Etwa die Krone Frankreichs? Die ist besetzt. Übrigens werde ich mit dem Mädchen selbst sprechen.«

Abends war große Gesellschaft in Bidache, denn Alle aus der Umgegend eilten herbei, wie immer, wenn mein Vater da war. Gewöhnlich putzten wir uns trotzdem nicht; an diesem Tage aber fiel mir ein, mich einmal zu schmücken. Mein Vater bemerkte es und ich hörte ihn mehrmals sagen:

»Die Frau Fürstin ist wirklich hübsch und wird sich in ihrem Reiche gut repräsentieren.«

Ich schmeichelte mir dieses Reich nie zu betreten. Peguilhin ließ mich nicht aus den Augen; auch Bassompierre und ein schöner junger Mann aus der Nachbarschaft, von sehr altem Adel, der indeß nie anders als auf ausdrückliche Einladung kam. Die Mutter dieses Herrn von Biaritz war eine sehr vornehme spanische Dame; er glich ihr sehr und ich habe selten eine auffallendere und seltsamere Schönheit gesehen als die seinige. Ich wußte, daß er mich auch für schön hielt. Ich werde später von ihm zu erzählen haben.

Peguilhin, der über Alles und aus Alle eifersüchtig war, konnte kaum an sich halten; Abends aber, wenn wir allein waren, that er sich keinen andern Zwang an.

»Mein Gott, wie kokett Sie sind!« sagte er; »beinahe wäre ich losgebrochen.«

»Wenn ich Frau von Peguilhin bin, werde ich wohl eingeschlossen werden müssen.«

»Wenn Sie erst meine Frau sind, wird es schon anders werden; bis dahin sorgen Sie selbst.

Mir gefiel diese eifersüchtige Wuth außerordentlich; ich liebte ihn ja. Auch beruhigte er sich bald, da wir über unsere Angelegenheiten zu sprechen hatten. Am nächsten Tage sollte ich ja, wie er sich ausdrückte, mein Glaubensbekenntnis ablegen.

»Haben Sie Muth, liebe Cousine? Werden Sie es wagen?«

»Ich werde es wagen.«

»Und wenn schlimme Folgen kommen? Ich für meinen Theil bin auf Alles gefaßt; meine Pferde sind gesattelt und meine Koffer gepackt. Wenn der Marschall böse wird, jagt er mich fort.

»Ach, uns trennen?«

»Ich komme wieder, verlassen Sie sich darauf. So leicht schlägt man mich nicht. Ich bin so gut ein Gascogner wie Herr von Gramont. Wenn ich Sie für mich, für mich allein haben will, so werden Sie mein, sobald Sie nur selbst Lust dazu haben. Bereiten Sie sich vor, es wird ein heftiges Donnerwetter geben. Bedenken Sie nur: eine Heirath mit dem lieben Prinzen vereitelt durch einen jüngeren Sohn ohne alles Vermögen! Denken Sie sich an die Stelle Ihres Vaters. Ich weiß es, wenn ich nach zwanzig Jahren die erste Person im Lande nächst dem Könige bin, und eine meiner Töchter wollte so handeln, würde ich sie in ein Kloster sperren.«

»Schönen Dank.«

»Beruhigen Sie sich; der Marschall ist nicht von solcher Art. Er wird sich nicht beklagen, er wird schreien und drohen, aber wenn Sie fest bleiben, gibt er nach, ich kenne ihn. Bei ihm sind in Allem und überall die Worte die Hauptsache. Übrigens muß er mich doch auch hören und da stehe ich für ihn.«

Ich beruhigte mich also und begab mich zum Frühstück. Mein Herz freilich pochte ungestüm, als mein Vater in sehr heiterem Tone zu mir sagte:

»Wir haben mit einander zu reden, mein Kind.«

»Ich stehe zu Diensten.«

Nach Tische nahm er meinen Arm und führte mich über die Galerie in sein Kabinett.

»Nun, Mademoiselle, man hat mir seltsame Dinge erzählt«, fuhr er lachend fort.

»Was hat man erzählt?«

»Man hat mir gesagt, aber ich hab"s wahrhaftig nicht geglaubt, Du wärest verliebt.«

Ich wurde über und über roth, nahm aber meinen ganzen Muth zusammen.

»Warum glauben Sie es nicht, Herr Vater?«

Er sah mich sehr verwundert an. Wir standen aber an der Thür seines Zimmers, er öffnete dieselbe, trat bei Seite, um mir Platz zu machen und während ich hineinging, verbeugte er sich vor mir, als sey ich eine Königin.

»Das ist etwas Anderes«, fuhr er dann fort, »und um so besser. Es wird dann ganz allein gehen und ich werde den Herrn kommen lassen.«

»Noch nicht«, entgegnete ich, während ich mich setzte und so entschlossen, als ging es zur Erstürmung einer Batterie.

»Wie? Verliebt und nicht eilig? Ehrgeizig und zögernd? das reimt sich nicht zusammen.«

»Ich verstehe nicht was Sie da sagen; Sie werden sich näher erklären müssen. Was hat man Ihnen gesagt?«

»Du wärest verliebt, verliebt, sage ich, in den Fürsten von Monaco, den ich Dir zum Gatten bestimmt habe. Ich gestehe, ich habe mich darüber gewundert und hätte es nicht geglaubt, wenn Du es mir nicht selbst versichert.«

»Sie hatten vollkommen Recht als Sie nicht glaubest wollten, und ich danke für die gute Meinung. Es kann nicht seyn und es ist nicht.«

»Habe ich es nicht gesagt? Also Du bist nicht verliebt.«

»Ich bitte um Vergebung, nicht in Herrn von Monaco.«

»In wen sonst? In Carl den Großen?«

Er lachte laut auf, denn so nannte er den edelstolzen Biaritz. Sein

Lachen brachte mich etwas in Verlegenheit.

»Nein!« sagte ich, »indeß . . . «

»Das wundert mich, denn er ist ganz das Herrchen, das Euch Mädchen wohl den Kopf verdrehen könnte. Aber wenn er es nicht ist, wer ist es sonst?«

»Ich werde es später sagen. Vorerst müssen wir offen mit einander reden.«

»Sprechen Sie, Fräulein von Gramont«, entgegnete er lächelnd.

»Ich bin fest entschlossen, den Herrn von Monaco nicht zu heirathen.«

»Wirklich?« fragte er spöttisch. »Warum das?«

»Sie wissen es ja, — weil ich einen Andern liebe?«

»Das weiß ich allerdings, aber was thut das zur Sache?«

»Was das zur Sache thut?«

»Hältst Du mich für einen Tyrannen und glaubst Du ich fordere das Unmögliche? Ich gebe Dir als Gemahl den Herrn von Monaco, oder vielmehr das Fürstenthum, das Herzogthum, das Vermögen, den hohen Rang, kurz alles was dazu gehört, aber ich zwingen Dich durchaus nicht den Mann zu lieben, und verlange keine Rechenschaft von deinem Herzen. Werde Du nur Fürstin von Monaco, der Herr von Monaco mag dann werden was Gott gefällt, mich geht das nichts an.«

»Was Sie da sagen, ist ja schrecklich; wenn man Sie hörte . . . «

»Würde sich kein Mensch wundern. Man kann nicht verständiger seyn als ich es bin. Ich spreche mit Dir als liebevoller Vater, der dein Glück will.«

»Zum Glück ist alles dies nicht möglich. Ich kann und will Herrn von Monaco nicht heirathen.«

»Du spaßest, mein Kind.

»Ich kann es nicht ernstlicher meinen.«

»Ein Mädchen von deinem Sinn und Geist.«

»Sie haben mir bisweilen etwas von dem Ihrigen zugeschrieben, es kann aber doch nicht dieselbe Art seyn.«

»Dann habe ich mich getäuscht. Aber treiben wir keinen Spaß, es

ist nicht die Zeit dazu. Deine Heirath ist angekündigt, von dem Könige, von der Königin, von St. Eminenz genehmigt und sie muß also erfolgen.«

»Das wird nicht geschehen.«

»Wer will es hindern?«

»Ich. Eher sterbe ich.«

Der Marschall lachte laut auf.

»Das hast Du gewiß in einem Roman gelesen«, sagte er.

»Lachen Sie nicht, denn ich lache nicht.«

»Das ist ja eben das Spaßhafteste.«

»Ich habe Ihnen noch nicht alles gesagt.«

Ich zitterte so sehr, daß jeder Andere außer meinem Vater Mitleid empfunden haben würde.

»Noch etwas?« fragte er. »Ich begreife nicht, wie es noch besser kommen könnte. Es ist ja jetzt schon ganz hübsch.«

Ich war sehr verlegen, sogar eingeschüchtert. Das Geständnis, das ich thun wollte, war nicht leicht; mein Vater konnte es übel aufnehmen, was würde dann aus mir? Es blieb mir nichts übrig, als in ein Kloster zu gehen und alle meine Hoffnungen zu opfern. Der Marschall sah mich mit dem forschenden, durchbohrenden Blicke an, der ihn berühmt gemacht hat.

»Nun?« fragte er.

Ich hatte noch nicht den Muth zu antworten und war so ergriffen, daß ich mit gefalteten Händen auf meine Knie sank. Mein Vater hob mich nicht auf.

»Vater . . . Vater . . . « stammelte ich . . . »ich kann, ich darf Herrn von Monaco nicht heirathen, weil . . . «

»Weil?«

»Weil . . . ich mir selbst nicht mehr angehöre.«

Mein Vater sah mich einen Augenblick an, dann brach er in ein lautes Gelächter aus.

Elftes Kapitel.

Nie in meinem Leben war ich so verlegen gewesen; das wird man mir glauben. Ich erwartete eine pathetische Szene, einen Vaterfluch vielleicht, wenigstens heftige Vorwürfe. Ich hatte mir das Alles vorher ausgemalt und mich zum Widerstande vorbereitet. Statt des Unwillens, statt der Verwünschungen, die ich erwartet, kam Spott; der Vater verhöhnnte mich, lachte mir in das Gesicht. Ich kann nicht sagen was ich empfand.

»Ha! ha! Ha!« fuhr er fort und hielt sich den Bauch. »Sage mir noch einmal: *ich gehöre mir selbst nicht mehr an!* Auf Ehre, Du würdest eine gute Komödiantin werden.«

Ich sprang heftig auf und sah ihn mit flammenden Augen an.

»Ich begreife nicht, Herr Vater, wie Sie mit meiner Ehre scherzen können.«

»Deine Ehre! Es wird ja immer besser. Irgend ein Mädchenversprechen, ein Händedruck am Rosenstrauch im Mondenschein, nicht wahr?«

Dieser Spott reizte mich und ich wurde um so entschlossener. Ich glaube, es ist das einzige Mal in meinem Leben gewesen, daß ich demütig war, es hat mich aber auch für immer geheilt. Eine solche Behandlung brachte mich auf. Ich hatte, um mich meinem Geliebten zu erhalten, das größte aller Opfer gebracht, hielt mich darum fast für eine Heldin und sollte mich wie ein kleines Mädchen behandeln lassen? Ich erzählte also meinem Vater was geschehen war, nur daß ich Peguilhin nicht nannte, ja ihn nicht einmal sehr deutlich bezeichnete. Der Marschall hörte mich sehr aufmerksam an und spielte dabei mit seinen Orden, was bei ihm stets ein Zeichen besonderer Aufmerksamkeit war. Als ich zu Ende gekommen war sah er mich an und entgegnete:

»Wahrhaftig eine prächtige Geschichte, und sehr gut erdacht. Leider kann ich kein Wort davon glauben.«

»Was sagen Sie?«

»Ich sage, daß Du weniger meine Tochter bist, als ich glaubte. Ich hätte es nicht für möglich gehalten, daß Du Dich durch Kleinigkeiten fesseln lassen könntest, statt an Solides zu denken.«

»Herr Vater . . . «

»Sprechen wir ganz ruhig mit einander. Du findest den Herrn von Valentinois nicht nach deinem Geschmacke, er mißfällt Dir, er ist ein Esel, ich weiß es; ein Roß, ich sehe es; vielleicht dem Charakter nach ein Hund, ich glaube; — aber über diesen Albernheiten vergißt Du das Wesentliche, d. h. eine gute und solide Stellung, wirkliche Ehren, Rang und Alles was dazu gehört; das hätte ich von Dir nicht erwartet. Du baust Dir einen kleinen Roman zusammen, und er ist gut entworfen, ich glaube, die Scudery würde Dich darum beneiden; Du unterstützest ihn mit Seufzern und Thränen; Du erdenkst Dir einen Helden, leihst ihm deine Gesinnungen und Ideen, als ob Jemand in meinem Hause wäre, der sich selbst so sehr haßt, um . . . «

»Ja . . . und ich werde ihn nennen!« rief ich aufs Äußerste empört aus. »Mein Cousin ist es, der Gras von Peguilhin.«

»Immer besser! Peguilhin, der ehrgeizige Bursch, den ich kenne, und dreifacher Gascogner! Peguilhin, der mich kannte, sollte so gehandelt haben? Peguilhin sollte sich durch die Liebe haben fortreißen lassen, ohne die Überzeugung zu haben, daß die Liebe ihn dahin bringe, wohin er kommen will? Geh, geh, Du bindest mir etwas auf.«

»Lassen Sie Peguilhin rufen und fragen Sie ihn.«

»Ich glaub's doch nicht. Es ist nicht möglich, Ihr könnt Euch so weit nicht vergessen haben. Ein Mädchen von deinem Stande und Geiste thut dergleichen nicht; sie beurtheilt ihren Vater und dessen Ansichten besser. Kann ein so junger Mensch, der gar nichts ist und gar nichts hat, etwas Anderes als ein Diener oder Werkzeug seyn? Und wenn Du solche Thorheiten auf der Straße ausrufst, ich glaube sie nicht.«

»Ich schwört es Ihnen zu . . . «

»Genug! genug! Spaße nicht länger mit mir, ich höre nichts weiter. Der Fürst von Monaco wird nächstens ankommen, und Du wirst ihn

als den Mann empfangen, der Dir bestimmt ist. Du wirst, wie ich hoffe, mit Dir zu Rathe gehen, all die Schnurrpfeifereien bei Seite lassen, und meinetwegen deinen Herrn Cousin befragen. Er wird ganz gewiß eben so sprechen wie ich.«

Das Blut kochte in mir. Ich weiß nicht mehr was ich sagte, aber ich lehnte mich entschieden gegen den Willen meines Vaters auf; ich drohte ihm dem Herrn von Monaco Alles zu sagen, zu entfliehen, in ein Kloster zu gehen, sogar im Nothfalle Hand an mein Leben zu legen. Der Vater lachte nur noch mehr.

»Dem Herrn von Monaco Alles sagen! Der arme Mann wird nicht böse darüber werden; er weiß im Voraus was ihn erwartet und ob etwas früher oder später thut nichts zur Sache. Übrigens glaubt er es gar nicht; ich werde ihn aufmerksam machen. Entfliehen! Wohin allein? In ein Kloster gehen? Welches wird Dich aufnehmen, wenn ich protestiere? Hand an Dich selbst zu legen steht Dir allerdings frei, wenn Du den Ruf hinterlassen willst, eine Thörin gewesen zu seyn. Besinne Dich wohl, mein Kind; lasse Dich zur souveränen Fürstin machen, es hat dies sein Gutes und Angenehmes. Du kannst deine Unterthanen glücklich machen, und deinen Mann meinetwegen an der Nase führen; dein Hauswesen wird natürlich ganz nach deinem Wunsche eingerichtet, und nichts hindert Dich, deine Freunde und Verwandten glücklich zu machen.«

»Herr Vater . . . «

»Undankbare, und ich habe Dir gerade diesen Mann unter allen ausgesucht! Der Cardinal Mazarin selbst hat zugegeben, daß er für Dich vortrefflich passe. Er hat sogar den ersten Gedanken davon gehabt und Du würdest Dir schaden, wenn Du nur zögertest.«

Wir sprachen so länger als zwei Stunden, ohne daß ich einen Zoll breit Terrain gewann. Mein Vater leugnete Alles und gab nichts zu, so daß er mir sogar die Möglichkeit benahm ihn zu überzeugen. Ich verließ ihn endlich mit Zornthränen in den Augen und kam in mein Zimmer zurück. Im Hofe hörte ich Pferdelaerm und ich trat an das Fenster; mein Vater brach auf mit Peguilhin und einem großen Gefolge. Beide grüßten mich, mein Vater mit ironischer Heiterkeit, die mich noch mehr aufbrachte.

Später habe ich erfahren was auf dieser Promenade zwischen Beiden vorgekommen und wie über mein Schicksal entschieden worden. Mein Vater eilte etwas voraus, und winkte Peguilhin neben sich.«

»Vetter«, sagte er in seiner gewöhnlichen heitern Laune zu ihm, »wenn ich Dich nicht zu gut kannte, würde mir das, was mir meine Tochter erzählt hat, eine seltsame Meinung von Dir beibringen; zum Glücke kenne ich Dich aber besser. Aber thu mir den Gefallen und setze dem Mädchen den Kopf wieder zu recht; sie ist zu lange in Bidache gewesen und versauert ganz und gar. Denke Dir, sie erzählt mir da Liebesfaseleien vor, gerade als habe sie stets in einem Dorfe gewohnt Dir wird sie eher glauben als mir, also sage ihr, daß ich durchaus nur einen Schwiegersohn von Namen und festem Stande annehme; sage ihr, der Salon, von dem sie gesprochen — ich habe seinen Namen nicht wissen mögen, vielleicht einer meiner Pagen — würde von mir gar nichts erhalten als was er sich genommen, — das Mädchen, und das dürfte er bald überdrüssig werden, wenn er durchaus nichts weiter zu erwarten hat.«

Mein Vater wußte mit wem er sprach, und brauchte nicht mehr hinzu zu sehen. Er hatte den Spazierritt auch nur zu diesem Zwecke unternommen.

Zum Abendessen ließ ich mich entschuldigen und mein Vater sagte:

»Man lasse sie; namentlich gehe Niemand vor morgen früh zu ihr. Ich kenne diese Art Krankheit und wette, daß das Mädchen morgen nachgiebig ist wie ein Handschuh.«

Er wollte erst seinen Helfershelfer wirken lassen.

Ich war entschlossen mich entführen zu lassen, denn ich haßte nun meinen Vater und zweifelte durchaus nicht, daß Peguilhin meine Ansichten theile. Als er kam, errieth ich schon an seinem Auftreten, daß er traurig sey; ich brauchte ihn gar nicht zu sehen.

»Sie wissen Alles?« fragte ich. »Mein Vater hat mit Ihnen gesprochen?«

»Leider ja.«

»Und Sie sind hoffentlich wüthend wie ich.«

»Voll Verzweiflung bin ich.«

»Ich voll Hoffnung. Es bleibt uns ja noch das erste Mittel, das sicher ist und das wir nun anwenden müssen.«

»Nein«, antwortete er betrübt.

»Nicht? Sie wollen nicht? Sie weigern sich, mich der Tyrannei zu entziehen! Sie überliefern mich dem Unglücke? Ach, Cousin!«

»Theure Cousine, hören Sie mich an.«

»Sie lieben mich nicht.«

»Ich Sie nicht lieben! Ich! Und ich denke nur an Sie, opfere nur mein Glück dem Ihrigen auf! Mein Leben gäbe ich darum, könnte ich Ihnen einen Kummer ersparen.«

»Sie geben mich auf?«

»Hören Sie mich an, hören Sie den an, für den Sie Alles auf Erden sind, hören Sie einen hingebenden Freund an, und wenn Sie mich dann verdammen, unterwerfe ich mich, weil ich die Überzeugung in mir trage, meine Pflicht getan zu haben, wie schwer sie auch war. Der Marschall ist entschlossen, die größte Strenge gegen Sie zu gebrauchen, wenn Sie das väterliche Haus verlassen. Er hat es mir erklärt. Sie werden verfolgt, zurück gebracht und lebenslänglich in ein entlegenes Kloster gesperrt werden, wo Sie Niemand sucht, wo Sie abgesondert von der Welt, ohne Hoffnung und ohne Trost leben müssen. Er hat mir sein Wort darauf gegeben und mir aufgetragen, dies Ihnen mitzutheilen. Sie kennen ihn; je mehr er lacht — und er hat viel gelacht — um so mehr ist er zu fürchten. Er weiß Alles.«

Darauf konnte ich nichts antworten.

»Was kann ich nun dabei thun?« fuhr er fort. »Nichts als Ihnen Ihr Wort und Ihre Freiheit zurück geben, nichts als Sie bitten zu gehorchen und Ihr Lebensglück nicht zu verscherzen. Ich wäre kein braver Mann, wenn ich anders handeln wollte. Niemals werde ich zugeben, daß Sie sich meiner Liebe aufopfern, lieber gebe ich mein eigenes Leben hin. Unterwerfen Sie sich also, heirathen Sie den Herrn von Monaco; es bleibt mir nur noch der Muth, dies Ihnen zu rathen.«

»Großer Gott, Sie sprechen so!«

»Sehen Sie nicht meinen Schmerz, meine Verzweiflung? Können Sie sich nicht denken was ich fühle? Ihnen zu entsagen, Sie einem Andern in die Arme zu führen, wenn . . . Kein Wort mehr . . . ich ertrage es nicht.«

Er vergoß wirklich Thränen und sie milderten die Bitterkeit der meinigen. So blieben wir die ganze Nacht beisammen und — ich ließ mich endlich überzeugen. Ich glaubte nicht bloß an seine Liebe, sondern auch an seine Aufopferung; ich glaubte er entsage mir, eben weil er mich zu sehr liebe, kurz ich glaubte, was ich glauben sollte. Ich versprach überdies was er verlangte; ich nahm Alles an und an diesem Tage brach ich mit der Redlichkeit und Tugend, denn ich entschloß mich meine Hand einem Manne zu geben, den ich haßte, und schwor dabei, mein ganzes Leben lang einen Andern zu lieben. Trug nicht mein Vater die Schuld davon? Hat er mich nicht selbst auf die Bahn geführt, auf der ich gegangen bin? Er wollte nicht auf mich hören, er stieß mich in den Abgrund, unbekümmert, ob ich darin zu Grunde gehe. Gott verzeihe es ihm! Ich kann mich kaum dazu entschließen, da ich noch so jung am Ende eines schmerzreichen Lebens stehe. Und auch sein späteres Leben konnte nicht gut machen was er verschuldet. Ach, wie grausam ist der Mann, wenn er lacht! Ein Henker ist er.

Zwölftes Kapitel.

Ich will hier die Erzählung meiner Abenteuer unterbrechen, um zu berichten was heute geschehen ist; ich kann es nicht verschweigen, die Sache ist zu komisch; sie hat mich sogar aufgeheitert, nachdem ich seit zwei Jahren nicht gelacht.

Ich war seit zwei Stunden wach, das heißt im Stande diejenigen zu empfangen, welche sich vor meiner Krankheit nicht fürchteten und einige Augenblicke an meinem Bette verbringen wollen. Erwachen kann ich nicht, weil ich nicht schlafe. Die Blondeau meldete mir geheimnisvoll eine Dame, welche ihren Namen zu verschweigen wünsche. Ich war allein, diese Vorsicht schien also nichts Gutes zu bedeuten. Ich hatte schon den Besuch einer Geliebten Monaco's erhalten, der gar keine Rücksichten nimmt, und wünsche durchaus nicht noch einmal Klagen und Anklagen gegen den Verräther zu hören. Ich ließ deshalb sagen, ich könne keinen Besuch annehmen.

Die Blondeau kam wieder und meldete:

»Frau Fürstin, die Dame will herein.«

»Wie sieht sie aus.«

»Recht hübsch.«

»Jung.«

»Das weiß ich nicht?«

»Warum nicht?«

»Sie ist seltsam gekleidet, mit so vielen Garnierungen und Falteln, daß man ihr Gesicht nicht erkennen kann.«

»Was mag sie seyn?«

»Eine Art Zauberin; sie hat einen Stab.«

»So sage ihr, ich wolle durchaus nichts von Zaubereien wissen. Wenn sie sich nicht fügt, so rufe den Bedienten und laß sie hinaus bringen.«

Ich wartete einige Minuten, die Blondeau kam noch einmal zurück.

»Ist sie fort?«

»Nein. Sie will nicht gehen, ohne die Frau Fürstin gesehen zu haben. Sie komme, sagte sie, in wichtiger Angelegenheit, wegen des Grafen von Lauzun.«

»Warum sagte sie dies nicht sogleich? Es wären dann viele Fragen erspart worden Laß sie eintreten.«

Es trat eine große weibliche Gestalt mit ziemlich schöner Haltung, aber etwas Unstäten in den Augen ein. Ihr Alter war, wie es die Blondeau gesagt hatte, ein Räthsel; wenn man sie aber aufmerksam betrachtete, erkannte man, daß sie jung war. Eine seltsamere Kleidung hatte ich nie gesehen. Ich kann sie kaum beschreiben, nur so viel ist gewiß, daß sie die Farben des Regenbogens in sich vereinigte. Besonders fiel mir unter andern eine Art Halsband mit Stacheln wie an einem Igel auf, die in fleischfarbigen Samtrossetten befestigt waren. In der Hand trug sie zwei dicke Bücher oder vielmehr zwei geschriebene Hefte und an der andern Seite den niedrigsten Hund, den man nur sehen kann.

An der Thüre blieb sie stehen und machte mir eine tiefe Verbeugung. Nach einigen Schritten folgte eine zweite stumme Reverenz, und erst bei der dritten, an meinem Bette, sagte sie:

»Ich habe die Ehre mit der Frau Fürstin von Monaco, Hoheit, zu sprechen?«

Dieser Titel klärte mich auf. Man verweigerte mir ihn, obgleich ich wirklich Anspruch darauf hatte, und nur Schmeichler und untergeordnete Personen brauchten ihn. Ich war auf meiner Hut und antwortete:

»Ich bin die Fürstin von Monate, und Sie?«

»Ich bin Charlotte Rosa von Caumont La Force, setzt Gattin des Herrn de Brion, Parlamentsrathes in Paris, und Cousine des Grafen von Lauzun, Ihres Veters und Freundes.«

»Blondeau, einen Stuhl für Madame.«

»Von ihm habe ich mit Ihnen zu sprechen.«

»Ich bin bereit Sie anzuhören.«

Sie brauchte eine Viertelstunde, ehe sie mit ihren Rücken,

Garnituren und Festons, ihrem Hunde und ihren Büchern in Ordnung kam; man kann sich davon keine Vorstellung machen, abgesehen von dem Fächer. Ich wartete ungeduldig, denn ich war thöricht genug auf eine Erinnerung, auf eine Meldung von dem zu hoffen, der mich vergessen hat und doch der einzige Gedanke meines Herzens ist.

»Nun, Madame?« fragte ich.

»Sogleich. Sie lieben Lauzun?«

Ich richtete mich rasch in meinem Bette auf; eine solche Frage, ohne alle Einleitung, von einer Fremden, war doch unerträglich. Ich lasse mich sehr ungern ausfragen und gestatte es Niemanden, den König, die Königin und den Dauphin ausgenommen. Selbst Monsieur und die beiden Mesdames kennen meine Abneigung und fragen nicht mehr, als ich sagen will.

»Was gibt Ihnen das Recht so zu fragen?«

»Mein Gott, es kommt auf Ihre Antwort gar nichts an; es ist ja Jedermann bekannt. Ich erwähne es bloß, um meinen Besuch zu erklären und warum ich mich an Sie und nicht an Frau von Nugent oder eine andere Verwandte des Grafen wende . . . Ich möchte ihn befreien.«

Da vergaß ich Alles.

»Ihn befreien? Ist es möglich?«

»Ja, wenn er genau die Anweisungen befolgt, die ihm zukommen sollen. Können Sie eine sichere Person zu ihm schicken?«

»Ich bitte, wie sollte sie zu ihm gelangen? Wie sollte sie mit ihm insgeheim sprechen? Wenn dies Ihr Mittel ist, so wird nichts damit auszurichten seyn.«

Die seltsame Frau lächelte mitleidig, dann stand sie auf, streckte die Arme aus, nachdem sie ihren Hund und ihre Bücher auf den Stuhl gelegt hatte, machte ein paar Zeichen oder Figuren mit dem Fächer in der Luft, sprach einige Worte in Kauderwelsch wendete sich dann zu mir, knixte und sagte:

»Man sieht es, daß Sie mich nicht kennen; Sie wissen nicht, welche Macht ich besitze und mit welchen Geistern ich in

Verbindung stehe. Ich will Ihnen meine Geschichte erzählen, dann werden Sie Vertrauen haben. Die Beschwörung, die ich eben vorgenommen, sichert uns Ruhe; Niemand wird sich nähern, wir können in aller Sicherheit mit einander sprechen.«

Ich hatte wohl von der überspannten Frau sprechen gehört und sie sogar am Hofe einige Jahre vorher gesehen, als sie bei der Herzogin von Guise war. Ich erinnere mich höchst seltsamer Geschichten von ihren Liebschaften und ihrer Lebensweise gehört zu haben; man gab sie für eine Zauberin aus und sie ließ es, wie man gesehen hat, gelten: ich nahm mir also vor, sie reden zu lassen.

»Sie kennen mich doch, Madame«, fuhr sie fort, »Sie wissen recht wohl, daß ich eine Caumont La Force bin und daß mein Vater ein vornehmer Mann, wenn auch arm ist. Er brachte mich zu der Herzogin von Guise, was mir nicht gefiel, aber es geschah, um mich bekannt zu machen, an den Hof zu bringen. Welcher schlimme Dienst! Meine Gebieterin verbrachte — und sie thut es wahrscheinlich jetzt noch — ihr Leben damit, daß sie mit Mademoiselle zankte. Die beiden Schwestern brauchen die stärksten Worte gegen einander, was sich für zwei Prinzessinnen doch gar nicht schickt.«

»Nur weiter.«

»Ich war also im Luxemburg und wir wußten keinen Morgen, ob wir Abends da schlafen würden, so sehr bemühte sich Mademoiselle uns fortzubringen. Ich fand dieses Leben unerträglich und sann darüber nach, wie ich hinwegkäme, als ich eines Tages unter den Büchern des verstorbenen Gaston suchte und ein bestäubtes, zerrissenes fand, das seit der Königin Marie vergessen in einem Winkel gestanden hatte. Ich schlug es auf, ohne weiter an etwas zu denken. Ich darf Ihnen nicht sagen welche Folgen das hatte, aber von diesem Tage an war ich mit wunderbarer Macht begabt, die mich berühmt gemacht hat und die alles meinem Willen unterwirft.«

»Da sind Sie sehr glücklich; ich wollte ich könnte das von mir auch sagen.«

»Ah«, entgegnete sie mit einem Seufzer, »ein Einziges widersetzt sich mir und das ist in der verdorbenen Welt gerade das

Nothwendigste, — das Geld, ja, Madame, das Geld. Was ich auch thue, wie ich auch rufe, es kommt nicht in meine Tasche und wenn einmal zufällig etwas hineingelangt, gleich fällt es wieder durch. Ich habe die schönsten Liebhaber am Hofe gehabt, aber alle hätten lieber von mir genommen statt mir zu geben, wie sie es gegen Andere thaten. Ein Einziger ist davon ausgenommen und den hat man mir wohl entführt, geraubt.«

Die Irre begann laut zu jammern und die Hände zu ringen, während ihr Hund, der ihr gegenüber saß, kläglich zu dem Duett einstimmt. Ich habe in meinem Leben keine solche Musik gehört. Ich rief mich heiser, um sie zum Schweigen zu bringen, vergebens; sie schrien und heulten nur um so mehr. Ich rief die Blondeau, daß sie mich befreie, sie erschien aber auch nicht. Da glaubte ich wirklich behext zu seyn, mußte aber gleichwohl über den Gesang und die beiden Gesichter lachen. Mit einem male trat wie mit einem Zauberschlage wiederum Stille« ein; die Frau strich ihre Röcke glatt, wischte sich den Mund mit dem Fächer ab und sagte:

»Ach, das thut wohl, sich so ein wenig zu erleichtern! Ich wußte wohl, daß man uns nicht unterbrechen würde. Wo war ich stehen geblieben?«

»Bei Ihrer leeren Tasche.«

»Dabei bin ich immer, aber kehren wir zu meiner Jugend und der schönen Zeit meiner Liebe zurück. Kennen Sie den Marquis von Nesle? Er sah mich bei der Herzogin von Guise; er gefiel mir und ich nahm mir vor, ihm zu gefallen. Ich wollte ihn heirathen und brauchte nur zu wollen. Binnen acht Tagen war er in mich so verliebt, daß er seinem Vater sagte, er werde keine Andere zur Frau nehmen als mich. Die Mailly erhoben ein gewaltiges Geschrei und wollten von dieser Heirath nichts wissen, weil ich kein Vermögen besaß. Darum baten Sie den Prinzen, mit dem sie verwandt zu seyn die Ehre haben, den jungen Mann wieder zu Verstand zu bringen. Man nahm ihn zu diesem Zwecke mit nach Chantilly. Ich war sehr ruhig darüber, denn ich glaubte meiner Sache sicher zu seyn, und mußte es glauben; aber dieser elende Geist hat mich betrogen. Ich Unglückliche!«

Und sie fing von neuem an zu jammern und zu winseln, wiederum im Verein mit ihrem Hunde Fidel, der ihr gegenüber saß. Diesmal ärgerte ich mich nicht, sondern lachte vom Herzen und wartete geduldig auf das Ende. Ich erinnerte mich dabei des Herrn von Nesle und kann Folgendes über ihn mittheilen.

Fräulein von La Force stand in sehr üblem Rufe; sie hatte sich vorher in den ganz jungen Dauphin verliebt und Alles aufgeboten, um dessen Herz zu gewinnen. Sie mochte aber damals das Zauberbuch der Königin Marie noch nicht haben. Die Mailly's wußten dies so gut als alle Andern; sie wußten auch von tausend andern Galanterien, von denen man gesprochen, und sie wollten ein solches Mädchen ohne Geld nicht haben. Sie thaten deshalb was in ihrer Macht stand, um den jungen Herrn von dieser Person loszumachen. Der Prinz las ihm vergeblich den Text; alle Condés und Contis vermochten nichts und nach einer stundenlangen Erörterung stürzte er in den Park von Chantilly hinaus, um in den Fluß zu springen. Plötzlich fuhr er zurück und das ging so zu. Er trug an einem Bändchen am Halse ein Säckchen. Die La Force hatte es ihm seiner Gesundheit wegen gegeben und ihm empfohlen, es ja nie abzulegen. Er that dies. Als er in das Wasser springen wollte, riß das Bändchen, das Säckchen fiel herunter und er war auf der Stelle von seiner Liebe geheilt. Die, welche er bis dahin angebetet hatte, erschien ihm plötzlich häßlich und widerwärtig und er theilte den Prinzen mit, er möge nichts mehr von ihr hören.

Er hielt sich für bezaubert — was auch der Fall seyn mochte — und ließ im Garten am Flusse, wo er seine Kleider abzuwerfen versucht hatte, nach dem unseligen Säckchen suchen.

Als man es öffnete, fand man darin zwei Krötenpfoten, die ein Herz hielten, das in einen Fledermausflügel und ein mit unbekanntem Schriftzeichen bedecktes Papier gewickelt war.

Als Herr von Nesle dies sah, lief er entsetzt davon. Ich an seiner Stelle hätte darüber gelacht; ich muß jetzt noch darüber lachen, besonders wenn ich bedenke was folgte und was ich diesen Vormittag hörte.

Dreizehntes Kapitel.

Als Frau von Brion sich zum zweiten Male erleichtert hatte, wie sie sich ausdrückte, erhielt sie ihre Ruhe wieder, nahm ihren Hund und ihr Buch und saß steif da. Ich wischte mir einige Lachthränen aus den Augen und bereitete mich vor, das Weitere zu hören. Es ist mein erster heiterer Augenblick seit Jahren und wird wohl mein letzter seyn.

»Sie werden sich selbst sagen, Fürstin«, begann sie und ich fand diese Anrede doch etwas zu familiär, »ob ich damit zufrieden seyn konnte, daß der Herr von Nesle mir entging, nachdem er mich so ungestüm geliebt. Ich mußte mich indeß darein ergeben und mein Glück anderswo suchen. «Die Herzogin von Guise sah keine galanten Herrn bei sich, wie Sie wissen; sie war zu zanksüchtig und zu fromm . . . Eines Morgens ziemlich früh ging ich im Garten des Luxemburg umher; ich glaube außer mir und der Sonne war noch Niemand auf; da bemerkte ich an der Biegung eines Weges einen hübschen, blühenden, zierlichen jungen Mann, dessen Augen und Zähne beim Lächeln glänzten, dessen mit Ringen geschmückte schöne Hand weiß unter Spitzenmanschetten hervorsah und der mich anblickte. Ich mußte ihn auch ansehen; er grüßte mich, ich dankte ihm; er redete mich an, ich antwortete ihm: er kam mir recht liebenswürdig vor, ich machte denselben Eindruck auf ihn und wir gingen eine Zeit lang mit einander auf und ab. Ach, Madame, es ist ein reizender Zeitvertreib — der Liebe eines schüchternen, züchtigen Rathes, der keinen zweifelnden Gedanken zu haben wagt! Haben Sie das jemals erfahren?«

»Niemals.«

»Dann muß ich Sie beklagen; solche Männer sind den Vornehmen sehr vorzuziehen. Es war Brion, mein lieber Herr von Brion. Wir liebten einander von dem ersten Augenblicke an mit einer Leidenschaft, die noch dauert, und als ich zum Frühstück hinausging, war ich so zerstreut, daß ich der Herzogin Zucker statt

Salz in den Salat that. Abends ließ ich mein Fenster offen; er kam und brachte mir eine Abendmusik. Am andern Tage zu derselben Stunde und in demselben Gartenwege trafen wir uns wieder und so alle Tage, ohne einen Vertrauten außer Fidel, bis wir unserem Entzücken nicht länger widerstehen konnten und uns in einer Dorfkirche trauen ließen, dem unnatürlichen, herzlosen Vater zum Trotze, dem Präsidenten Brion, der an allem meinen Unglück Schuld ist . . . «

Hier hielt sie es für nötig zum dritten Male ihrer Verzweiflung freien Lauf zu lassen und Fidel stimmte kläglich ein, wahrscheinlich auf einen ihm bekannten Wink.

»Wir heiratheten also«, fuhr sie fort; »ich verließ den Palast Luxemburg und mein Mann brachte mich im Triumph nach Versailles, wo man uns aus Befehl Sr. Majestät eine Wohnung anwies. Aber wie schwer es uns geworden ist, so weit zu kommen, weiß Niemand, auch nicht was ich that, um das Ziel zu erreichen.«

»Das muß sehr interessant seyn.«

»Sie werden in keinem Romane etwas Ähnliches finden . . . Sobald mein lieber Brion sich entschlossen hatte mich zu heirathen, theilte er seinen Willen dem Vater mit und erklärte, er bleibe dabei und lasse sich durch nichts von seinem Vorsatze abbringen. Der Präsident gerieth in großen Zorn und sprach von dem Herrn von Nesle und andern Albernheiten, mit denen man mich überschüttet hat. Sie können sich denken, wie mein Brion das aufnahm. Der Vater gab nicht nach. Er ließ den Sohn in seinem Hause einsperren, damit wir einander nicht sehen könnten. Ich glaubte sterben zu müssen, raupte mir mehre Tage lang die Haare aus und wollte mir das Leben nehmen.«

»Ich freue mich, daß Sie von der Ausführung abstanden.«

»Eine wunderbare Idee brachte mich davon ab. Hören Sie. Ich kannte einen Trompeter; wie ich ihn kennen gelernt hatte, weiß ich nicht mehr, genug, ich kannte ihn. Er zog mit Tanzbären auf der Straße umher. Ich bezahlte ihn gut und schickte ihn mit seinen Bestien zu dem Hause des alten Brion. Er machte seine Sache gut und erhielt die Erlaubnis in das Haus hineinzukommen. Der

Gefangene ließ sich durch den Lärm an das Fenster locken, sah seinen Vater und die Leute im Hofe und bat, man möge ihn auch hinunter lassen. Er hatte nämlich in dem Trompeter einen Mann erkannt, den er oft bei mir gesehen, und wollte deshalb wo möglich mit ihm sprechen.

»Mein Bote machte seine Sache weiter gut und steckte ihm ein Briefchen von mir zu, während sein Vater die Bären bewunderte. Zuletzt sagte der Mann: »Wenn es der Herr Präsident erlaubt, werde ich über acht Tage einen Bär bringen, der ihm noch mehr gefallen wird. Er ist sehr artig und zierlich, tanzt, und es fehlt ihm nur die Sprache.«

»Wissen Sie wer der Bär war?«

»Ich glaube, es darf mir unbekannt seyn.«

»Ich war es, Fürstin. Denken Sie sich, ich liebte meinen Brion so sehr, daß ich mich zur Bärenrolle hergab!

Ja, Madame, ich habe den Bär gespielt; ich lernte wie ein Bär gehen, ich lernte tanzen wie andere Bären, die mich fortwährend anbrummten und wohl gern angebissen hätten. Ich hatte mir ein Bärenfell zurecht machen lassen und hüllte mich alle Morgen ein paar Stunden hinein. Als der Tag gekommen war, wanderte ich als Bär, an einer Kette geführt, durch die Straßen und ließ mich — alles aus Liebe — durch die Straßenjungen mit Steinen und Schmutz werfen.«

Als ich mir das recht lebhaft vorstellte, wie das Mädchen in einem Bärenpelze umhergeführt wurde und tanzte, konnte ich das Lachen nicht länger unterdrücken. Sie ließ sich indeß nicht aus der Fassung bringen und wartete geduldig, bis ich mich satt gelacht. Das dauerte ziemlich lange, dann fuhr sie fort:

»Mein Brief hatte meinen lieben Brion im voraus benachrichtigt. Er durfte auch diesmal herunter kommen und sah meine Kunststücke mit an. Dann wollten mich Alle streicheln. Als er zu mir kam, flüsterte ich ihm mit zwei Worten den Fluchtplan zu, den ich ersonnen. Er verstand mich auch sofort. [die Geschichte ist vollkommen wahr.]

Ein dritter Besuch der Bärengesellschaft gestattete meinem Geliebten, einen Gartenschlüssel zu erlangen. Durch die Gartenthür

entflohen er in der Nacht, nachdem er sich an zusammengebundenen Betttüchern aus seinem Fenster hinuntergelassen. Ich erwartete ihn in dem Gäßchen, natürlich diesmal nicht als Bär. Wir gelangten bald in das Dorf, wo der Geistliche uns erwartete und traute, wie ich es gesagt. Der König ließ uns eine Wohnung in Versailles anweisen, weil ich die Ehre habe, mit den Herren von La Force verwandt zu seyn, welche die Verbindung aufrecht erhalten wollten. Aber der väterliche Tyrann war unbeugsam; mein Brion war noch nicht fünfundzwanzig Jahre alt und die Ehe wurde im Parlament gelöst. Man nahm mir nicht nur meinen Mann, sondern gab ihn sogar einer Andern.«

Ich erinnerte mich des Prozesses. Die Brion's waren sehr reich und hatten keine Lust, ihr Vermögen dem tollköpfigen Mädchen zuzuwenden. Nur habe ich nie begriffen, warum der König und die Herren La Force sie schätzten, dann aber sie so ganz verließen, daß sie sich genötigt sah armselige Romane zu schreiben wie »die Geschichte der Margarethe von Valois.« Ich an ihrer Stelle wäre lieber zu meinem Trompeter zurückgekehrt und hätte den Barentanz fortgesetzt.

Als sie hinlänglich geweint und ich genug gelacht hatte, fragte ich, was denn eigentlich für Lauzun zu thun sei und worin ich behilflich seyn könne.

»Der Geist hat mir enthüllt was Sie vielleicht nicht glauben. Herr von Lauzun ist entschlossen, sich selbst zu retten und arbeitet in diesem Augenblicke daran. Er hat in den Camin ein Loch so geschickt gemacht, daß man es noch nicht bemerkt. Nun mußten um Pignerol mehre Vertraute sich aufhalten, um ihn in Empfang zu nehmen, sobald er heraus kam, und ihm bei seiner Flucht nach der Schweiz, nach Italien oder sonst wohin behilflich zu seyn.«

»Das ist Ihr ganzer Plan?«

»Reicht er nicht aus?«

»Selbst zugegeben, was ich sehr bezweifle, daß Lauzun ein solches Loch graben und bis jetzt verheimlichen konnte, wie könnte er aus der so wohl bewachten Feste herauskommen [Die Brion hatte Recht, Lauzun grub ein Loch; die Fürstin hatte aber auch recht, denn

die Öffnung wurde entdeckt und wieder zugemacht.]

Kaum hatte ich dies gesagt, als die Frau aufstand und mir eine tiefe Verbeugung machte.

»Ich sehe«, sagte sie, »daß ich mich getäuscht habe und daß die Krankheit Ihnen den Geist nimmt, den Sie sonst besaßen. Sie glauben nichts, Sie lachen über Alles, Sie lieben Herrn von Lauzun nicht genug, um mich zu verstehen; Sie gleichen den Kindern, die nur an sich denken. Mehr sage ich nicht; auch mein Manuskript der »Geschichte der Königin Margarethe« nehme ich mit mir; Sie sollen es nicht lesen; Sie sind dessen nicht würdig. Leben Sie wohl; es gibt in der Welt entschieden kein gutes, werthvolles Wesen als Fidel da; darum will ich auch nur ihn sehen. Sie schienen sich vor den Andern auszuzeichnen, sind aber auch nicht mehr werth. Ihrer Hartherzigkeit wegen wird mein armer Vetter auf dem Stroh im Kerker sterben. Aber Ihnen wird es Unglück bringen.«

Nach diesen heftigen Worten nahm sie hastig ihre Habseligkeiten zusammen und entfernte sich, ohne sich noch einmal nach mir umzusehen.

Ich lachte noch immer.

Merkwürdig war dabei in der That, daß die Blondeau gleich nach dem Eintritte der Frau von Schlaf überfallen wurde und die Augen erst wieder aufschlug, als jene sich entfernt hatte; daß ferner meine andern Dienstleute weder das Geheul des Hundes, noch mein Lachen gehört haben.

Wer vermag das zu erklären?

Vierzehntes Kapitel.

Ich kehre zu meiner Jugend und dem Augenblicke zurück, der über mein Leben entscheiden sollte, und in dem ich schändlich von dem verlassen wurde, welcher mich hätte unterstützen sollen. Ich hatte ihn in Bewunderung seiner Liebe und Hingebung angehört; ich hatte ihm versprochen, da es einmal seyn mußte, meinem Vater zu gehorchen, aber bis zum letzten Hauche *ihn* zu lieben. Diesen Schwur habe ich gehalten, was man auch sagen und denken mag.

Am Tage nach meiner Unterredung mit Peguilhin ging ich mehr todt als lebendig und so blaß hinunter, daß meine gute Mutter erschrak.

»Lasset sie doch«, sagte mein Vater. »Ein Mädchen, das heirathet, ist immer ernst, besonders wenn sie herrschen soll, nicht bloß über ihren Mann, sondern auch über Unterthanen. Ich habe heute an Valentinois geschrieben, er soll so bald als möglich hierher kommen. Ich werde von meiner Gesandtschaft bald zurück kommen. Da die Frau Herzogin von Valentinois bei den königlichen Hochzeitsfeierlichkeiten glänzen soll, muß die Sache bald in Ordnung gebracht werden.«

Meine Mutter meinte, das sey vortrefflich und ich könne meinem Vater nicht dankbar genug dafür seyn. Mir war es, als müsse ich vor Unwillen ersticken; ich hätte um keinen Preis ein Wort hervorbringen können.

»Heute soll Jedermann mit mir zufrieden seyn«, fuhr mein Vater fort, »auch Peguilhin. Ich habe eine wichtige Depesche an Se. Eminenz zu senden; der Hof kehrte nach Paris zurück; ich schicke Sie dahin. Diesen Abend noch werden Sie aufbrechen, und kommen dann mit Guiche zur Hochzeit zurück; denn die ganze Familie soll da versammelt seyn. Sie werden so gern zu den schönen Damen zurück kehren! Fräulein von Gué-Bagnoles heirathet, wie man sagt, und Sie sind dann vielleicht glücklicher wie früher. Dem Guiche geht es sehr gut; er hat Glück bei den Frauen.«

So sprach er heiter und rücksichtslos und schien es gar nicht zu bemerken, wie tief so viele seiner Worte verletzten. Ich hätte weinen mögen. Dabei ließ er mich so wenig aus den Augen, daß ich keinen freien Augenblick fand vor der Abreise des Cousins. Als er von meiner Mutter sich verabschiedete, lief ich davon; ich hätte nicht widerstehen können, ich würde mich verrathen haben.

Ich legte mich mit Fieber ins Bett, und mußte länger darin bleiben.

Als mein Vater Bidache verließ, kam er in mein Zimmer und trieb tausend Scherze, die mir das Blut erhitzten.

»Nach vier oder acht Wochen komme ich wieder«, sagte er, »bis dahin wirst Du Dich nicht langweilen, denn Du wirst viel mit Schneidern, Stickern u. dergl. zu thun haben, abgesehen, daß dein Bruder die Hauptsachen mitbringt. Wie blendend Du aussehen wirst, und welch Unheil deine Augen am Hofe anrichten werden! Ich bin schon im Voraus um den armen Monaco besorgt.«

Ich weiß nicht was ich ihm gesagt haben würde, wenn er nicht gegangen wäre.

Wie öde kam mir das Haus vor, als ich wieder hinunter ging!

Es erschienen jedoch täglich Gäste, Verwandte, Bekannte oder Pächter. Es regnete Komplimente, und ich hatte stets große Lust, mit Beleidigungen zu antworten. Bei meiner Mutter setzte ich es wenigstens durch, mich wenig zu zeigen; ich durfte sogar meine Spaziergänge wieder aufnehmen, wenn auch nur in Begleitung der Blondeau und eines Dieners. Mein erster Ausflug galt der Ruine im Gebirge, wo ich meine Zigeuner gefunden, wo Peguilhin mir seine Liebe gestanden hatte. Ach, welchen traurigen Eindruck machten jetzt diese Steine, diese Epheuguirlanden, die schönen Blumen und die Wege auf mich, welche ihre Blumen verloren hatten wie mein Herz. Ich vergoß viele Thränen, ließ den Bedienten ziemlich weit zurück bleiben und behielt nur die Blondeau bei mir, vor der ich meine Thränen nie verbarg.

»Fräulein«, sagte sie, »wenn die alte Frau wieder kommen sollte, könnte sie Ihnen vielleicht Trost geben.«

»Ich werde sie nicht wieder sehen; solche Leute kommen nie, wenn man sie braucht, und wie, könnte sie meine Heirath mit

Monaco hindern?«

Obgleich ich die Ruine nach allen Seiten durchsuchte, sah ich doch Niemanden; ich gestehe, daß ich im Stillen auf die Alte gehofft hatte. Traurig und entmuthigt kehrte ich deshalb in das Schloß zurück. Als ich in das Zimmer trat, fand ich auf dem Balkon eine Papierkugel, welche einen kleinen Apfel umhüllte und aus welcher geschrieben stand:

»Das Schicksal kann nicht abgewendet werden. Unser Geschick ist bestimmt, und wir müssen uns ihm unterwerfen; es bleiben uns aber die Freunde und die Zukunft.«

Das gefährdete Niemanden, war mir aber vollkommen verständlich. Ich war darüber zugleich betrübt und erfreut; ich kannte meinem Unglücke nicht entgehen, die Heirath mußte erfolgen, aber es blieb mir doch eine Hoffnung. Ich bewahrte das Papier sorgfältig. Die alte Freundin wachte über mich, wenn ich sie auch nicht sah. Sie folgte mir vielleicht und stand mir bei; sie war vielleicht meine Stütze; in der Jugend glaubt man so leicht an Alles.

Nach vier Wochen sah ich eines Morgens, als ich ihn gar nicht erwartete, ich war eben bei der Toilette, Peguilhin im Hofe aus einem Wagen steigen. Das Herz schlug mir, als müsse es mir die Brust zerbrechen, und ich sah gar nicht auf die mit ihm Kommenden. Die Knie wollten unter mir knicken. Die Blondeau mußte mir Tropfen geben. Nachher hörte ich im Korridor gehen und lachen, dann klopfte man stark an meine Thüre; ich glaubte, er sey es, und Hoffnung erfüllte mich. Er war ja heiter, glücklich, er mußte also für uns glückliche Nachrichten bringen, ich eilte ihm deshalb mit aufgelöstem Haar entgegen und öffnete selbst. Da stand ich einem fremden Herrn gegenüber, den ich nicht gleich erkannte.

»Fräulein von Gramont?« fragte er.

»Ich wollte meine vornehme stolze Miene annehmen, um ihn für seine Zudringlichkeit zu züchtigen; da warf er Hut und Reisemantel ab, umschlang mich mit seinen Armen und küßte mich mehrmals unter Lachen, ehe ich mich sammeln konnte.

»Schwesterchen«, sagte er endlich.

Graf von Guiche war es, mein Bruder, den ich seit Jahren nicht

gesehen hatte. Er war groß und schön geworden; ich sah ihn erstaunt an und hörte ihn an, ohne zu antworten, so betäubt war ich von den verschiedenartigen Gefühlen, die mich bestürmten. Er lachte nur, ging um mich herum und besah mich von allen Seiten.

»Wahrhaftig«, sagte er sodann, »Du bist schön geworden. Ich bringe einen Liebhaber mit, der sich sehnt, vor Dir auf die Knie zu fallen, aber, was Dich vielleicht noch mehr erfreut, Kisten und Kasten voll wunderschöner Sachen.«

Ich bin in meinem Leben nicht so albern und dumm gewesen, wie in diesem Augenblicke. Von Allem was er gesagt, hatte ich eigentlich nur gehört, daß er einen Liebhaber mitgebracht; ich dachte an Peguilhin, wagte aber nicht zu fragen.

»Wer ist mit Dir gekommen?« fragte ich endlich schüchtern.

»Habe ich das noch nicht gesagt? Ich bringe mit mir Herrn von Monaco und die Brautgeschenke.«

Ich seufzte.

»Nun, tröste Dich, Schwester; am Hofe ist es immer oder fast immer so, daß der Mann bei dem Heirathen die Nebensache ist. Warum so traurig, so verändert? Sonst warst Du heiter, keck und entschlossen. Fasse Muth; laß Dich anblicken! hol der Teufel Sorgen und Kummer!«

Dann plauderte er, wie die eleganten Damen ihre Locken trugen und so weiter und endlich ging er mit den Worten fort:

»Ich werde mich umkleiden und dann Dich dem Sieger von Monaco selbst zuführen . . . Er spricht übrigens viel von einem Abenteuer in Avignon, von einem Büßenden; die Königin sogar erkundigte sich bei ihm darnach und sei sie wollte dann mit dem Vater darüber sprechen. Es soll ein Staatsgeheimnis dahinter verborgen seyn. Was ist's?«

Er wartete meine Antwort nicht ab, und es dauerte lange ehe er zurückkam. Dann folgte ich ihm. Er hörte nicht auf zu scherzen und mich zu necken.

»Man sage, Du wärest in Valentinois verliebt. Wenn ich nicht dein Bruder wäre, würde ich sagen: desto besser! Wenn Sie den liebt,

wird sie auch einen Andern lieben können.«

Als wir in das Zimmer traten, erblickte ich einen Kreis, in dessen Mitte sich meine Mutter mit Basté befand, Guiche reichte mir die Hand; mein Oheim, der Graf von Gramont, stand neben meiner Mutter, dann folgt Monaco, dann er.

Ich machte zitternd meine Verbeugung. Der Oheim küßte mich und sagte, ich sey schön; Monaco küßte mir die Fingerspitzen mit mütterlicher Erlaubnis und er verbeugte sich so ehrerbietig als möglich vor mir.

Fünfzehntes Kapitel.

Ehe ich weiter gehe, muß ich etwas über Guiche und die Angelegenheiten am Hofe sagen, an denen er sich zu betheiligen anfang.

Mein Bruder war bereits seit mehren Jahren häufig in Gesellschaft. Er befand sich häufig bei der Königin von England und liebelte mit der Prinzessin Henriette. Jeden Tag sah er den König und dessen Bruder, da er in ihrem Alter war. Deut Könige gefiel er nicht besonders, um so mehr aber dem Prinzen, den er aber zum Narren hatte. Schon 1651 hatte er sich verheirathet, aber seine Frau galt ihm wenig. Sie stand im dreizehnten, Jahr, als die Verbindung geschlossen wurde, Sie ist hübsch und liebenswürdig hat sich nie über ihren Mann beklagt und wurde meine Freundin.

Die erste Liebe des Grafen von Guiche war Fräulein, von Beauvais, die Tochter der alten und häßlichen Kammerfrau der Königin. Ich weiß nicht ob der Graf bei der Tochter so glücklich war, als der König beider Mutter. Er hörte nicht gern davon sprechen.

Um diese Zeit fing man an viel in Maske zu gehen; auch begannen damals die Cotterien und die Ballets. Man tanzte viel am Hofe. Die Königin von Schweden befand sich auch da und ihr gefiel mein Bruder, aber er peinigte sie sehr.

Monsieur (der Bruder des Königs) war ein seltsamer Prinz. Er ging oft in Frauenkleidern, schminkte sich, trug Schönheitspflästerchen und Bänder in dem Haar. Mein Bruder verachtete ihn so sehr, daß er ihm einst auf einem Ball in Lyon vor dem ganzen Hofe einen Fußtritt gab. Der Prinz lachte darüber. Manicamp war der begünstigste Freund Guiche's, und glaubte unter diesem Schutze sich alles erlauben zu dürfen. Sie beginnen allerlei Thorheiten, so daß sie die Königin endlich von Lyon nach Paris zurückschickte, wo mein Bruder sich in die Frau von Oionne verliebte. Er folgte ihr mit ihren andern Anbetern selbst in die Kirche. Man sagt, ich glaube es aber nicht, er habe sich nur um sie bemüht, um sie für den Prinzen zu gewinnen.

In dieser Zeit wurde auch eine Maskerade bei Mademoiselle abgehalten, die mir später viele Thränen gekostet hat, denn bei dieser Gelegenheit bemerkte sie zuerst Lauzun. Die Gesellschaft erschien meist in äußerst kostbarer Schäfertracht, mit Diamanten und Perlen bedeckt.

Mein Bruder, aus dem man einen Romanhelden hat machen wollen, war sehr launenhaft, finster gegen seine Familie, herzlos, sehr tapfer und mutig, bisweilen sehr hitzig, fast immer trübe, bissig und höhnisch, ohne Freundschaft gegen irgend Jemanden, ohne etwas Anziehendes als sein Gesicht. Ich kenne ihn besser als irgend Jemand, denn gegen mich verstellte er sich nicht.

Sein Geist verlor sich bisweilen in endlosen Sophistereien; er ließ sich in Erörterungen ein, die er nicht verstand, da er sehr unwissend war, ob er gleich sich das Aussehen geben wollte, als wisse er Alles. In der Kleidung, in Empfindlichkeit und kindischer Koketterie war er wahrhaft weibisch, dagegen wurde er sofort Mann, wenn Gefahr oder Ruhm riefen. Er starb früh und zu rechter Zeit, denn er würde es zu nichts gebracht haben.

Von meiner Verheiratung an mischte er sich fortwährend in mein Leben und wir werden ihn deshalb sehr häufig begegnen.

Nun kehren wir zu meiner Verheiratung zurück.

Nach dieser Vorstellung, dem Handkuß und einem Komplimente hielt sich Monaco für meinen Herrn und Gebieter.

»Ach, Mademoiselle, wie glücklich bin ich!« sagte er.

»Sind Sie Ihrer Sache auch gewiß?« fragte der Graf von Guiche.

»Warum?«

»Weil Sie nicht ganz so aussehen und meine Schwester weder von Ihrem noch von dem eigenen Glücke überzeugt zu seyn scheint.«

Ich sah Guiche dankbar an, denn ich hoffte Monate würde es übelnehmen, aber — er lachte.

»Mein Vater wird nach etwa zwei Tagen ankommen«, fuhr der Graf fort, »und er bringt viele Freunde mit.

Es fehlte uns bereits nicht an Freunden. In einer Ecke bemerkte

ich Biaritz, der mich mit tief trauriger Miene grüßte und in dieser Betrübniß noch viel schöner aussah. Langsam näherte er sich mir und als er einen glücklichen Augenblick benutzen konnte, fragte er mich, ob ich bald die Ruine zu besuchen gedenke.

Diese Frage brachte mich in Verlegenheit und ich fragte wieder, woher er wisse, daß ich dort gewesen.

»Weil ich selbst dort war.«

»Ich habe Sie nicht gesehen.«

»Ich sah Sie aber.«

Ich wagte nicht mehr zu sagen, weil ich nicht wußte, bei welchem Besuche der Ruinen er mich beobachtet. Ich weiß nicht warum ich immer meinte, der schöne junge Mann müsse in irgend einer Verbindung mit den Unterthanen meiner alten Freundin stehen. Ich war überzeugt, daß er mich liebte und gleichwohl fürchtete ich mich vor ihm. Später wird sich das Räthsel lösen.

An diesem langweiligen Tage konnte ich kein Wort mit Lauzun sprechen. Ich hoffte deshalb, er werde Abends kommen wie gewöhnlich, und ich ließ Blondeau Schildwache stehen. Er kam wirklich, und ich eilte ihm mit vollem Herzen entgegen; er aber war ruhig, kalt und gemessen. Er selbst drang darauf, diese Zusammenkünfte einzustellen, ließ sich aber versprechen, daß ich ihm die Zukunft bewahren wolle. Er gab vor, als fürchte er bei mir entdeckt zu werden; mein Vater wisse Alles und werde uns gewiß beobachten lassen. Er würde der Verzweiflung anheim fallen, wenn ich seinetwegen auch nur Einen unangenehmen Augenblick habe, er liebe mich ja so sehr!

Ich schäme mich gestehen zu müssen, daß ich glaubte, es sey Alles wahr was er sagte. Wie traurig ist es doch, daß man die Hälfte seines Lebens hindurch nur getäuscht wird!

Drei Tage darauf kam mein Vater an, und das halbe Land folgte ihm. Nachdem er meine Mutter, jede der vornehmsten Damen und mich begrüßt hatte, rief er einen prächtig gekleideten hübschen jungen Mann und sagte zu meiner Mutter:

»Dieser junge Mann aus gutem Hause ist mir von seiner älteren Schwester anvertraut worden und ich bitte, daß Sie ihm Ihre Huld

und Freundlichkeit schenken. Er ist der Chevalier von Charny.«

Da war also ein Bekannter wieder gefunden. Charny fügte ein sehr graziöses Kompliment hinzu, kam dann zu mir, erinnerte mich an unsere Kinderfreuden und bat mich, ihn in Zukunft für meinen ergebensten Diener halten zu wollen. Da befand ich mich unter so vielen schönen jungen Männern und sollte — dem Monaco angehören! Ich seufzte tief und flüchtete mich hinter meine Mutter, um Niemanden mehr antworten zu müssen.

In den Wochen, welche bis zu meiner Verheiratung vergingen, mied mich Lauzun; wir sprachen kein Wort unter vier Augen, und ich erwartete ihn in Jeder Nacht vergebens. Hätte ich mich nicht geschämt, ich wäre zu ihm gegangen, da er nicht zu mir kam.

Je kälter Lauzun sich zeigte, um so glühender wurde Charny und er gab sich nicht einmal die Mühe es zu verheimlichen.

Ich ließ ihn gewähren, denn abgesehen davon, daß es er mir ganz wohl gefiel, glaubte ich Lauzun's Eifersucht zu reizen; er schien aber nichts zu bemerken, was mich noch mehr aufbrachte. Monaco dagegen und Biaritz wollten vor Ärger vergehen, und der Erstere sprach ohne Weiteres mit meinem Vater, der ihm in seiner Weise antwortete:

»Ich weiß schon, ich weiß schon. Charny ist ein Kind, meine Tochter eine Kokette, und so kommt es zu Thorheiten. Denken Sie nicht daran; am Hofe wird es noch schlimmer werden. Wenn man eine schöne Frau hat, kann man die Andern nicht hindern, das zu bemerken. Ein kluger Mann sieht nicht hin.

Das befriedigte Monaco keineswegs, und er wendete sich an meine Mutter. Diese versicherte, ich liebe ihn aufrichtig und innig, und hielt mir dann eine lange Strafpredigt, von der ich mir freilich nichts gemerkt habe.

Biaritz sagte kein Wort und klagte nicht; bei einer großen Jagd im Gebirge bat ich aber Guiche ernstlich, er möge den jungen Mann nicht aus den Augen lassen. Die Augen des Basken glühten nämlich so unheimlich, daß ich fürchtete, er werde eine Gelegenheit benutzen, den Fürsten von Monaco gänzlich zu beseitigen.

Die Tage vergingen und der entscheidende rückte heran; mein

Blut erstarrte in den Adern, wenn ich daran dachte. Ich lebte unter Schneidern, Juwelieren und Komplimenten. Die Festlichkeiten hörten nicht auf und ich hatte endlose Reden anzuhören; auch regnete es Briefe, auf die ich antworten mußte.

Am Tage vor der Unterzeichnung des Contractes kamen drei Herren an, einer von dem Könige, einer von der Königin, einer von dem Cardinal, um die Glückwünsche zu überbringen. Der Cardinal sandte mir eine Krone in italienischer Art, die ich in Monaco tragen sollte. Das Geschenk war bedeutend.

Der Contract ward unter lautem Volksjubel, Freudenschüssen 2c. Unterzeichnet. Die Höfe und der Park wimmelten von Menschen. Man sang, man tanzte, brannte Feuerwerke ab und die traurige Heldin des Tages schwamm in Thränen. Lauzun war heiter und liebenswürdig, so daß ich ihn hätte hassen können.

Früh am 4. Jänner 1660 wurden wir durch Böllerschüsse geweckt. Alle meine Verwandten erschienen bei mir, um das Brautkleid zu überbringen. Es war prachtvoll von Silberbrokat, über und über mit echten Perlen gestickt. Dazu ein Hofmantel mit langer Schleppe, von eben solchem Stoffe, den der arme Bassompierre tragen sollte, und auch trotz seiner tothgeweinten Augen trug.

In der Kirche wurden wir von dem Bischofe unter großen Feierlichkeiten getraut, und auf dem Rückwege fuhr ich mit Monaco in dessen Wagen. Ich war von den Meinigen getrennt, denn — Fräulein von Gramont existierte nicht mehr.

Abends hatte ich die Krone des Cardinals Mazarin zu tragen und bei dem Souper saß ich zwischen meinem Vater und Monaco. Die erste freie Minute benutzte ich, um mich in mein Zimmer zu flüchten, und einige Augenblicke zu weinen. Es war schreckliches Wetter. Als ich den dunkeln Korridor betrat, hörte ich Schritte hinter mir; ich drehte mich um, und wurde an meinem kostbaren Schleier gefaßt, der zerriß; dann legte sich ein Arm um mich und eine wohlbekannte Stimme flüsterte mir zu:

»Wenn jener Mann diese Nacht in Ihr Zimmer kommt, so morde ich ihn und Sie, ich gebe Ihnen mein Wort darauf; ich kann mich nicht mehr beherrschen.

Sechzehntes Kapitel.

Wie erfreut ich war und wie ich zugleich erschrak, läßt sich leicht begreifen. Er erwachte also endlich! Die unerschütterliche Ruhe war erheuchelt; er hatte gelitten! Er sehnte sich nach mir, er liebte mich, er machte mich seinem Nebenbuhler streitig, er sah sich für meinen Herrn an. Aber diese Drohungen! Ich kannte ihn, um zu wissen, daß er sie ausführen, daß er Allen trotzen und in einer Minute die Verstellung von drei Monaten vernichten werde. Was sollte ich thun? Wie konnte ich den Herrn von Monaco hindern, von seinen Rechten Gebrauch zu machen, wie ihn fern von dem Zimmer halten, welches das seinige geworden war? Das hätte wohl einen Ruhigeren in Verlegenheit bringen können. Ich rief die Blondeau, wenn auch nicht um sie zu Rathe zu ziehen; denn die guten Rathschläge, die von Untergeordneten kommen, sind mir zuwider.

»Ach, Mademoiselle«, sagte sie sogleich, »nur der Herr Marschall kann da helfen. Ihm müssen Sie Alles sagen.«

Ich hatte auch schon daran gedacht, aber der Gedanke sagte mir nicht zu. Mein Vater hatte eine so schreckliche Art zu scherzen. Solche Scherze fürchtete ich mehr, als die härtesten Worte von irgend Jemanden. Die Drohung Peguilhin's, die er im Vorbeigehen (er hatte mich sofort verlassen als er die Blondeau kommen gehört) in einem dunkeln Korridor ausgestoßen, kamen ihm sicherlich so wenig gefährlich vor, daß er wahrscheinlich darüber lachte. Aber was sollte ich thun? Der Herr von Monaco ein Opfer der Eifersucht! Wie konnte man im Ernst auf ein solches Gesicht eifersüchtig seyn und selbst bis zur Messer-Tragödie gehen? Ich hörte schon im voraus den Spott des Herrn von Gramont darüber.

Ich kam zu einem Entschlusse. Ich nahm meinen Schleier ab, zerriß ihn und ging entschlossen, Alles zu wagen, hinunter. Der Erste, dem ich begegnete, war der Chevalier von Charny, gestiefelt und gespornt und sehr betrübt.

»Mein Gott, was ist Ihnen und wohin wollen Sie?« fragte ich.

»Ich reise augenblicklich fort.«

»Sie reisen?«

»Ja, mit dem Herrn Marschall, Herrn von Peguilhin, von Louvigny.«

»Peguilhin! Louvigny! Mein Vaters Wohin?«

»Nach Pau. Eben hat ein Courier eine Depesche gebracht. Der Herr Marschall muß sogleich dahin aufbrechen, und er nimmt uns mit sich.«

»Ach!« dachte ich. »Mein Vater, mein Vaters Ihm entgeht nichts!«

Mir war eine große Last vom Herzen; ich brauchte nichts zu sagen und ging sehr getröstet, wenn auch noch nicht ganz beruhigt, von Charny fort. Würde Peguilhin wirklich folgen oder einmal ungehorsam seyn? Ich suchte ihn, und suchte meinen Vater. Guiche sagte mir, sie hätten sich mit einander eingeschlossen. Mein Schicksal würde entschieden.

Später habe ich Alles erfahren. Der Marschall traf Lauzun unten an der Treppe, noch ganz geröthet und erhitzt von unserm Gespräche. Er nahm den Sträubenden mit sich in das Zimmer, dessen Thür er hinter sich schloß, dann sah er ihn scharf an und sagte:

»Macht- Sie sich sogleich fertig; nach einer Viertelstunde brechen wir auf.«

»Um Vergebung, Herr Marschall, das ist nicht möglich.«

»Warum nicht möglich?«

»Ich kann nicht reiten.«

»Sie sehen doch wohl aus und so, als wären Sie auf dem Wege einen thörichten Streich zu begehen.«

»Ich weiß nicht was Sie meinen.«

»Ich weiß oder ich errathe vielmehr, was Sie thun wollen. Seit diesem Morgen beobachte ich Sie und Ihre Augen verrathen Sie; Sie sind noch nicht klug genug, obgleich Sie viel versprechen.«

»Der Herr Marschall erzeigt mir zu viel Ehre.«

»Nehmen Sie den ironischen Ton nicht an und hören Sie mir zu. Ich werde keine schönen Worte gegen Sie brauchen; wir kennen

einander Der König wird sich in Saint-Jean-de-Luz vermählen.«

»Ja, Herr Marschall.«

»Ihr Vater hat beschlossen, von diesem Augenblicke an Ihnen die Compagnie abzutreten, die Ihnen erst nach seinem Ableben zufallen sollte.«

»Das wußte ich nicht.«

»Ich weiß es. Diese Compagnie ist der Anfang Ihres Glückes, Ihres Zutrittes am Hofe. Der König wird Sie jeden Tag sehen, während er Sie jetzt kaum kennt, und ich müßte mich sehr irren, wenn Sie nicht sofort Ihr Glück machten.«

Die Augen Lauzun's leuchteten, aber er schwieg.

»Ich habe eben eine Depesche Sr. Eminenz erhalten, die mich nötigt nach Pau, vielleicht nach Bayonne zu gehen und zwar sogleich. Ich brauche in einer dieser Städte einen Vertreter, wenn ich fort bin, und dachte an Sie. Sie werden zwei bis drei Wochen die Zeit angenehm da verbringen. Frau von Valentinois und die Marschallin werden die Majestäten da erwarten, denen ich entgegen zu gehen habe; dann begleiten Sie die Damen als Kavalier nach Saint-Jean-de-Luz, wo Ihre Compagnie wartet. Bin ich nicht ein guter Vetter, da ich Alles so vortrefflich einrichte? Dafür freilich müssen Sie mir das Opfer bringen, mich heute gutwillig zu begleiten und an der Hochzeitsfackel hier die Fackel Ihres Ruhmes anzuzünden. Ich befehle Ihnen dies nicht bloß, ich bitte Sie darum.«

Peguilhin liebte mich, war sicherlich ernstlich aufgebracht gegen meine Verheiratung und meinen Gatten, aber immer war doch bei ihm die erste aller Leidenschaften der Ehrgeiz, unterstützt von dem Stolze. Mein Vater wußte diese Saite geschickt anzuschlagen. Indeß so leicht gab er sich nicht.

»Wenn Ihr Unwohlseyn Ihnen den bösen Streich spielen sollte«, fuhr mein Vater fort, »Sie diesen Abend hier zurückzuhalten, so sagen Sie in Gottesnamen der Compagnie, dem Kommando in Bayonne, der Herzogin von Valentinois, dem Hofe und Glücke Lebewohl. Es wäre eine sehr böse Krankheit, schlimmer als die sieben Plagen in Ägypten. Sie triebe Sie vielleicht nach Spanien oder sonst wohin. Armer Graf, ich würde Sie beklagen und es wäre

Schade!«

Lauzun besitzt einen seltenen Überblick und rasche Entschlossenheit. Er kannte in diesen Worten sogleich den zu seinen Füßen gähnenden Abgrund und war nicht der Mann, sich da hinein zu stürzen.

»Um welche Zeit reist der Herr Marschall ab?«

»Augenblicklich. Sie haben gerade noch Zeit sich fertig zu machen.«

»Ich gehorche, Herr Marschall.«

Mein Vater winkte mit der Hand, und sobald er fort war, kam er zu mir. Wir befanden uns bei meiner Mutter, und der an sich schon ernste Kreis ward durch den Eindruck dieser plötzlichen Abreise noch mehr betrübt. Ich bemerkte von dem Schatten aus, in welchem ich mich hielt, das blasse Gesicht von Biaritz, der sich so wenig rührte wie eine Statue und mir gräßliche Blicke zuwarf. Bassompierre und Charny spielten die Stummen, Herr von Monaco aber trug ein Lächeln zur Schau, in welchem alle Dummheiten lagen, die er schon gesagt hatte und noch sagen sollte. Mein Vater kam gerade auf mich zu, reichte mir die Hand und führte mich an den Camin, wo Niemand war.

»Herzogin von Valentinois«, sagte er, »ich erfülle meine Vaterpflichten bis zu Ende; ich hoffe, daß Du deren gedenkst und daß die Tochter der Gramont heute Abend der Familie sich würdig zeigt, der sie angehört. Es ist Dir eine schöne Kugel für dein Spiel geworden; nimm sie wohl in Acht, Du würdest es sonst dein ganzes Leben hindurch bereuen.«

Er wartete eine Antwort nicht ab und begab sich wieder zu meiner Mutter, bis man ihm meldete, daß Alles bereit sey. Meine Liebhaber folgten ihm wie Märtyrer, Biaritz ausgenommen, der sich nicht rührte. Ich glaube, wenn er Herrn von Monaco in einer Ecke gehabt hatte, ich wäre frühzeitig Witwe geworden. Wir sahen ihn nicht abreisen, ich hörte aber den Wagen rasseln, und mir war als gingen die Räder mir über das Herz.

Wir blieben nicht lange beisammen. Meine Mutter hielt auf die alten Sitten. Man brachte mich mit großem Pomp auf mein Zimmer,

aber ich hatte so sehr gebeten, mir die Ceremonie mit dem Hemd und Anderes zu erlassen, daß man mir nachgegeben.

Meine Mutter und Frau von Basté umarmten mich weinend nach der herkömmlichen Predigt. Ich weiß nicht warum sie weinten, da sie mich doch für glücklich hielten. Guiche, der von dem Bräutigame kam, zwängte die Thür auf, um mich noch einmal zu umarmen und mich zu necken. Er erklärte, daß ich in den Spitzen u.s.w. reizend aussehe, und verließ mich mit den Worten:

»Da kommt Se. Hoheit!«

Jetzt verlangte die Etikette, daß man vor aller Welt ins Bett steigt. Davon, Gott sey Dank, machten wir uns frei. Ich erwartete also mit der Blondeau allein Herrn von Valentinois, da ich alle Andern weggeschickt hatte, war freilich sehr betrübt, aber auch entschlossen, meinem Vater zu gehorchen. Er trat ein — in höchst lächerlicher Negligé. Er trug namentlich eine glockenförmige Schlafmütze über die ich hätte Thränen lachen können, wenn ich nicht die Heldin des Stückes gewesen wäre. Die Blondeau konnte wirklich nicht an sich halten und versteckte sich hinter den Vorhängen. Ein Kammerdiener und zwei Pagen folgten ihm mit seinen tausenderlei italienischen Dingen, ohne welche er nicht schlafen konnte: Reliquien, Bildern, Bonbons, eine Uhr mit einem Hahne, welcher die Stunden abkrähte, zwei oder drei Flaschen, worunter eine mit Weihwasser, und Rosenkränze.

Man brauchte einen ganzen Tisch neben dem Bette, um alles dies aufzustellen. Der Fürst hoffte mich so ernst begrüßt, wie der König auf dem Throne, dann beschäftigte er sich mit seinen Gewohnheiten, mit seinen Dienern und Alles in italienischer Sprache, die ich nicht verstand. Ich glaubte schon, das nähme gar kein Ende, aber das Ende kam, und wir waren — allein. Die Blondeau küßte mir die Hand, ehe sie fortging, und bat mich Muth zu haben. Die Arme beneidete mich nicht.

Als sie die Thür hinter sich zugemacht hatte, überzeugte sich Herr von Monaco, daß sie geschlossen sey, dann kam er zu mir zurück. Glauben Sie nicht daß er alt war, er war nur zu jung, wenige Jahre älter als ich. Sein Großvater lebte noch und regierte. Zuerst kniete er

an dem Betstuhle nieder, und blieb da länger als eine halbe Stunde mit andächtig gefalteten Händen, die Augen gen Himmel gerichtet. Es brannten zwei Wachslichter und ich war mutwillig genug sie auszublasen, so daß wir uns im Finstern befanden.

»Was ist das?« fragte er.

»Ich weiß es nicht.«

»Sol! ich Licht bringen lassen?«

»Es ist nicht nötig.«

Er sprach nicht, aber ich hörte ihn im Zimmer gehen, ohne daß er mir näher kam und ich weiß nicht, wie lange er murmelnd auf dem Tische umher tappte. Endlich kam er.

Im Winter währt die Nacht lange, ich erwartete den Tag mit Ungeduld. O, die Nacht erschien mir wie eine Ewigkeit. Nichts vergleicht sich der Qual einer solchen Nacht und die Männer werden dies nie begreifen. Als es dämmerte, schlief mein Mann; ich wagte nicht ihn anzusehen, aber er schien fest zu schlafen, so daß ich wohl unbemerkt entschlüpfen konnte. Ich eilte zur Blondeau. Die Arme hatte sich nicht niedergelegt und war mit einem Rosenkranze in der Hand, wahrscheinlich für mich betend, eingeschlafen. Ich warf mich weinend auf ihr Bett, aber die Müdigkeit übermannte mich und ich schlief ein. Das Hin- und Herlaufen der Dienstleute weckte mich. Ich mußte in mein schreckliches Zimmer zurückkehren. Der Prinz hatte sich nicht gerührt.

Als ich kam, schlug er die Augen auf, rieb sie, sah mich an und sagte:

»Sie scheinen nicht zu erkennen, welche Ehre ich Ihnen erzeige. Wenn Sie, das sage ich Ihnen schon heute, etwa wie Ihre Großmutter, Ihre Tante und viele Ihrer Verwandten handeln wollen, die nichts taugen, werden Sie sich ins Unglück stürzen.

Siebzehntes Kapitel.

Bei diesen Worten fühlte sich mein Stolz so verletzt, und es wandelte mich so heftiger Zorn an, daß ich ersticken zu müssen glaubte. Er seinerseits sah mich von der Seite an wie Jemand, der unbedingt Herr zu seyn glaubt. Darum meinte ich auch, ich würde der Sklaverei nicht entgehen, wenn ich ihm nicht sofort zeige, wen er vor sich habe. Ich kannte den Herrn und seinen beschränkten Verstand; ich wußte, daß mit der Zeit diese Beschränktheit und der Eigensinn zunehmen würden, und daß nur ein fester Wille einen solchen Bär zu bändigen vermöge. So sagte ich denn ohne Weiteres und mit völliger Ruhe:

»Ich würde eine solche Erklärung sobald nicht hervorgerufen haben, aber ich nehme die Veranlassung an; es ist immer gut, sobald als möglich zu erfahren, woran man sich in Zukunft zu halten hat. Ich bin aus guter Familie. Ich liebe Reden solcher Art nicht, und unterwürfig machen Sie mich in solcher Weise nicht. Dem Zwange füge ich mich nie; ich sträube mich gegen Befehle, selbst wenn ich geneigt bin, Bitten mich zu fügen. Ich bin allerdings Ihre Frau, aber Herzogin von Valentinois; ich weiß was ich diesem Namen schuldig bin und Sie brauchen mich nicht darauf aufmerksam zu machen.«

Es läßt sich durchaus nicht beschreiben, welches Gesicht der Prinz machte, der in dem Bette saß, mit der zerdrückten Nachtmütze und dem aus den Papilloten gegangenen Haar. (Perücken trug man damals noch nicht.) Er sah aus wie ein Schüler, der aus einem Vergehen ertappt worden ist. Gleichwohl versuchte er zu schelten. Ich sprach lauter als er und ehe er das Zimmer verließ, war er vollständig entwaffnet. Die Beleidigung aber, die mir angetan war, saß so fest in mir, daß ich sie nie vergessen habe. Von diesem Augenblicke schreibt sich unser ganzes Leben her. Er hatte meinen Stolz angetastet und mein Stolz vergaß nicht.

Bei dem Aufstehen begannen die Ceremonien von neuem wie die Neckereien meines Bruders, mit dem ich gern gelacht hätte, aber ich

war zu tief verletzt. Ich kleidete mich fast schweigend an, schickte meine Zofen fort und empfing meine Mutter als Herzogin von Gramont, welche die Herzogin von Valentinois besuche. Nichts verscheuchte aus meinen Gedanken die Worte, die ich vernommen hatte, nichts.

Bei dem Frühstück, das kostbar war, sah ich Biaritz wieder und so blaß wie ein weißes Tuch. Er rührte mich; deshalb trat ich im Garten zu ihm.

»Herr von Biaritz«, sagte ich zu ihm, »Sie sehen sehr blaß aus. Sind Sie krank?«

»Nein, Madame, ich bin todt.«

»Todt?« wiederholte ich und suchte zu lachen. »Werden Sie nicht wieder auferstehen?«

»Nie.«

»Im Ernst?«

»Ich scherze nicht.«

Peguilhin war nicht da, Monaco war überflüssig, ich bedurfte einer Zerstreung, und so suchte ich denn den Betrübten zu trösten.

»Auch nicht, wenn man Sie beklagt?«

»Wer sollte mich beklagen? Ich will auch nicht beklagt seyn.«

Er war stolz wie ein Spanier.

»Ich bin ein Baske«, fuhr er fort, »und Edelmann; keine Familie jenseits der Berge kommt der meinigen gleich und, Gott sey Dank, ich bin Niemanden etwas schuldig. Ich bitt jung und stark, ich fürchte Gott und nur ihn und wenn es mir beliebt unglücklich zu seyn, so *will* ich es seyn; ich sehe nicht ein, warum man mich beklagen sollte.«

Ich mußte ihm die Hand reichen, damit er sie küsse; diese Bewegung kam mir ganz unwillkürlich. Er war so schön, so stolz, so warm! Mein Blick drückte meine Gedanken aus, denn während er mir die Hand küßte, die ich ihm aus eigenem Antriebe gereicht hatte, fragte er leise:

»Ist es also zu spät?«

Eine Hecke verbarg uns; zum ersten Male in meinem Leben überwältigte mich das Gefühl, mit dem ich später so vertraut

geworden bin. Ich ließ ihm einen Strahl von Hoffnung; er hielt sich in achtungsvollen Schranken, steckte mir aber einen Ring an den Finger.

»Dieser Ring«, sagte er, »rührt von dem ersten, dem ältesten Zauberer her; er wurde von einem meiner Vorfahren nach der Schlacht von Roncevaux am Finger eines schrecklichen Sarazenen gefunden, den er mit eigener Hand tödtete. Seitdem ist er in unserer Familie; ich leihe Ihnen denselben, Madame; bewahren Sie ihn sorgsam; er besitzt merkwürdige Eigenschaften; er wird Ihnen Glück bringen. Ich leihe Ihnen den Ring, hören Sie wohl? Zu rechter Zeit und am rechten Orte werde ich mir ihn wieder ausbitten.«

Man suchte mich bereits, man hörte Schritte; er verschwand und als man zu mir kam, war ich allein. Ich zitterte und war tief bewegt. Eine ganz neue Natur entwickelte sich in mir; ich wurde davon überrascht und erschreckt; ich fühlte, daß sie mich zu schuldigen Handlungen führen würde. Hatte aber nicht die Kraft ihr zu widerstehen . . . Ich träumte den ganzen Tag und die ganze Nacht.

Die Abwesenheit meines Vaters machte die Feier meiner Hochzeit ziemlich traurig. Ich selbst that nichts, um ihr Heiterkeit zu geben. Meine neue Lage mißfiel mir gründlich; die Abwesenheit Peguilhin's betrübte mein-Herz und die Anwesenheit von Biaritz regte Schauer in mir auf. Ich lebte gar nicht mehr in mir; ich floh die Vergangenheit und Gegenwart und flüchtete mich in die Zukunft. Ich kleidete mich kokett, ich verwendete Stunden auf meinen Pup; ich freute mich am Spiegel meiner Schönheit. Ich sehnte mich nach der Abreise, nach der Ankunft des Hofes, nach Pracht, nach den Huldigungen, die mich erwarteten. Mein Mann kam mir immer kleinlicher und unbedeutender vor und ich baute meine Herrschaft auf die Trümmer seines verunglückten Versuchs. Ich behandelte ihn darnach, nicht wie einen Grimaldi. Übrigens verliebte er sich mehr und mehr in mich. Das sah ich und kokettierte, um meine Macht zu vergrößern.

Endlich kam ein Courier des Marschalls; er erwartete uns in Bayonne, um dem Könige bis an die Landesgrenze entgegen zu gehen. Da wir Alles bereits vorbereitet hatten, konnte unsere Abreise fast sogleich erfolgen. Ich hatte so große Eile! Auch mein Mann

drängte, weil ich es wünschte. Ich war nicht wenig stolz darauf, ihn so umgewandelt zu haben.

Im letzten Nachtquartier trafen wir Peguilhin, wie Charny und meinen Bruder. Ich war so erfreut sie wieder zu sehen, daß es Jeder bemerkte und Guiche mich fragte, ob ich jedes mal bei der Ankunft von Verwandten so außer mir sey.

»Sieh Dich vor, Schwester, die Familie ist zahlreich und Du unternimmst viel.«

Es versteht sich von selbst, daß uns Biaritz nicht begleitet, ich aber seinen Ring behalten hatte. Sein erster Blick war ein Lebewohl, ein Sehnen, ein Drohen und ein Befehl. Man empfing uns in Bayonne mit allen gebührenden Ehren. Mein Vater begleitete uns vom Stadthore an zu Pferd mit einer ziemlichen Anzahl Herren, die recht gut aussahen, unter Kanonendonner und dem Geläute aller Glocken. Ich wurde sehr gelobt und man fand mich schön.

Schon am nächsten Tage verließen uns mein Vater, meine Brüder, fast der ganze Adel und zu meiner unaussprechlichen Freude hielt sich Monaco verpflichtet, den Schwiegersohn zu spielen und zu folgen. Ich war frei! Wir wohnten im Regierungsgebäude; mein Cousin blieb da bei uns. Der Vater küßte mich schadenfroh beim Abschied und sagte:

»Hier, Frau Tochter, sind Sie Gebieterin; mißbrauchen Sie in meiner Abwesenheit die Macht nicht; üben Sie Milde gegen Ihre Unterthanen, damit ich bei meiner Rückkunft nicht über Ihre Härte klagen höre.«

Kann man eine unbedingtere Absolution geben? Mein Vater liebt Niemanden, unter denen aber, welchen er wohl will, kann man Lauzun mit obenan stellen, und unter denen, welchen er Übles gönnt, Monaco an die erste Spitze. Er hat bei den Klagen desselben über mich stets nur gelacht. Ich erinnere mich, daß er ihm einmal schrieb:

»Glauben Sie mir und beklagen Sie sich über die Fürstin nicht. Das Herz der Frauen ist ein gebrechliches Ding und man muß sich schon glücklich schätzen, wenn man nur einen Theil davon hat. An dem Theile, welchen sie Ihnen läßt, können Sie nicht zweifeln und

das ist genug.«

Ich schützte nach der Abreise des Marschalls und seines Gefolges Müdigkeit und Unpäßlichkeit vor, begab mich in mein Zimmer und sagte, ich wolle schlafen, man möge mich deshalb nicht stören . . . Die Blondeau führte ihn zu mir. Welcher Augenblick! Mein Herz klopft noch in der Erinnerung daran. Und welche Stunden, welche Tage folgten! Es war das höchste Glück, eines der Stückchen Himmel, die hell bleiben bei den Stürmen des Lebens; das Paradies, das man uns verheißt, kann nicht schöner seyn.«

Ich besuchte mit ihm die Umgegend von Bayonne, die trotz der Jahreszeit reizend war. Die Sonne des Südens schmolzt nicht wie die unsere. Wir sahen das Meer, wir sahen die Ufer des Adour, welche die Dichter besungen haben, und überall liebten wir uns, und ohne Zwang, denn es folgte uns Niemand als die Diener. Ein einziger Gedanke tröstet mich darüber, daß diese Zeit vergangen ist, daß in seinem Leben keine Liebe über die meinige gegangen ist. Er freilich denkt daran nicht einmal mehr.

Jeden Tag empfangen wir Nachricht von meinem Vater, der uns Nachricht von der Reise des Hofes gab. Noch zwei Wochen hatten wir vor uns. Ich schlug dem Grafen einen weiten Ausflug nach einer berühmten Grotte vor. Wir wollten früh zu Pferde ausbrechen und die Leute im Wagen mit Lebensmitteln nachkommen lassen. Meine Mutter wunderte sich etwas über diese Lebensweise, Frau von Basté aber versicherte, die jungen Frauen hätten legt viel Freiheit, die Mode verlange es so, und übrigens könne ja der Graf von Peguilhin, mein naher Verwandter und Jugendfreund, ein Mann ohne Tadel, meinen Ruf in keiner Weise gefährden. Die Marschallin sah das Alles sogleich ein. Der Schlaue hatte die alte Basté so bestrickt, daß sie ihm ihre Witwenschaft und reine Tugend geopfert haben würde, wenn er sie hätte haben wollen.

Wir verbrachten einen himmlischen Tag und folgten lange dem Ufer eines in der Sonne glitzernden Baches. Wir sagten einander alles, was das entzückte Herz empfand. Mehrmals glaubte ich hinter undurchdringlichem Gebüsch am andern Ufer Tritte zu hören, die sich ganz nach den unsrigen richteten. Anfangs glaubte ich mich

getäuscht zu haben, am Ende des Gebüsches bemerkte ich aber einen Landmann, einen Gebirgsbewohner, schlank und schön wie sie alle sind, dessen regelmäßiges und blasses Gesicht mir auffiel. Der Graf achtete nicht darauf, ich aber konnte die Augen nicht abwenden und endlich erkannte ich ihn. Biaritz war es. Der Blick, mit dem er mich ansah, hatte nicht seines Gleichen. Er machte eine Geberde der Verzweiflung und verschwand. Ich zitterte an allen Gliedern. Die Entschlossenheit dieses Mannes und sein Ungestüm verwirrten mich so, daß ich alles Urtheil verlor. Unwillkürlich entfernte ich mich von dem Bache und dem Gebüsch. Lauzun glaubte, ich fürchte mich vor einem Unbekannten und sagte lächelnd:

»Fürchten Sie nichts; unsere Leute vom Gebirge sind weder Räuber noch Mörder. Auch kennen sie uns alle und unsere Leute sind nicht fern.«

Aber ich konnte kaum noch Atem holen und wollte zu der Grotte zurückkehren, wo unsere Leute warteten. Er willigte spottend ein. Lauzun besitzt in der ganzen Armee den größten Muth. Er hat nie etwas in der Welt gefürchtet, nicht einmal den Zorn des Königs.

Wir kamen früher zurück, als man uns erwartet hatte. Die Nacht ängstigte mich, und ich kann nicht beschreiben, was ich auf dem Wege ausgestanden habe. Hinter jedem Busche ahnte ich ein Gewehr, das auf uns gerichtet sey und bei dem leisesten Geräusche zuckte ich zusammen. Peguilhin verspottete mich fortwährend.

Zum Glück kam ich mit der Furcht davon.

Achtzehntes Kapitel.

Dieser Mann mußte mich von nun an verfolgen, das war mir klar. Der Zauber, der mich zu ihm und seiner Schönheit zog, verringerte sich nicht und setzte mich mehr und mehr in Verwunderung. Das Herz gehörte ganz und gar Peguilhin, war also dabei gar nicht betheilig, damals wenigstens. Ich wünschte, daß er sich entfernen möchte und gleichwohl war mir fein Erscheinen angenehm. Ich habe dies seit dem, öfters erfahren und es ist dies das Geheimnis meines seltsamen Lebens.

Man meldete uns, daß der Hof nahe sey und ich freute mich darüber. Mein Vater eilte ihm voraus, um ihn zu empfangen. Er warf mir einen durchsichtigen Blick zu, wie mein Onkel Gramont sich ausdrückte, dann wendete er sich an Peguilhin, der sich zur Erwidern tief vor ihm verbeugte, der Keck! Mein Vater lachte; man weiß schon, daß er über Alles lachte.

Herr von Monaco blieb bei der Königin, die ihn nach einer ihrer öfters sich zeigenden Launen bei sich behielt; auch meine Brüder blieben. Die Majestäten trafen uns eine Stunde von der Stadt. Wir stiegen aus, um sie zu begrüßen. Die Königin erkannte mich nicht, selbst als man mich gemeldet hatte. Sie betrachtete mich aufmerksam und den König hörte ich sagen.

Die Frau von Valentinois! Sie ist schön! «

Ich gefiel gleich am ersten Tage. Am meisten näherte sich mir die Anmuthigste vom Hofe, Mademoiselle, die damals um ihren Vater Gaston tief trauerte. Ich sollte bei ihr bleiben und sie nahm mich stets und überall mit sich. Unsere Besuche galten vorzugsweise den Klöstern. Die Nonnen sind hier zu Lande sehr kokett; sie legen Schminke aus und rühmen sich, schmachtende Anbeter zu haben.

Männer und Frauen tragen sich spanisch und leben auch so, was die Königin-Mutter sehr erfreute. Am andern Tage kam die Prinzessin von Carignan und mehre andere an, so daß die Vorstellungen kein Ende nahmen. Peguilhin war dabei höchst

eifersüchtig, wenn auch ohne Grund, und wünschte, ich möchte minder schön und minder von Anbetern umschwärmt seyn.

Auf der Reise nach Saint-Jean-de-Luz fuhr ich im Wagen von Mademoiselle und meine Mutter in dem der Königin. Sie fragte mich auf dem ganzen Wege über ihn aus, was mir damals sehr schmeichelte; leider ahnte ich nicht, welche Folgen dies einige Jahre später haben sollte.

Den Hof brachte man zum Theil in der Stadt, zum Theil in Sibourre, einem Dorfe am andern Ufer des Flusses, unter, zu dem eine Brücke führt. Der König von Spanien kam in San Sebastian an, als wir in St. Jean de Luz anlangten, und der Austausch der Komplimente begann. Die Zusammenkünfte fanden auf der Fasaninsel statt, zwei Stunden von der Stadt. Mademoiselle wollte mit Monsieur dahin gehen und nahm mich mit. Man ging über eine Brücke, die einer tapezierten Galerie glich; am Ende befand sich ein Zimmer, dessen andere Thür auf eine ähnliche Brücke führte, welche auf der spanischen Seite gebaut war. Ein großes Fenster sah auf den Fluß, Fontarabia gegenüber. Man gelangte dann in zwei Zimmer, ein französisches und ein spanisches, die prachtvoll ausgestattet waren. Um dieselben her gab es andere kleinere und der Versammlungssaal befand sich am andern Ende der Insel. Er war sehr groß, mit einem einzigen Fenster auf den Fluß. Waren die Könige da, so stellte man zwei Schildwachen auf. Auf der spanischen Seite lagen persische Teppiche mit Gold- und Silbergrund; die unsrigen waren von rothem Samt mit goldenen und silbernen Tressen. Die Schlösser an den Thüren waren von Gold. Auch zwei Uhren befanden sich da und zwei Schreibzeuge, alles abgemessen gleich.

Nach vielem Hin- und Hergehen wurde der Vermählungstag festgesetzt. Mademoiselle erlangte es, bei der Cerrmonie zu seyn; Monsieur wurde es abgeschlagen: er dürfe nicht nach Spanien gehen, da der Thronerbe von Spanien auch nicht nach Frankreich herüber komme. Monsieur fand mich schon damals nach seinem Geschmacke und er sagte es mir; auch rechnete er es mir zum Verbrechen an, daß ich mit Mademoiselle ging und nicht mit ihm

zurückblieb. Herr von Crequi sollte der Königin eine Casette tragen, weiche man am Tage vorher bei Sr. Eminenz in Familie vorbereitete. Ich sah sie doch. Sie war ziemlich groß, mit Gold beschlagen; man legte allerlei von Gold und Diamanten hinein, wie Uhren, Bücher, Handschuhe und Spiegel, Mouchen-Kästchen, kleine Flacons, Messer, Scheren, Zahnstocher-Etuis, kleine Miniaturgemälde, Kreuze, Rosenkränze, Armbänder, Ringe, ein wahrer Schatz. Auch Perlen kamen dazu, Ohrgehänge, Diamanten in großer Anzahl, in einem Kästchen.

Am andern Tage lieh ich Mademoiselle meinen Wagen, damit ihr Wappen bei dieser Ceremonie nicht erscheine, zu der sie im Incognito sich begab. Sie nahm mit sich die Herzogin von Nivailles, welche Hofdame der Königin seyn sollte, zwei andere Damen und mich. Fontarabia gegenüber bestiegen wir Boote, die prächtig bemalt und vergoldet waren, mit entsprechenden Möbels und blauen Damastvorhängen mit goldenen und silbernen Fransen.

Wir begaben uns geraden Wegs in die Kirche, wo man uns einen guten Platz anwies, dem Könige von Spanien gegenüber.

Bald darauf kam der König an mit seinen Schweizer Garden und dem Bischof von Pampelona. Philipp IV. trug einen grauen Frack mit Silberstickerei; an seinem Hute befand sich ein großer Diamant, an welchem eine Perle hing. Diese beiden Kronstücke sind sehr schön. Er machte eine Verbeugung so gravitatisch, daß sie sich nicht beschreiben läßt und ich herzlich gern gelacht hätte.

Die Infantin folgte ihm allein, in weißem Atlas- mit Stickereien und kleinen Schleifen, sehr geputzt nach spanischer Mode. Sie trug falsche Haare und ziemlich schlechte Steine. Der Häßlichkeit nach kam sie der Königin Mutter ziemlich gleich, ihrer Tante, aber sie hatte nicht so schöne Hände.

Nach der Messe begaben sich der König und die Infantin an die ihnen bestimmten Plätze; man las die Päpstliche Dispens, brachte das Procurationsdocument unseres Königs, den Don Louis vertrat, und vollzog die Trauung. Als die Infantin das Ja aussprechen sollte, machte sie eine tiefe Verbeugung gegen den König, ihren Vater, der ihr zu antworten erlaubte. Die Hand reichte sie Don Louis nicht, auch

die Ringe wurden nicht gewechselt.

Dann sahen wir den König essen. Bei ihm war da der Leibarzt und alle Granden standen umher. Man bediente ihn kniend. Wie würde man schreien, wenn der unsrige dies verlangte, und doch fügt sich der castilianische Stolz. Die Infantin, zu der man uns dann brachte, speiste ebenfalls. Sie umarmte Mademoiselle und wir alle folgten ihr in ihr Zimmer. Da blieben wir eine Viertelstunde, dann ritten wir nach St. Jean de Luz zurück, wo Abends Ball war.

Der König konnte es nicht erwarten die Infantin zu sehen. Während sich die Königin zu einer Konferenz auf die Fasaninsel begeben hatte, entschlüpfte er und ritt wie ein Romanheld, in geringer Begleitung, dahin. Während der König von Spanien mit seiner Schwester sprach und die junge Königin bei ihnen war, blickte er sie über die Achsel Don Louis hinweg an. Sie sahen ihn und lächelten, thaten aber nicht« als bemerkten sie ihn. Die Infantin fand ihn hübsch, wurde sehr roth, konnte aber die Augen von ihm nicht wegwenden.

Am folgenden Sonntage wurde der Friede unterzeichnet, in großer Ceremonie, im Beiseyn der beiden Höfe. Niemals hatte man so viel Gold und Edelsteine, Stickereien und Pracht gesehen. Die Musketiere und die Schweizer hatten neue Uniformen. Schrecklich sahen dagegen die Spanier aus — gelb mit roth und weiß kariertes Borte. Sie glichen Bedienten.

Man brachte dem Könige fünf oder sechs prächtige Fässer mit Goldreifen. Sie waren mit Parfümerien gefüllt, welche Se. Majestät unter uns vertheilte. Die Königin Mutter selbst stellte uns dem Könige, ihrem Bruder und der jungen Königin vor, die uns sehr artig aufnahmen. Maria Therese trug ein Kleid von weißem Atlas mit Schmelzstickereien und Lilien; ihr Haar war schön blond mit birnförmigen Smaragden und Diamanten aus dem Kästchen, welches Crequi ihr mit einem Gefolge von sechzig Dienern oder Pagen in seiner Livrée, und in Begleitung von zweihundert Herren überbracht hatte . . . Der Vertrag wurde von den Königen kniend, die Hand auf die Bibel gelegt, beschworen; dann umarmten sie einander. Darauf sah der König von Spanien Herrn von Turenne an

und sagte:

»Der Mann hat mir böse Stunden gemacht.«

Am nächsten Tage holte die Königin Mutter allein mit ihren Damen die junge Königin ab. Nach der Ankunft Abends speiste sie und ging dann zeitig zu Bett; sie hatte viel geweint. Bis dahin hatte sie sich spanisch gekleidet. Nach der Trauung auf französischem Boden kleidete sie sich französisch. Das Beilager fand ohne alle Ceremonie statt. Am Tage darauf schien der König sehr verliebt in die Königin zu seyn. Er erzeugte Peguilhin die Ehre, oftmals mit ihm von seinem Glücke zu sprechen. Das schien für den Grafen Glück zu verheißen. Ich war darüber sehr erfreut und mein Mann auch, seltsamer Weise.

Merkwürdig, Monaco ist auf Lauzun nie eifersüchtig gewesen.

Mit den Majestäten kehrten wir endlich nach Paris zurück und auf dieser langen Reise kamen merkwürdige Dinge vor. Ich kann diese vielleicht besser erzählen, als sonst irgend Jemand, denn ich erfuhr durch meinen Vater und Herrn von Epernon, den Gouverneur der Provinz, was man der Folgen wegen zu verheimlichen suchte.

Neunzehntes Kapitel.

Zuerst stürzte in Castrioux an dem Tage, als der König und die Königin sich da befanden, ein Haus ein, in welchem viele Damen waren. Sie trieben in ihrer Angst alle im Hemd auf den Straßen umher. was die Wachen sehr amüsierte. Die Ursache war ein Erdbeben, eine Erscheinung, die in jener Gegend so häufig vorkommt, daß man nicht mehr daraus achtet. Der König wurde gestört, weil die Wache vor seinem Fenster nicht wußte, was der Lärm bedeute und ins Gewehr rief. Ich bemerkte nichts, denn ich schlief.

Ein ernsterer Vorfall beschäftigte uns in Mont de Massan und von diesem besonders will ich sprechen, denn ich kenne ihn wie Wenige. Man vertuschte die Sache des Standes der Schuldigen wegen und auch wegen des Verbrechens, das sie begangen hatten.

Am Tage vor unserer Ankunft fand man auf dem Felde einen weiblichen Körper, der halb vergraben, von hundert Wunden bedeckt war, mit ganz verstelltem Gesicht, in sehr feinem Hemd. Die Unglückliche war demnach von guter Familie. Man brachte sie in das Hospital- Sie lebte noch. Nachdem man sie verbunden, gab man ihr etwas Wein und die Justiz begann ihre Nachforschungen. Antworten konnte die Arme nicht.

Der König erfuhr davon und befahl die strengste Untersuchung. Um der Unglücklichen vielleicht die Sprache wiederzugeben, trug man sie vor die Thür der Kirche, damit der König sie sehe, wenn er aus der Messe komme. Man kann sich das Gesicht, die Füße, die Hände nicht vorstellen, welche sie faltete, oder vielmehr zu falten versuchte, denn sie waren entsetzlich verstümmelt. Es kann nichts Grauenhafteres geben. Der König hatte die Geduld und die Güte, über zehn Minuten bei ihr zu warten, in der Hoffnung, daß das Wunder geschehen werde. Es geschah nicht. Die Arme vergoß nur einige Thränen.

An ihrer Haut, an ihrem Haar ließ sich leicht erkennen, daß sie

jung war; ohne Zweifel war sie auch schön gewesen. Darum war der Unwille allgemein gegen ihre Henker. Das Volk verlangte laut ernstliche Nachforschungen. Der Herzog von Epernon nahm sich der Sache an, wie auch mein Vater. Sie schwuren das Verbrechen zu bestrafen. Später vernahm man am Hofe von der Sache nichts wieder, ich hörte aber von meinem Vater, daß Alles an den Tag gebracht worden sey.

In diesen Haiden, die eine große Ausdehnung haben, in der Gegend, die so öde ist, wie die Wüste in Arabien, liegt ein altes Schloß Tosse, in einiger Entfernung von dem Flecken und Teiche desselben Namens. Man sieht beide von den Thürmen des Schlosses, und der ganze Bezirk gehört Einem Herrn. Es ist nicht weit von Bayonne. Seit den Kreuzzügen besaß dies Lehen die Familie Cauterets und es wurde in derselben herkömmlich, immer da zu seyn. Die Leute jagten und fischten, selbst in kleinen Küstenfahrzeugen, auf dem Meere. Sie waren halbe Wilde, dabei von so altem Adel wie der König und gleichgültig bei den Leiden und der Noth Anderer. Trotz ihrem Range und ihrem Vermögen heirathete Niemand gern in die Familie. Die Mädchen in einem Umkreise von zwanzig Stunden fürchteten sich vor ihnen; fast immer raubten sie sich ihre Frauen und kapitulierten sonst, aber mehr als eine Frau ist in diesen alten Thürmen vor Kummer gestorben.

In der Zeit, von welcher ich spreche, bestand die Familie Cauterets aus zwei Waisen. Fräulein von Cauterets zählte zwanzig und ihr Bruder vierundzwanzig Jahre. Sie war mit ihrer alten Amme das einzige weibliche Wesen in dem Schlosse und niemals gelangte ein anderes über die Schwelle. Die Cauterets waren keck und wild, aber nicht räuberisch, nicht wollüstig. Man fürchtete sie, mußte sie aber achten und der junge Graf besonders hatte sich, wenn auch nicht Freunde, so doch Anhänger durch seine Sittenstrenge erworben. Seine Schwester verließ ihn nicht; sie waren immer beisammen; sie war so stark und kühn wie er und wich vor keiner Gefahr zurück. Es hieß allgemein, beide würden nicht heirathen, so daß ihre alte Familie mit ihnen erlösche. Sie sahen dem Herkommen in ihrem Hause gemäß durchaus Niemanden, aber die Leute in der

Umgegend bemerkten immer in einem Thurme bis spät in der Nacht Licht. Die Folge davon war die gewöhnliche: man sagte den Geschwistern nach, daß sie Zauberei trieben und man fürchtete sie noch mehr.

Eines Tages gingen sie ziemlich früh auf die Jagd und zogen bis zum Abend mit ihren Leuten umher, ohne etwas zu finden, was sie in sehr schlimme Laune versetzte. Als sie nach Hause zurückkamen, erhielten sie eine Nachricht, die sie tief betrübte, während alle Andern sich darüber gefreut haben würden. Es war ihnen von mütterlicher Seite eine große Erbschaft zugefallen und sie mußten deshalb nach Dar reisen. Im Anfange wollten sie die Erbschaft ausschlagen; sie waren reich genug. Die Schwester indeß als Eva's Tochter wurde etwas neugierig, und wünschte zum ersten Male eine kleine Stadt zu sehen. So bestimmte sie ihren Bruder, die Erbschaft anzunehmen, und am andern Tage reisten sie ab.

Die Kunde von ihrer Ankunft in Dar verbreitete sich schnell und viele Leute waren neugierig, das seltsame Geschwisterpaar zu sehen. Sie wohnten bei der Witwe eines Edelmannes, mit der sie etwas verwandt waren, die ein großes Vermögen und eine außerordentlich schöne Tochter besaß. Die arme Kleine beschwor die Mutter, die Verwandten nicht aufzunehmen; sie fürchtete sich vor denselben und schien gewissermaßen die Zukunft zu ahnen. Um die Geschwister nicht zu sehen, stellte sie sich krank; da die Geschäfte aber verwickelt waren, blieben die Cauterets so lange, daß das Mädchen die angenommene Rolle aufgeben mußte.

Der Graf von Cauterets besaß die Schönheit des Biaritz, jene seltsame, gebieterische, welche man in jener Gegend findet. Auch seine Schwester war schön, aber wie eine Amazone, ohne Anmuth und Reiz. Beide glichen Niemanden. Trog ihrer Derbheit zeigten sie sich liebenswürdig gegen ihre junge Verwandte, Fräulein von Taras, die sich um so leichter gewinnen ließ, als sie die Geschwister sich ganz anders vorgestellt hatte.

Allmählig gewöhnte sie sich an dieselben und wagte sogar sie anzusehen. Den Bruder fand sie schön, die Schwester gutmütig. Sie verbrachten die Abende miteinander, besuchten miteinander die

Umgehend und wurden endlich unzertrennlich. Fräulein von Cauterets errieth bald, daß ihr Bruder die Cousine liebe und daß diese ihn wohl auch bald lieben werde; sie freute sich sehr darüber, denn sie hoffte, daß nun wenigstens einmal eine Frau gutwillig in das ist Schloß Tosse ziehen werde. Sie theilte ihre Gedanken dem Bruder mit und dieser gestand, daß er allerdings die schöne Taras liebe.

»Aber Du wirst Dich wundern, Schwester«, setzte er hinzu, heirathen möchte ich sie nicht. Mein Widerwille gegen die Ehe steigert sich so sehr, daß die Sache kaum natürlich zugehen kann; ich glaube, diese Verbindung würde mir großes Unglück bringen.«

»Und was gedenkst Du zu thun?«

»Ich weiß es nicht. Ich werde noch warten. Die Cousine ist frei, ich bin es auch. Wir werden ja sehen, ob sie mich so weit liebt, um mir nach Tosse zu folgen. Wenn sie sich weigert, nun dann thue ich was mein Vater that, — ich entführe sie mit Gewalt.«

»Du, Bruder? Du willst ja nicht heirathen?«

»Ich fühle, daß ich sie mehr und mehr liebe.«

Die Schwester ließ für diesmal das Gespräch fallen. Das Wachsen der Liebe im Herzen der Cousine konnte sie leicht beobachten . . . Es war damals die Zeit der Fronde, in welcher man sich alles erlaubte.

Acht Tage darauf erfuhr Fräulein von Cauterets, als sie früh aufstand, daß der Graf mit der Cousine verschwunden sey. Der Bruder hatte ihr einen Brief zurückgelassen, in welchem er versicherte, er würde die Cousine zu seiner Frau nehmen, sobald er sich überzeugt, daß er allein geliebt werde. »Kehre Du nach Tosse zurück«, setzte er hinzu, »erwarte uns da, und halte Wiegen für deine Neffen bereit.«

Die Mutter jammerte verzweiflungsvoll und wollte die Hilfe der Gerichte in Anspruch nehmen. Man beruhigte sie und sagte ihr, sie könne leicht ihre Tochter unglücklich machen; diese befinde sich in den Händen ihres Entführers; es sey gefährlich denselben zu reizen und er heirathe sie gewiß nicht, wenn man ihn zornig mache. Die Partie war übrigens so gut, daß man wohl etwas wagen konnte, und

überdies scheute sich Jedermann, mit dem Grafen anzubinden.

Fräulein von Cauterets kehrte nach Tosse zurück und blieb da drei Jahre allein. Oftmals überschaute sie von den Thürmen des Schlosses die weite öde Umgegend, ob sich nichts am Horizonte zeige. Es war eine große Veränderung in ihr vorgegangen; man erkannte sie nicht wieder. Sie hatte ihre sonstigen Lieblingsbeschäftigungen aufgegeben und verließ nur selten das Schloß; mit ihren Leuten sprach sie nie ein Wort; nur in der Messe Sonntags sah man sie auf ihrer Herrenbank wo sie andächtig, gesenkten Hauptes, oft mit rothgeweinten Augen betete.

Einst in der Nacht wurde stark an das Thor des Schlosses gepocht; man hörte Pferdegetrappel und Stimmen rufen. Sie erkannte die des Grafen und eilte ihm entgegen. Sobald das Thor geöffnet war, sank sie ihm bewegt in die Arme.

»Liebe Schwester«, sagte der Bruder, »ich bringe Dir meine Frau.«

Sie sah sich um und erblickte die ehemalige kleine Taras, die lachte und ganz glücklich zu seyn schien. Sie umarmte dieselbe auch und führte sie in die Wohnung des Grafen, die immer in Bereitschaft gehalten worden war, als müsse er in der nächsten Stunde kommen. Dann begab sie sich bleich und betrübt in ihr Zimmer. Statt sich aber ins Bett zu legen, schrieb sie, dann betete sie und während sie betete vergoß sie viele Thränen.

»Mein Gott«, sprach sie oft, »gib mir die Kraft zu thun was ich thun muß.«

Mit Sonnenaufgang ging sie bereits in großen Schritten nach dem Flecken zu. Der Graf und die Gräfin fragten nach ihr; sie war zurückgekommen und als ihr Bruder über ihren Gang sich wunderte, antwortete sie, sie habe in die Kirche gehen und Gott für die glückliche Rückkunft danken müssen.

Fräulein von Cauterets blieb so traurig; sie ging gar nicht mehr aus und mochte auch ihren Bruder nicht begleiten. Die Ehe des Grafen schien eine ganz glückliche zu seyn. Er und seine Frau liebten einander wie in einem Romane, nur war er grauenhaft eifersüchtig und sie durfte nicht nach einem Vogel in der Luft sehen ohne daß er

fragte, warum sie das thue. Besuche erhielten sie so wenig wie vorher. Abends gingen sie oben aus den Thürmen umher. Die Gräfin hatte ihre Schwägerin wirklich lieb und suchte den Grund der Traurigkeit derselben zu erforschen. Als eines Sonntags außerordentlicher Weise der Geistliche im Schlosse war, ließ der Graf beide eine Stunde allein.

»Was ist Ihnen, Schwägerin?« fragte die junge Frau rasch; »ich sehe, daß Sie sich zu Tode grämen und kann die Ursache nicht errathen.«

»Ach«, entgegnete Fräulein von Cauterets, »sprechen Sie nie in Gegenwart meines Bruders so, Sie würden sonst für das entsetzlichste Unglück verantwortlich werden.«

Die Gräfin sah sie erstaunt an.

Zwanzigstes Kapitel.

»Mein Gott,« sagte die Gräfin, »Sie erschrecken mich. Was ist's? Welches Unglück kann uns hier in unserem Schlosse erreichen, wo wir unbeschränkt herrschen und wohin Niemand gelangt? Was haben wir von der übrigen Welt zu fürchten, die uns nicht kennt und die wir nicht kennen?«

»Um Gottes willen, liebe Schwägerin, fragen Sie mich nicht. Sehen Sie nicht, daß Sie mir das Herz zerreißen?«

»Im Gegentheil, ich werde Sie fragen, ich werde Sie dringend bitten, denn ich will Alles wissen.«

So verbrachten sie die ganze Zeit ihrer Einsamkeit, ohne daß das Fräulein etwas sagte. Der Graf kam zurück und es vergingen viele Tage, ehe sich eine Gelegenheit bot. Die Gräfin dachte nur an das hartnäckige Schweigen ihrer Schwägerin und wurde ebenfalls traurig. Ihr Gatte, welcher die Traurigkeit seiner Schwester nicht sah, bemerkte die ihrige und gab sich viel Mühe, die Ursache zu ergründen. Tausendmal war sie nahe daran, ihm alles zu sagen, aber sie fürchtete sich und schwieg.

Zum Marienfeste im März ließ der Graf den Geistlichen nochmals kommen und die beiden Frauen konnten wiederum miteinander allein umhergehen. Die Gräfin drang darauf, endlich Alles zu erfahren und drohte ihrem Gatten Mittheilungen zu machen. Die Schwägerin zögerte noch immer, weinte sehr und entschloß sich endlich Alles zu offenbaren.

Als sie in dem Schlosse allein gewesen, hatte sie eines Tages auf der Jagd einen hübschen jungen Mann gesehen, der unter einem Baume saß und las. Ihr Pferd scheute sich vor ihm, that einen unerwarteten Seitensprung, der sie trotz ihrer Reitgeschicklichkeit aus dem Sattel hob, und warf sie in den Sand. Sie war allein mit einem alten Jäger. Der junge Mann hob sie auf, spritzte ihr Wasser in das Gesicht und that Alles, was er thun konnte. Da sie nicht zu sich kam, nahm er eine Lanzette aus der Tasche und öffnete ihr eine

Ader. Er war Arzt. Das Fräulein blieb in Folge dieses Falles lange krank. Der Doktor besuchte sie alle Tage; er kam auch noch als sie genesen war, denn er hatte sich in dem Flecken niedergelassen. Sie lernten einander lieben und gestanden es einander trotz den Hindernissen; das Mädchen vergaß ihren Rang, stieg zu dem herunter, welcher ihr Geliebter geworden, und sie sahen einander aus Vorsicht nur noch in der Nacht im Schlosse, sowie bisweilen am Tage auf langen Spaziergängen. Nur eine alte Dienerin wußte davon. Seit der Rückkehr des Grafen sahen sie einander nicht mehr; sie wagte nicht auszugehen, er nicht ungerufen im Schlosse zu erscheinen; sie schrieben einander wohl, konnten aber die Trennung kaum ertragen. Der Liebhaber schlich fortwährend um die Wohnung her, trotzdem, daß der Graf die Sache entdecken konnte. Geschah dies, so war das Fräulein verloren; denn ihr Bruder verzieh ihr sicherlich eine Mißheirath nicht, weil die Cauterets in diesem Punkte gar keinen Spaß verstanden. Sie war deshalb in Verzweiflung und wußte nicht was sie beginnen sollte.

Als sie endlich ihrer Schwägerin ihren Kummer gestanden hatte, hielten beide lange Rath miteinander; da aber der Graf früher als sie erwartet hatten wieder erschien, hatten sie sich noch für nichts entschieden. Die Gräfin ihrerseits konnte die ganze Nacht an nichts Anderes denken und am nächsten Morgen hatte sie die Kühnheit, allein in das Zimmer ihrer Schwägerin zu gehen. Sie sprach lange mit ihr und setzte endlich hinzu:

»Es bleibt nichts übrig, als daß der Mann sich entfernt und Ihnen Ruhe läßt. Sie können und dürfen ihn nicht wieder sehen. Mein Mann wird zu der Adelsversammlung in Bayonne reisen und uns nicht mitnehmen. In dieser Zeit werde ich mich krank stellen, den Arzt rufen lassen und mit ihm über die Sache reden.«

»Aber wenn es mein Bruder erfährt, verzeiht er Ihnen nie. Michelet ist kein gewöhnlicher Arzt und seine Schönheit wird ihn einem Eifersüchtigen verdächtig machen.«

Gott wird uns die Gnade erzeigen, daß er nichts erfährt, dann habe ich auch eine starke Stütze an meiner Pflicht, an meiner Liebe zu ihm und an meiner Unschuld; es wird nichts geschehen und ich

würde mich für übergücklich halten, wenn ich Sie von solchem Schmerze und solcher Gefahr befreien könnte.«

Kaum war sie eine Viertelstunde bei der Schwägerin, als ihr Mann erschien. Er war verdrießlich, da er sie in ihrem Zimmer nicht gefunden, und fragte barsch, warum sie in seiner Gegenwart plötzlich schwiegen. Keine vermochte zu lügen, und so verwickelten sie sich in ihren Antworten. Er trat an das Fenster und da sie nach ihm dahin sahen, bemerkten sie draußen Michelet, der in einiger Entfernung stand und unverwandt nach dem Schlosse schaute.

»Kennt Ihr den Mann?« fragte der Graf.

»Nein«, antwortete die Frau, »wir wissen nicht, warum er daher sieht.«

Der Graf reichte ihr die Hand, um sie hinwegzuführen; er setzte durchaus nichts hinzu; von diesem Augenblicke an und bis zu seiner Abreise nach Bayonne verließ er sie keine Minute, so daß sie mit der Schwägerin nicht sprechen konnte. Er war noch finsterer und strenger als gewöhnlich, schien beide zu beobachten und sprach nicht wieder von Michelet, welcher noch immer um das Schloß herum schlich. Das Haus wurde noch unheimlicher als sonst, die Dienstleute wagten kaum umherzugehen.

Beim Abendessen vor seiner Abreise schien er wieder ein wenig heiterer zu werden. Er scherzte mit seiner Schwester und liebte seine Frau. Diese, welche ihn sehr liebte und über seine Kälte trostlos gewesen war, freute sich unaussprechlich. Er gab es zu, daß sie ihm einige Lieder zu ihrer Laute sang und er lobte sie dafür.

»Nun«, sagte er dann, »ich sehe wohl, Ihr werdet Euch in meiner Abwesenheit nicht langweilen; es freut mich das, denn Ihr habt keine Gesellschaft und die Tage sind lang.«

Wir befanden uns gerade damals in Bayonne und erwarteten den König. Mein Vater hatte den Adel dahin beschieden. Viele Herren brachten ihre Damen mit und die Frauen sind in dieser Gegend Frankreichs schöner als sonst wo. Herr von Cauterets verabschiedete sich trauernd von seiner Frau und seiner Schwester, empfahl den Dienern denselben in Allem gehorsam zu seyn und ritt hinweg.

Sie sahen ihm lange nach und winkten ihm mit den Tüchern, bis er am Horizont verschwunden war. Als sie dann allein waren, sprachen sie nur von dem, was sie vor allen beschäftigte. Die Gräfin wollte den Arzt Michelet holen lassen, um ihm zu sagen, er dürfe nicht länger an das Fräulein denken; diese aber konnte sich nicht dazu, entschließen. So verbrachten sie zwei Tage; am dritten endlich nach vielen Thränen und Seufzern schickten sie die vertraute alte Dienerin fort, um dem Arzt sagen zu lassen, er möge kommen, die Gräfin sey krank.

Als es Abend wurde, sagte die Schwester der Gräfin:

»Ich werde mich in meinem Zimmer einschließen, sonst komme ich her und alles ist verloren. Lassen Sie mich auch nicht rufen, wenn er fort ist, denn ich verlasse mein Zimmer erst morgen früh; ich gedenke zu fasten und zu beten, um mir Kräfte zu sammeln, um Alles anhören zu können, was Sie mir zu sagen haben. Ich wünsche meiner Ruhe wegen und weil der Verstand es mir räth, daß er Sie anhören möge; aber mein Herz schmerzt, wenn ich daran denke.«

Sie ging und die Gräfin legte sich in das Bett, weil sie sich für krank ausgab. Der Arzt kam sehr bald, erwartete aber etwas ganz Anderes. Die Gräfin bereitete ihn vorsichtig auf Alles vor. Der Mann liebte aber mit Leidenschaft und als er hörte, daß Alles vorüber seyn solle, weinte er sehr und gebärdete sich wie ein Verzweifelter, so daß sie Mitleid mit ihm fühlte.

Man erfuhr das Alles später durch die alte Dienerin, welche in einem Nebenzimmer verborgen war.

Er kniete am Bette der Gräfin nieder, küßte ihr die Hand und bat ihn nicht ganz unglücklich zu machen. Sie war sehr bewegt. In diesem Augenblicke trat unerwartet der Graf ein. Sofort stürzte er sich mit dem Dolche in der Hand auf den Arzt und stieß ihm die Waffe in das Herz. Der Unglückliche sank lautlos nieder. Die Gräfin konnte kein Wort finden und war fast auch todt.

»Lieber Mann, lieber Mann . . . « das war alles was sie zu sagen vermochte, dann wurde sie ohnmächtig.

Als sie wieder zu sich kam, befand sie sich in einem fest verschlossenen Wagen, den sie nicht öffnen konnte und in dem es

finster war. Es war ein wanderndes Grab. Sie schrie, sie rief, Niemand antwortete, obgleich sie mehre Pferde um den Wagen her galoppieren hörte. Sie begriff diese Entführung nicht und meinte, ihr Mann lasse sie fortbringen, um ungestört mit seiner Schwester verfahren zu können.

»Er wird sie umbringen! Er wird sie umbringen!« dachte sie bei sich. Daß irgendwie von ihr selbst die Rede seyn, daß sie angeklagt werden könne, kam ihr sicherlich nicht in den Sinn. Der Wagen rollte weiter und sie erwartete, daß mehrmals die Pferde gewechselt würden. Jedes mal, wenn angehalten ward, rief sie laut und kläglich nach ihrem Gatten, aber Niemand antwortete ihr.

Man gab ihr nichts zu essen und sie sah Niemanden; sie hatte Hunger, sie war erschöpft, sie erstickte fast, ob sie gleich nur ein Hemd und ein Nachtgewand trug; endlich sank sie auf die Kissen des Wagens und schlief ein. Als man sie halb todt aus dem Wagen holte, war es finstere Nacht. Sie kannte keinen der Leute und fragte wohin man sie bringe.

»Es geschieht Alles auf Befehl des Herrn Grafen«, lautete die Antwort.

Sie befand sich hier in einem finsternen verfallenen Häuschen, in dem sich nur eine alte Frau und ein alter Mann zeigten. Der Postillion spannte seine Pferde aus. Sie hüllte sich in ihr Nachtgewand und folgte angstvoll den beiden alten Leuten. Sie brachten sie in ein schmutziges feuchtes Zimmer, das leer war bis auf ein schlechtes Bett und zwei Bänkchen. Sie bat dringend man möge den Grafen oder Jemanden rufen, aber die Alten antworteten nicht und ließen sie allein.

Fünf Minuten später öffnete sich an der Hinterwand eine verborgene Thür und ihr Gatte trat ein. Sie eilte auf ihn zu, schlang ihre Arme um seinen Hals und rief: »Gnade! Gnade!«

Sie bat aber nicht für sich um Gnade, denn sie wußte sich nicht schuldig, sondern für ihre Schwägerin.

Er nahm sie auf den Arm, trug sie so durch einen unbebauten Garten, den sehr vernachlässigte Hecken umgaben, gelangte dann auf ein Feld und ließ sie am Rande eines frisch gegrabenen tiefen

Loches von dem Arme erst wieder herunter. Nichts konnte öder seyn als die Gegend, nichts schauerlicher als die Blässe des Grafen.

»Höre mich an«, sagte er hier zu ihr; »Du hast mich hintergangen, hast mich verrathen und verdienst die schwersten Strafen. Du bittest vergebens um Gnade. Die Züchtigung deines Galans hast Du gesehen, aber ich beeilte mich zu sehr damit; ich habe mir die Sache besser überlegt und Du wirst also langsam sterben. Freilich kommen auch da noch deine Leiden den meinigen nicht gleich.«

Die Unglückliche betheuerte ihre Unschuld, betheuerte was sie sagte und bat flehentlich, ohne indeß irgend Jemand zu beschuldigen. Sie würde ihre Schwägerin nicht verrathen haben, selbst wenn sie damit ihr eigenes Leben zu retten vermocht hätte. Er achtete auf ihre Worte nicht, band sie und begann die erwähnte Schlächtereier. Er zerhieb und zerschnitt ihren ganzen Körper, schnitt ihr die Finger ab, spaltete ihr die Zunge 2c.; sie schrie dabei, daß es die Steine hätte erbarmen können, bis sie in Folge des Blutverlustes schwächer und dann ohnmächtig wurde. Darauf grub er sie bis unter die Achseln ein; dabei überhäufte er sie mit Schimpfworten. Endlich ließ er sie da in diesem Zustande allein, bis »die beiden erwähnten alten Leute am andern Morgen sie fanden, und nach Mont-de-Marsan bringen ließen.

Der Schändliche, der Henker schwang sich wieder auf sein Pferd, ritt die ganze Nacht unstät umher und jagte endlich nach Tosse zurück. Das Pferd brach da todt unter ihm zusammen. In dem Hause sah es grauenhaft und verwüstet aus. Fräulein von Cauterets hatte bei dem Anblicke der Leiche ihres Geliebten den Verstand verloren und ließ sie nicht fortschaffen. Die Dienstleute wußten nicht, was sie thun oder sagen sollten. Das Wiedererscheinen des Herrn beruhigte sie anfangs, aber als sie ihn ansahen, erschranken sie um so mehr. Die alte Dienerin raufte sich das Haar aus und rief laut im Hause umher, was Niemand fragte. Der Anblick seiner Schwester und die Reden der alten Magd weckten endlich Zweifel in dem Grafen; er dachte an die letzten Worte seiner unglücklichen Frau: »Ich bin es nicht, aber ich darf nichts sagen;« er hielt alle diese Umstände zusammen, erkannte sein ungeheures Verbrechen und stieß einen

grauenhaften Schrei aus. Dann lief er in den Stall, nahm das erste beste Pferd, schwang sich ohne Sattel auf dasselbe und jagte wie wahnsinnig nach dem Hause der alten Leute, wo er im Felde seine Frau eingegraben hatte. Aber die Hand Gottes folgte ihm: er stürzte in eine Grube und blieb in derselben halb todt zwei Tage liegen. Er hatte beide Beine gebrochen. Endlich hörten ihn Bauern winseln und zogen ihn mit Mühe heraus.

Seine arme Frau starb, natürlich ohne etwas sagen zu können. Die Justiz ermittelte die Sache doch nicht, wie sie sich auch anstrenge. Man flüsterte wohl davon, aber da man den Grafen ungemein fürchtete, obwohl er im Sterben lag, wagte Niemand etwas zu sagen. Endlich indeß kam alles heraus. Was sollte geschehen? Das Fräulein war wahnsinnig, der Graf, der ganz in den Händen des Geistlichen war, erlitt als Strafe unerhörte Schmerzen, und versprach, sobald er genesen, zur Buße in den strengsten Mönchsorden zu treten.

Man vertuschte die Sache so viel als möglich. Man muß die Großen und Mächtigen schonen, denn in ihnen ehrt man die Macht selbst.

Dritter Teil.

Erstes Kapitel.

Nach Bordeaux brachte meine Tante, die Gräfin von Lauzun, ihre Tochter, welche bei der Königin bleiben sollte. Ich beschäftigte mich viel mit der liebenswürdigen Cousine, um ihrem Bruder zu gefallen, der sie sehr lieb hatte und sie mir dringend empfahl. Ein Jahr später verheirathete sie sich mit dem Grafen von Nugent. Auf dieser Reise sahen wir uns kaum und waren nie allein. Herr von Valentinois verließ mich nicht. Meine Liebhaber, mein »Erster Bruder« wie man damals sagte, vergingen fast; ich konnte ihnen aber so wenig helfen, wie mir selbst.

Der Cardinal wollte zu Ehren der jungen Königin in Paris ein Ballet geben lassen, aber der Saal, in welchem die Vorbereitungen stattfanden, fing Feuer und der Cardinal erschrak so sehr darüber, daß er sich nach Vincennes bringen ließ, wo er zwei Monate darauf starb. Er hinterließ meinem Vater hunderttausend Livres und dies tröstete ihn schnell über den Verlust seines großen Freundes.

Herr von Monaco fing um diese Zeit an mich zu drängen mit ihm nach Italien zu gehen; ich schlug es ihm so bestimmt und in so derber Weise ab, daß er sich bei meinem Vater beklagte. Dieser lachte wie gewöhnlich und billigte es, daß ich am Hofe bleiben wollte.

»Sie werden Zeit genug haben in Monaco zu seyn, wenn Sie regieren; da Ihr Vater den Platz noch einnimmt und ausfüllt, so lassen Sie ihn doch.«

Das gefiel meinem Herrn Gemahl nicht und ich fürchtete eines Tages von ihm ohne Weiteres nach Italien entführt zu werden. Ich sprach mit Peguilhin davon, sobald ich mit ihm allein war.

Da eben von einer Verbindung Monsieurs mit Henriette von England die Rede war, so sagte Peguilhin eines Tages zu mir:

»Ich kenne ein Mitei, das Sie hier halten wird. Nehmen Sie meine Stellung beider Prinzessin.«

Das war ein Lichtstrahl für mich. Ich ließ einspannen, fuhr sofort zu der Königin von England und trug ihr mein Anliegen vor. Sie versprach mir alles Mögliche zu thun und setzte hinzu:

»Ich glaube, es wird keine Mühe machen; die ganze königliche Familie spricht mit Achtung von Ihnen, meine Tochter selbst liebt Sie, und wir alle fühlen uns durch Ihren Wunsch geschmeichelt. Eine Herzogin und eine solche Stellung annehmen! Freilich werden Sie auch von Manchen getadelt werden. Haben Sie dies bedacht?«

Was lag mir an dem Tadel. Ich wollte um jeden Preis bleiben.

Unten am Louvre, in welchem die Königin von England wohnte, traf ich den Wagen der Frau von Boisse, die als Frau von Langley unter der Regentschaft Aufsehen machte.

Ich erzähle ihre Geschichte; honny soit qui mai y pense.

Herr von Langley konnte die Verwandten seiner Frau nicht ausstehen. Sie war sehr reich. Er verfolgte sie mit der größten Eifersucht und ging ihr selbst in die Kirche nach. Er machte ihr sogar den Antrag, sich mit ihr für immer einzuschließen.

Die Familie der Frau ängstigte sich wegen dieser Eifersucht und kam auf den Verdacht, daß es mit der Ehe nicht recht richtig seyn möge. Man sprach deshalb einst mit der jungen Frau und sie gestand, daß er untüchtig sey; das gab denn gewaltigen Lärm, es kam zum Prozeß, der zwei Jahre dauerte und man sprach in ganz Paris von weiter nichts. Da Langley Hugenotte war und er verlor, so fiel auf seine sämtlichen Glaubensgenossen auch Schande.

Später verheirathete er sich wieder und seine zweite Frau gebar ihm zwei Kinder. Die Geschiedene wurde das Lächerliche, welches der Prozeß auf sie gehäuft hatte, nicht wieder los, gebar ihrem zweiten Manne eine Unzahl Kinder und wurde vor ihrem Tode außerordentlich fromm.

Es ist nun auch die beste Gelegenheit von der Prinzessin

Henriette zu sprechen, die ich besser gekannt habe als irgend Jemand. Sie hinterließ einen seltsamen Ruf, der ganz verschieden von dem war, welchen Sie sich früher erworben hatte. Sie verdiente aber weder den einen noch den andern.

In ihrer Kindheit und ersten Jugend, als sie an dem Hofe geduldet wurde, litt ihre Gesundheit und ihre Stimmung darunter. Die Entbehrungen und Demüthigungen, welche sie erfuhr und ertrug, verletzten mit Recht ihren Stolz. Sie sprach mit Niemanden, antwortete nicht und sah eher aus als wolle sie beißen, nicht aber lächeln. Der König haßte sie, die Königin Mutter behandelte sie hochmüthig, Monsieur verspottete sie und Mademoiselle zankte mit ihr; sie wurde dadurch verbittert und galt für boshaft. Da sie übertrieben hager, farblos, deshalb anmuthlos, haltlos und überhaupt reizlos war, machte man ihr selbst ihr Auge und ihr Haar streitig, die beide außerordentlich schön waren. Man schilderte sie als eine Art Mißgeburt und erlaubte ihr nicht zu tanzen; Alle stoben vor ihr, um nicht von ihr aufgefordert zu werden, der König selbst zuerst, dem die Königin Mutter es geradezu befehlen mußte.

Als Monsieur sich mit ihr verheirathen wollte, sagte der König zu ihm: »Hast Du denn so große Eile Knochen zu heirathen?«

Als er so sprach, war gleichwohl für die Prinzessin alles anders geworden.

Nach der Restauration Carls II. wollte die Königin von England diesen glücklichen Umschwung benutzen; sie nahm die Prinzessin Henriette mit sich und diese befand sich kaum an dem englischen Hofe, als sie sich völlig umwandelte. Binnen einem halben Jahr wurde sie so reizend, als sie vorher reizlos gewesen. Das linkische, verlegene, ungeschickte Kind erschien ungemein graziös; ihre Gestalt streckte sich zwar nicht kerzengerade, aber sie erhielt eine ganz eigenthümliche Anmuth Ihre langen hageren Arme rundeten sich, ihr Gesicht wurde lächelnd, frisch und offen; die Augen blitzten und die ganze Person, die sonst von Niemanden beachtet oder abstoßend gefunden wurde, verdunkelte die größten Schönheiten.

Die englischen Herren zeigten alle leidenschaftlichen Eifer für sie, unter andern der Herzog von Buckingham, der Sohn jenes, welcher

in seiner Jugend in die Königin Mutter so verliebt gewesen war. Er machte öffentlich der königlichen Prinzessin den Hof, der älteren Schwester Carls II. die mit Wilhelm von Nassau, dem Prinzen von Oranien, vermählt war. Sie wies ihn nicht ab, als er aber die Prinzessin Henriette sah, verlor er den Kopf. Diese war kokett und zwar kokett in der Art, welche junge Herren bis zur Verzweiflung aufreizt. Sie erlaubte dem Herzog allerlei Unternehmungen und gestattete sie, indem sie dieselben nicht untersagte. Man sprach davon in England und ganz Europa, und Monsieur, dessen Charakter dem keines andern Menschen gleicht, fühlte sich dadurch geschmeichelt.

»Meine Knochen,« sagte er zu dem Könige, »scheinen jetzt recht appetitlich zu seyn, denn Jedermann will anbeißen.«

Trotzdem gehörte er später zu den lächerlichsten Eifersüchtigen.

Man schrieb von Paris aus, um die Verbindung zu beschleunigen. Man mußte sich in London zur Abreise entschließen. Die Prinzessin hat mir oft gesagt, daß sie kein Verlangen darnach hatte, und der schöne Buckingham ihr Herz nicht ungerührt gelassen. Man könnte von seiner Liebe ein Buch schreiben, so viele Seltsamkeiten beging er.

Der König Carl II. begleitete die Königin, seine Mutter, eine Tagesreise von London. Buckingham folgte ihr wie der ganze Hof, aber er konnte sich nicht entschließen die Prinzessin zu verlassen und bat um die Erlaubnis, mit nach Frankreich zu gehen. Ohne alles Gepäck schiffte er sich in Portsmouth mit der Königin ein.

Am ersten Tage ging alles gut, am zweiten Tage aber hatte man Gegenwind und kam in große Gefahr. Der Herzog von Buckingham wurde fast wahnsinnig in den Gedanken, seinen Abgott vielleicht sterben sehen zu müssen, ohne etwas zur Rettung thun zu können. Er sprach von nichts Geringerem, als die Prinzessin in die Arme zu nehmen und mit ihr über das Meer zu schwimmen. Zum Glück legte sich der Sturm, die Gefahr verzog sich und man konnte den Hafen erreichen, in dem man Zuflucht suchen wollte.

Die Prinzessin hatte Fieber, wollte aber trotzdem die Seereise fortsetzen. Man brachte sie wieder auf das Schiff und kaum war sie

da, als die Masern ausbrachen. So war sie von neuem in Gefahr und der Herzog von neuem in Verzweiflung. Er hätte sich gewiß das Leben genommen, wenn sie gestorben wäre.

Endlich kam man in Havre an. Der Herzog eilte nach Paris voraus, die Prinzessin blieb, um sich von der Krankheit zu erholen.

Wir sahen in Paris den Herzog, der seine Herzensleiden allen Echos klagte und dadurch Monsieur in Zorn brachte, namentlich seit Guiche, sein Günstling, gesagt hatte, es sey unverschämt von dem Engländer, daß er die Augen zu der Gemahlin eines unserer Prinzen zu erheben wage, wenn sie auch die Schwester seines Souveräns sey. Wenn sie zusammen kamen, geberdeten sie sich wie zwei junge Hähne; man mußte jeden Augenblick erwarten, daß sie übereinander herfallen würden.

Endlich kam die Reizende selbst an und brachte den ganzen Hof in Aufruhr. Man hatte sich kaum von der Hochzeit der Mancini mit dem Connetable Kolonne erholt, aber hier erwartete man stets irgend eine Festlichkeit; Gunst und Ungunst, Glück und Unglück, Alles ist willkommen, wenn es nur etwas Neues ist und etwas zu sehen gibt.

Mein Bruder Guiche war damals in Frau von Chalais, die Tochter des Herzogs von Marmontiers verliebt, die sehr liebenswürdig war ohne sehr schön zu seyn. Eines Abends zeigte die Prinzessin von England jene Dame dem Herzog von Buckingham und sagte ihm, sie sey die Geliebte des Grafen von Guiche. (Sie sprachen immer Englisch mit einander.) Er äußerte sich darüber und mein Bruder stachelte nun die Eifersucht Monsieurs so sehr an, daß derselbe sich bei der Königin Mutter beklagte und die Ausweisung des Herzogs verlangte. Die Königin war indeß dem Herzog von Buckingham sehr geneigt, in Erinnerung an den Vater desselben, der sie so sehr geliebt und den sie auch geliebt haben soll. Sie vertheidigte ihn mit aller Macht, aber er sah sich etwas später doch genöthigt abzureisen.

Die neue Madame (Gemahlin Monsieurs, eben die Prinzessin Henriette) überraschte durch ihren Geist, wie sie durch ihre Schönheit überrascht hatte. Alle Herren machten ihr den Hof und die

Damen bemühten sich ihre Freundschaft zu erhalten.

Keiner gelang es in dem Maße wie mir, erstlich weil wir einander schon längst kannten, und dann auch weil sie meinen Bruder liebte; so weit sie wenigstens bei ihr Koketterie und Eroberungssucht Einen besonders lieben konnte, und endlich weil Monsieur, von Guiche dazu angereizt, mich zu lieben anfing, so weit er eine Frau zu lieben vermochte. Es war eine seltsame Ehe und Wirthschaft diese prinzliche, und ich kann unmöglich Alles sagen was ich gesehen habe.

Mein Bruder konnte seines vertrauten Verhältnisses zu dem Prinzen wegen zu allen Stunden zu demselben gehen und er that es; er sah die Prinzessin sonach auch in allen Verhältnissen; der Prinz selbst machte ihn auf die Reize derselben aufmerksam. Eines Tages führte er ihn zu ihrer Toilette und zeigte ihm ihr schönes Haar, das ihr wie ein Mantel über die Schultern fiel.

Peguilhin sah fortwährend unglücklich aus. So sehr ich ihn auch liebte, konnten miteinander doch nur selten und verstohlen sehen. Es waren immer so viele um mich herum, Monaco abgerechnet. Eines Tages war Madame Cornell bei mir, die witzige Frau, welche einmal sagte: »Es ist mit den Hörnern (der Ehemänner) wie mit den Zähnen; nur der Durchbruch schmerzt; nachher fühlt man sie gar nicht und befindet sich wohl dabei. Auch die Scudery kam und die beiden haßten und verfolgten einander fortwährend, so daß es ein wahres Fest war, sie beisammen zu haben. Sie waren nicht lange bei mir, als Peguilhin auch erschien.

»Ich muß sogleich mit Ihnen sprechen,« sagte er zu mir, »und *allein*. Schicken Sie die Beiden alten Närrinnen fort.«

Kaum hatte er mir dies gesagt, so ließ mir auch Guiche melden, daß er unter vier Augen mit mir zu reden habe.

Zweites Kapitel.

Die beiden alten Damen fortzubringen, war gerade nicht schwer, aber wie ich mit jedem der beiden Männer allein und sogleich sprechen sollte, wußte ich nicht. Ich dachte darüber nach und entschloß mich, meinen Bruder fortzuschicken, als Monaco eintrat und zum ersten und einzigen Male in seinem Leben etwas Passendes that. Sein geheimnißvolles Aussehen verscheuchte die beiden Damen und endlich nahm er sogar Guiche mit sich, um, ich weiß nicht von welchem Prozesse mit ihm zu reden. So blieb ich mit Peguilhin allein, obgleich mein Bruder beim Fortgehen mir zurief:

»Ich komme wieder.«

Sobald sich die Thür geschlossen hatte, trat mein Cousin zu mir, ergriff meine Hand, drückte sie, daß ich vor Schmerz hätte ausschreien mögen, und sagte:

»Sie müssen mir antworten und aufrichtig.«

»Worauf? Sie thun mir entsetzlich weh.«

»Für wen entscheiden Sie sich, für den König oder Monsieur?«

»Warum?«

Er sah mich mit großen Augen an und mein Staunen, das er für erheuchelt hielt, steigerte seinen Zorn noch höher.

»Warum, fragen Sie? Warum kann eine junge schöne Dame wie Sie einen jungen schönen Prinzen wählen?«

»Ich habe bis zu diesem Augenblicke an eine solche, Wahl nicht gedacht.«

»Sie-erspotten mich . . . sie zwingen mich, die Achtung aus den Augen zu setzen. Ich kenne mich nicht mehr.«

»Das sehe ich und es scheint auch als kenneten Sie mich nicht mehr. Wenn es Ihnen belieben sollte, sich deutlicher auszudrücken und mir ruhig zu sagen, um was es sich handelt, so verständigen wir uns vielleicht.«

»Ach,« entgegnete er, »Sie lieben mich nicht mehr.«

Das war sehr unrecht und ich hatte große Lust böse zu werden; ich hielt indeß an mich, denn seine Eifersucht schmeichelte mir doch.

»Ich weiß nicht« was Sie sagen wollen,« antwortete ich, »denn ich habe Sie vielleicht nie so sehr geliebt.«

»Und Ihre Anbeter?«

»Was liegt an diesen? Sie finden mich hübsch, und weiter zu gehen, habe ich ihnen nie erlaubt.«

»Aber jene Beiden?«

»Welche?«

»Der König und dessen Bruder.«

»Ich weiß nicht, was Sie damit sagen wollen.«

»Ich beschwöre Sie, lügen Sie nicht. Ich werde mich bemühen, ruhig zu sprechen. Monsieur — der Bruder des Königs — liebt Sie.«

»Sie kennen ihn nicht; er liebt keinen Menschen, namentlich wird er nie eine Dame lieben. Er steht in uns Wesen, die hübscher sind als er, die eine weichere, feinere, weißere Haut haben, die mit ihm in Putz und Allem wetteifern, was ihn ausschließlich beschäftigt. Er spricht mit mir, weil ich mich besser als Andere aus Juwelen und Schmuck verstehe, weil ich seine Klagen über die Prinzessin, seine Gemahlin, mit anhöre, ohne ihn zu unterbrechen, weil ich lache, wenn er mich zum Lachen zu bringen wünscht, und weil ich endlich über Nichtigkeiten und Kleinigkeiten ernsthaft mit ihm reden kann. Aber Liebe! Liebe zu Philipp von Orleans! Ich stehe dafür, daß er nie andere als gemalte Geliebte haben wird.«

»Dann ist es der König.«

»Der König, der mich nicht ansieht und der mich nur grüßt, weil er muß, weil er es meinem Namen schuldig zu seyn glaubt! Der König, der nicht weiß, ob ich blond oder brünett bin! Gehen Sie, lieber Peguilhin, Sie haben Ihren Verstand nicht beisammen.«

»Ich weiß recht gut, was ich vorgestern in Fontainebleau selbst gehört habe. Se. Majestät fragte Madame Colbert über mehre Damen mit ganz besonderem Interesse und über Sie zuerst: »Wie alt ist sie? Hat sie Geist? Sie kann den Valentinois unmöglich lieben.

Wie ist ihre Stimmung? Sie ist sehr schön. Sie tanzt gut. Was sagen Sie dazu?«

»Se. Majestät wußte wahrscheinlich Madame Colbert nichts zu sagen und da ihm gerade nichts Besseres einfiel, sprach er von mir.«

Ich erröthete dabei unwillkürlich und meine Eitelkeit fühlte sich angenehm berührt. Die Eifersucht ist doch recht ungeschickt. Mußte er das erzählen? Wenn man auch aus einem gewöhnlichen Mann nicht hört, — einen König dagegen? . . . Peguilhin bemerkte wohl, welchen Eindruck seine Worte auf mich gemacht hatten, und er konnte seinen Zorn nicht beherrschen. Er behandelte mich hart, so daß ich wirklich in Verlegenheit kam; zuletzt *verbot* er mir nach Fontainebleau zu gehen. Er war überhaupt der herrschsüchtigste und despotischste Mensch, er war es gegen Jedermann, sogar gegen den König; deshalb ist er nun auch im Gefängnis und da wird er bleiben, wie er selbst beim Eintritte sagte, bis in alle Ewigkeit.

Ich bin nun auch nichts weniger als geduldig; ich sträubte mich gegen sein Verbot und so kam es zu einem starken Wortwechsel. Ich hielt ihm meine Stellung, Herrn von Monaco, die Prinzessin und Alles entgegen, er aber antwortete, um diese brauche ich mich nicht zu kümmern, gar nicht zu kümmern. Trotz meiner üblen Laune mußte ich über diese Äußerung lachen. Ich wollte es mit Gründen versuchen, seine Ansicht zu bekämpfen, als wir meinen Bruder Guiche zurück kommen hörten.

»Richten Sie es ein wie Sie wollen«, sagte mein Cousin rasch zu mir, »aber wenn Sie nach Fontainebleau gehen, platze ich heraus und dann gilt es die Bastille und das Kloster. Es hängt ganz von Ihnen ab.«

Mein Bruder trat so geschäftig ein wie Peguilhin. Er bemerkte, daß wir einen Wortwechsel gehabt hatten, sah aber nur was er sehen wollte und sprach nie von dem was er sah. Er scherzte bitter und spitzig, nach seiner Art, dann setzte er plötzlich lauter hinzu:

»Peguilhin, machen Sie dem Fräulein von Tonnay-Charente ein wenig den Hof, ich habe mit meiner Schwester zu reden.«

»Warum gerade dieser?«

»Weil sie hübsch ist, weil sie ihm sehr gefällt und weil sie ihn, glaube ich, auch freundlich behandelt.«

»Wirklich? Er hat vielleicht die Absicht sie zu heirathen?«

»Ich werde nie heirathen!« fiel Peguilhin ein. »Ein Astrolog oder vielmehr eine Wahrsagerin in unsern Bergen hat mir verkündigt, daß ich durch eine Heirath glücklich oder sehr unglücklich werden würde. Herr von Mortemart ist sehr reich und sehr vornehm, steht aber für mich noch nicht hoch genug. Übrigens macht der Marquis von Montespan, unser Nachbar, gewissermaßen dem Fräulein den Hof und ich möchte ihm nicht in das Gehege gehen.«

»Nun,« sagte Guiche, »ich maße mir nicht an Ihnen irgendwie Vorschriften zu machen, ich wünschte nur Sie aus mindestens eine Stunde anderswo zu beschäftigen.«

Peguilhin ließ sich das nicht wiederholen, aber bei dem Fortgehen warf er mir noch die Worte zu:

»Sie werden in der That zu sehr belästigt, Frau Herzogin; Sie können morgen unmöglich die Reise nach Fontainebleau machen.«

Sobald er fort war, rief Guiche aus:

»Wie? Du wolltest morgen nicht nach Fontainebleau? Hoffentlich irrt er sich; Du wirst da Triumphe feiernd.«

»Ich weiß wirklich nicht,« antwortete ich albern und muthlos, »ich fühle mich in der That nicht ganz wohl.«

»Nicht nach Fontainebleau! Das ist ja unmöglich, Schwester, in jeder Weise unmöglich. Die Prinzessin (Madame) bedarf Deiner und ich beschwöre Dich, nicht auszubleiben, wenn Du mich nur ein wenig liebst.«

»Warum aber?«

»Willst Du mir einen Gefallen, einen sehr großen Gefallen thun?«

»Von Herzen gern.«

»So höre mich an. Du mußt nicht bloß nach Fontainebleau reisen, sondern auch in einer gewissen Weise Dich da benehmen.«

»In welcher Weise?«

»Der Prinz (Monsieur) liebt Dich.«

»Ach geh!«

»Der Prinz liebt Dich, sage ich Dir. Er liebt Dich, weil ich es will. Er wird Dich noch mehr lieben, wenn es in meinem Interesse nöthig ist.«

»Ich habe aber kein Interesse, von dem Prinzen geliebt zu seyn.«

»Du vielleicht nicht, aber ich . . . «

»Du?«

»Ja, ich, und eben wegen dieses Interesses mußst Du, wenn Du eine gute Schwester bist . . . «

»Willst . . . «

»Mußt Du selbst den Prinzen lieben oder Dich wenigstens so stellen.«

»Er langweilt Dich wohl, da Du ihn mir zuschieben willst?«

»Schwester, brauche ich Dir denn wirklich mehr zu sagen? Ich habe Dich für klüger gehalten. Übrigens verlange ich ja auch nichts Unangenehmes und Beschwerliches. Der Prinz hat Geist, er ist gut gewachsen, eitel und gefallsüchtig, wie es nur eine Dame in Frankreich seyn kann; er ist auch nicht boshaft; er lacht gern; ziehe ihn an Dich, suche es dahin zu bringen, daß er sich nur mit Dir beschäftigt und Du wirst mich zum glücklichsten Sterblichen machen.»

»Du bist wohl in die Prinzessin sehr verliebt?«

»Und Du bist sehr neugierig.«

»Lieber Bruder, Du kennst die Prinzessin nicht.«

»Liebe Schwester, das ist meine Sache, nicht die deinige. Sey nur gut und die Sache wird sich leicht machen.«

»Es thut mir leid, daß ich Dir deine Bitte abschlagen muß.«

»Warum abschlagen?«

»Weil ich nicht anders kann, denn Valentinois würde . . . «

»Er soll kein Hindernis seyn.«

»Auch dann könnte ich nicht einwilligen.«

»Schwesterchen, hindert ein anderer Liebhaber?«

»Und wenn dies der Fall wäre?«

»Liebe Herzogin, ich kümmere mich um deine Angelegenheiten

nicht, das würde schon Valentinois nicht zugeben, der seinen Schatz selber hütet . . . Aber reife nach Fontainebleau, und mache Dich so schön, daß Du bemerkt wirst, mehr verlange ich gar nicht.«

Monaco öffnete die Thür und steckte den Kopf herein, um zu sehen wer da sey. Mit seinem Elephantentritte tappte er dann ganz herein.

»Madame,« sagte er, »Peguilhin hat mir eben gesagt, Sie wollten nicht nach Fontainebleau fahren?«

»Ich fühle mich nicht ganz wohl.«

»Das thut mir leid; Sie müssen sich besser zu finden suchen; ich wünsche, daß Sie an den Hof gehen, wenigstens eine Woche lang und Sie scheinen ganz zu Hause zu bleiben.«

»Kann ich nicht ein wenig ausruhen?«

»Ausruhen! Ausruhen können Sie in Ihrem Wagen. Leider haben Sie sich herabgelassen, eine Stellung im Hause der Prinzessin anzunehmen, statt unumschränkte Gebieterin in Ihrem eigenen Hause zu seyn . . . Ich weiß auch, daß der König sich nach Ihnen erkundigt hat, ich weiß daß er Sie auszeichnet und er wird Ihnen nichts abschlagen, wenn Sie ihn um etwas bitten. Und ich möchte, daß Sie wegen etwas für uns sehr Wichtigen mit ihm sprechen.«

»Was meinen Sie?«

»Die Besetzung Cressé, welche der König Heinrich IV. der Diana von Poitiers gegeben hat, und die wir uns seit vielen Jahren wünschen.«

»Wenn ich nun die Stelle der Diana einnehme?« fragte ich.

»Welche Stelle, Madame?«

»Die einer Geliebten des Königs.«

Valentinois sah mich erstaunt an, besann sich eine Zeit und antwortete dann:

»Madame, morgen reifen wir nach Fontainebleau.«

Drittes Kapitel.

Ich war sehr besorgt wegen Peguilhin und wußte nicht, wie er sich in Fontainebleau gegen mich benehmen würde; ich fürchtete seine Heftigkeit und die Zukunft bewies, daß »O ich Recht hatte sie zu fürchten. Ich fuhr mit dem Prinzen und der Prinzessin und wir kamen mit Fackeln an.

Der König und der Hof kamen der Prinzessin in einem glänzenden Aufzuge entgegen. Es war wunderbar schönes Wetter. Das Souper erwartete uns bei der Königin Mutter bei offenen Thüren, durch welche der Blüthenduft herein drang.

In der Menge bemerkte ich Peguilhin, der blaß vor Zorn zu seyn schien. Da ich an der Tafel der Majestäten saß, näherte er sich nicht. Trog den Anstrengungen den Tag über, trennte man sich sehr spät. Der Prinz verließ mich gar nicht und die Prinzessin beschäftigte sich nur mit dem König, wie dieser mit ihr. Wahrhaft spaßhaft war es zu sehen, welches Gesicht auf der einen Seite Peguilhin, auf der andern mein Bruder machte. Der erstere sah finster drein und biß sich auf die Lippen, der letztere weinte fast. Mein Bruder hat sich in nichts beherrschen können und seine Nerven waren so schwach, daß er bei jedem einigermaßen starken Eindruck Thränen vergießen mußte. Bei der Armee, wo er große Tapferkeit bewies, sah man ihn selten ohne eine Thräne im Auge. Ich begab mich endlich in das Zimmer, das man mir angewiesen hatte, und Monaco spielte die übrige Nacht hindurch bei der Gräfin von Soissons, bei welcher außerordentliche Summen verloren wurden.

Noch hatte ich mich nicht zur Ruhe begeben, als die Blondeau zu mir kam und mir sagte, Peguilhin sey da und bestehe darauf mit mir zu sprechen.

»Ich habe ihm vergeblich gesagt, die Frau Herzogin sey bereits entkleiden er versicherte, er müsse Sie sehen und Sie wissen, wenn der Herr Graf sich so ausdrückt . . . «

»So möge er herein kommen; Du bleibe in der Nähe, laß Niemand

herein und melde mir, wenn der Herr von Valentinois erscheint.«

Ich gestehe, ich war sehr besorgt. Er kam gleich dar auf, ergriff meine beiden Hände, ohne sie indeß sehr stark zu drücken, sah mich einige Minuten lang schweigend, aber fest an und sagte dann:

»Sie foltern mich, Cousine; Sie wollen, daß ich eine große Thorheit begehe. Konnten sie nicht in Paris bleiben? Konnten Sie nicht krank werden?«

»Herr von Valentinois will es nicht.«

»Konnten Sie mit dem Prinzen nicht so reden, daß ihm die Lust verging?«

»Der Graf von Guiche befiehlt es anders.«

»Konnten Sie sich nicht wenigstens nicht so reizend, nicht so freundlich, nicht so kokett zeigen, um den summenden Fliegenschwarm einigermaßen fern zu halten?«

»Das würde mir der Graf von Peguilhin nie verzeihen.«

»Wie?« entgegnete er wüthend. »Ich würde es Ihnen nicht verzeihen und bin außer mir, daß ich Sie so sehe?«

»Wenn man sich weniger um mich bemühte, hielte man mich weniger für schön, machte Ihnen Niemand die Geliebte streitig und — Sie würden dann aufhören mich zu lieben, ich stehe dafür.«

»Aus solchen Worten höre ich Ihren Bruder und diesem folge ich nicht in seinen Sophistereien. Ich dulde solches Wesen nicht länger. Ich liebe Sie allein und gebe nicht zu, daß ein König oder Prinz mit mir theilt was mein ist.«

»So haben wir mit der Prinzessin zu brechen? So soll ich die Stelle in ihrem Haushalte aufgeben, die ich mit so viel Mühe erhielt?«

»Allerdings; Sie sind Herzogin und haben nicht nöthig in ein dienendes oder doch abhängiges Verhältnis zu der Prinzessin Henriette zu treten. Sie sind eine so hochgestellte Dame, daß Sie sich bedienen lassen können und nicht zu dienen brauchen.«

»So wollen wir nach Monaco reisen; dort wird man mir dienen, dort werde ich einen Hof für mich haben. Freilich wird dann der Graf von Peguilhin mich nicht sehen und mit nicht mehr Befehle diktieren

können. Ich werde, wie man sagt, recht anständige Personen um mich haben und unter ihnen leicht eine Zerstreung suchen können, ungerechnet die italienischen Höfe, die ich besuchen soll.«

Er biß sich auf die Lippen und sagte dann:

»Sie bringen mich noch um den Verstand.«

»Wählen Sie.«

Es folgte ein noch fortdauernder Wortwechsel, welcher ein vortreffliches Ende nahm — eine jener Stunden, die er in einer Weise auszufüllen wußte, daß man alles Andere darüber vergaß. Es gibt keinen angenehmeren, fesselnderen Mann. Mademoiselle, Frau von Montespan und tausend Andere wissen das. Unser Verhältnis war Jahre lang so: ein ewiger Kampf zwischen seiner Eifersucht, seinem Despotismus und den Nothwendigkeiten, welche mir mein Name, meine Familie und meine Verhältnisse aufdrangen. Er beherrschte mich trotz allem dem; er quälte mich in jeder Weise und ich versuchte vergebens mich aufzulehnen, ihn zu meiden, ja anderswo Zerstreungen zu finden, die mich von ihm abzögen, — immer kam ich zu ihm zurück und immer verzieh ich ihm wieder, ja ich liebe ihn heute noch, nachdem seine Härte und seine Undankbarkeit alle Grenzen überschritten.

Nach der letzten Szene hatten wir einige Tage Ruhe und Frieden. Der ganze Hof beschäftigte sich mit der neuen Haltung des Königs der Gemahlin seines Bruders gegenüber. Als er sie in der Nähe sah, erkannte er, wie ungerecht er gethan, als er sie nicht für die Schönste in der Welt gehalten. So schloß er sich ihr mehr und mehr an; sie war die eigentliche Königin; sie bestimmte über alle Festlichkeiten und der König kannte kein Vergnügen als das, welches sie empfing.

Meine Stellung war also sehr angenehm; ich sah Alles, wußte Alles und war bei Allem. Trotz Peguillin und dessen Eifersucht behandelten der König und der Prinz mich so, daß ich wohl sehr beneidet wurde. Man versuchte deshalb auch, mich mit der Prinzessin zu veruneinigen, die mir es aber sofort sagte und versicherte, sie würde auf nichts hören.

Es war mitten im Sommer. Die Prinzessin badete sich alle Tage

und wir thaten es mit ihr. Wir fuhren im Wagen dahin, der Hitze wegen, und blieben meist lange im Wasser. Zurückkehrten wir zu Pferde, mit allen Damen, in großem Putz, mit vielen Federn auf den Hüten, begleitet von dem Könige und den jungen Herren am Hofe. Nach dem Souper fuhren wir unter Musik einen Theil der Nacht hindurch um den Canal herum.

Eines Abends oder vielmehr eines Morgens, als wir zurück gekommen waren, hatte ich die Ehre der Prinzessin in das Schlafzimmer zu folgen. Als ich fortging, kam sie mir nach und fragte, ob ich müde sey.

»Nicht im Mindesten.«

»Was meinen Sie also zu einem Spaziergange im Park? Das Wetter ist reizend und ich möchte wohl einen Strauß Rosen pflücken.«

»Aber . . . «

»Wer erfährt es? Alle schlafen, vom Könige an bis zum Küchenjungen, ausgenommen die Verliebten, die bekanntlich nie schlafen.«

»In diesem Falle würde auch der König nicht schlafen.«

Die Prinzessin erröthete ein wenig und antwortete nicht. Sie rief ihre englische Kammerdame, die ihr Vertrauen ganz genoß, und ließ sich einen Mantel reichen, dann befahl sie auch mir einen überzuwerfen, zeigte auf den Park und Wald vor uns und sagte:

»Es wird reizend, Herzogin Mary,« setzte sie hinzu, »schließe Dich hier ein und mache nur uns auf. Wenn der Prinz kommt, so stelle Dich als hörtest Du ihn nicht und laß ihn klopfen; seine Geduld wird bald zu Ende seyn, so daß er wieder geht. Für alle Anderen schlafe ich.«

Lächelnd wie ein Kind und ihrer Meinung nach gänzlich unkenntlich ging sie fort, entschlossen im Nothfalle sich für eine Dienerin auszugeben. Unsere sehr weiten und einfachen Kopfbedeckungen, die der Mary gehörten, konnten auf den ersten Blick wohl täuschen; nur durfte man nicht auf die Fußbekleidung und auf die Stickerei des Kleides sehen. Auf der Treppe begegneten wir Niemanden, ein sehr glücklicher Zufall, und wir gelangten in den

Park. Die Prinzessin hüpfte und lachte wie ein Kind. Ich sollte mit ihr rasch laufen, aber ich fürchtete gesehen zu werden, und zog sie sobald als möglich an eine dunkle Stelle. Auch beruhigte sie sich plötzlich.

»Herzogin,« sagte sie, »ich bin auch nicht hierher gekommen, um zu tanzen.«

»Trotz dem Schein vom Gegentheil ahne ich es. Es ist hier so viel zu bewundern und der Mond leuchtet so hell.

»Wir wollen plaudern.«

»So viel Ew. königliche Hoheit wünschen.«

»Sagen Sie mir, Herzogin, aber recht aufrichtig, lieben Sie mich?«

»Schon die Prinzessin Henriette von England nannte Charlotten von Gramont Schwester und Freundin.«

»Mit den Jahren ändern sich bisweilen die Gesinnungen.«

»Habe ich zu einer solchen Meinung Veranlassung gegeben?«

»Das kann ich nicht sagen, aber in meiner Stellung fürchtet man immer getäuscht zu werden. Wir wollen einander ein Versprechen geben.«

»Welches?

»Gänzlich und unbedingtes Vertrauen! Ich will Ihnen Alles sagen und Sie verheimlichen mir auch nichts.«

»Ich schwöre es.«

»Und sogleich wollen wir anfangen . . . Gestehen Sie mir, daß Sie den Herrn von Peguilhin lieben, Herzogin.«

Es fiel mir nicht ein, das zu verheimlichen; es war für mich etwas ganz Natürliches, und so antwortete ich einfach:

»Ja, königliche Hoheit.«

»Kennt Ihr Vater und Ihr Bruder diese Liebe?«

»Mein Vater allerdings; mit meinem Bruder habe ich nie davon gesprochen, aber es wird ihm nicht unbekannt seyn.«

»Und der Herzog von Valentinois?«

»Der ahnt nichts.«

»Um so besser. Sagen Sie noch: Herr von Peguilhin ist ehrgeizig;

er will dem Könige gefallen?«

»Vor allen Dingen.«

»Ich übernehme es. Der König wird ihn lieben und Sie können es ihm sagen, daß Peguilhin noch vor dem Ende der Reise der Favorit seyn wird. Nur darf er davon noch nicht sprechen.«

»Wie gütig ist Ew. königliche Hoheit gegen mich!«

»Allerdings gegen Sie, denn mir gefällt Peguilhin nicht. Er ist nicht schön, — verzeihen Sie mir meinen schlechten Geschmacks sein Blick grollt immer wie ferner Donner; kurz der kleine Mann ist nicht nach meinem Geschmack und ich glaube auch, daß er Ihnen nicht lange behagen wird. An Ihrer Stelle gefiele mir Charny mehr, auch Duplessis, ja . . . selbst der Prinz, mein Gemahl.«

»Den Prinzen . . . «

»Liebe ich nicht, wollen Sie sagen? Ich sagte ja auch: an *Ihrer* Stelle. *Ich* liebe allerdings den Prinzen nicht, aber er liebt auch mich nicht; bei Ihnen ist es etwas Anderes . . . «

»Der Prinz glaubt vielleicht, er erzeige mir die Ehre mich zu lieben, aber wenn er etwas Ähnliches bei mir voraussetzt, irrt er sich.«

»Sie könnten Recht haben.«

»Der Prinz gleicht zu sehr einer Frau; er hat in zu vielen Dingen denselben Geschmack wie wir, als daß er jemals verliebt seyn könnte. An der, welche er seine Geliebte nennt, gefällt ihm doch nur der Anzug, die Edelsteine, die Spitzen, die Broche. Die schönste Frau, die sich nicht geputzt hätte, würde ihn gleichgültig lassen, eine häßliche aber in schönem Pape hielte er gewiß für die schönste.«

»Das glaube ich auch. Nun, Herzogin, tadeln Sie mich, wenn ich einen solchen Mann nicht ausstehen kann?«

»Ich habe weder das Recht noch den Willen dazu.«

»Ich muß die Verpflichtung halten, die ich eingegangen habe, und habe Ihnen alle meine Gedanken mitzutheilen.«

»Wenn Sie nur aufrichtig sind! . . . Sagen Sie mir lieber gar nichts.«

»Ich *muß* sprechen; es drängt mich dazu.

Viertes Kapitel.

»Ich bin ganz Ohr, königliche Hoheit.«

»So erfahren Sie zuerst, daß die Königin-Mutter eifersüchtig auf mich ist.«

»Die Königin Mutter?«

»Sie selbst. Sie schickte mir diesen Morgen den Abbé Montaignu mit dem Auftrage, ernst und streng mit mir zu sprechen.«

»Warum?«

»Seit ich hier bin, verläßt mich der König nicht und kommt nicht mehr zu ihr; er weiß mich überall zu finden, gefällt sich nur in meiner Gesellschaft und ich habe ihn selbst der jungen Königin entzogen, die ihrer Schwangerschaft wegen nicht unter uns seyn kann und die er vernachlässigt.«

»Das ist wahr.«

»Die Königin-Mutter ist krank und fromm; sie meidet die Vergnügungen und möchte, daß ihr königlicher Sohn eben so gesinnt sey. Er ist es nun ganz und gar nicht, denn er denkt kaum an etwas Anderes als an Zerstreungen. Die Königin-Mutter ist deshalb in ihrem Betzimmer allein und die junge Königin mit ihren Spanierinnen. Das gefällt ihr nicht.«

»Das begreife ich.«

»Meine Schwiegermutter meint nun, wenn man mich bei ihr festhielte, würde der König auch dableiben; wenn ich mich unter ihre Aufsicht stellte, würde sie auch den König und dessen Bruder ferner unter der Aufsicht haben. Der Tod des Cardinals hat große Trauer in das Leben meiner Schwiegermutter gebracht, denn sie liebte diesen Italiener mehr als Recht ist, meinen Sie nicht?«

Ich dachte an den armen Philipp und an Alles, was ich in meiner Kindheit gesehen; ich gab also der Prinzessin Recht, wenn ich auch schwieg.

»Herr von Mazarin war ein schöner Mann zur Zeit, des

hochseligen Königs,« antwortete ich; »wenigstens hat mir dies mein Vater gesagt.«

»Kurz und gut, der Abbé Montaignu kam mit der zuckersüßen Miene, die Sie ja an ihm kennen, diesen Morgen zu mir. Er stellte mir vor, wir wären sehr jung, der König und ich, sehr unklug, daß wir uns so überall beisammen zeigten; mein Gemahl schein Verdacht zu schöpfen und die bösen Zungen würden darüber reden. Wir könnten dies nicht besser vermeiden, als wenn wir so häufig als möglich bei der Königin-Mutter blieben, sie selten verließen und uns mit den ernstesten Unterhaltungen begnügten, die allein für unsern Rang sich ziemten. Dann würde der Hof seine Würde wieder erhalten.«

»Und was antworteten Ew. Königl. Hoheit?«

»Ich antwortete ohne weiteres, daß ich seit meiner Kindheit gelitten, daß ich der Langeweile und des Zwanges bei der Königin, meiner Mutter, überdrüssig, und daß ich mich niemals wieder einer solchen Autorität unterwerfen würde, da ich mich ihr nun entziehen könnte. Ich setzte auch hinzu, die Gewogenheit des Königs sey mir zu werthvoll, als daß ich ihr entsagen und sie mir entziehen lassen könnte. Glauben Sie mir, liebe Herzogin, solche Dinge, wie ich sie im Louvre zur Zeit der Fronde erduldet habe, vergessen sich nie.«

»Ich glaube es gern. Und was gedenken Ew. Königl. Hoheit nun zu thun? Die Königin wird sehr erzürnt seyn.«

»Mehr als erzürnt wird sie werden. Halten Sie es nicht für Eifersucht, daß ich mich der Gräfin von Soissons nähern will; der König hat mich darum ersucht und ich thue es nur, um ihm gefällig zu seyn; denn die Frau ist mir verhaßt. Aber die junge Königin hält sie für ihre Nebenbuhlerin und die Königin Mutter verabscheut sie aus diesem Grunde und aus noch andern. Ich weiß, wie die Gräfin mit Sr. Majestät steht. Von Liebe ist dabei keine Rede, wenigstens nicht auf Seite des Königs. Daß Sie gewisse Absichten haben mag, will ich nicht leugnen, vielleicht sogar auf meinen Gemahl. Nehmen Sie sich auch in Acht, Herzogin.«

Wir lachten, doch wagte ich eine sehr interessante Frage an die Prinzessin zu richten.

»Wollen Sie mir aufrichtig antworten?« schickte ich voraus.

»Ganz aufrichtig.«

»Nun . . . ich bin sehr neugierig — liebt der König Sie wirklich in anderer Weise, als weil Sie seine Schwägerin sind?«

»Hm,« entgegnete sie und schüttelte mit schelmischem Lächeln das hübsche Köpfchen; »das wäre wohl möglich.«

»Und halten Ew. Königl. Hoheit Se. Majestät für den galantesten und schönsten Mann am Hofe, der er wirklich ist?«

»Herzogin, ich bin wirklich verlegen, darauf eine Antwort zu geben; übrigens freue ich mich über diese Frage, denn sie gibt mir Gelegenheit mein Herz zu prüfen. Wir wollen dies zusammen thun; Sie sind mir behilflich, nicht wahr? Der König ist in der That der galanteste und schönste Mann seines Reiches, das sehe und fühle ich, aber er hat in meinen Augen einen besonderen Reiz; er ist der König; ferner hat er mich früher so geringschätzig behandelt und wollte bei der Vermählung der Königin von Polen nicht mit mir tanzen, *weil ich zu häßlich wäre*; er erklärte, lieber ließe er seinen Stamm aussterben, als er sich mit einer bettelarmen und unangenehmen Prinzessin vermählte, wie ich eine sey; er verspottete den Prinzen, seinen Bruder, wegen dessen eifriger Bewerbung um mich, und nannte mich das Thal Josaphat; heute dagegen bittet er demüthig, liegt vor mir auf den Knien, liebt mich, gibt meinerwegen Alles auf und läßt sein Glück und sein Leben von mir abhängen. Was sagen Sie dazu, Herzogin? Ist das nicht eine süße Rache? Ist solcher befriedigter Stolz Liebe? Sie lieben Peguilhin; — auch in solcher Weise? Alles des Triumphes wegen? Kurz, glauben Sie, daß ich den König liebe?«

»Ich sehe wenigstens eine gewisse eigenthümliche Zuneigung.«

»Ich möchte in keiner andern Stellung ihm gegenüber seyn als Jetzt, wünsche aber allerdings auch nicht, daß er eine Geliebte habe. Jetzt ist die Herrschaft ganz mein und ich will sie nicht theilen. Ich glaube, ich haßte jede Nebenbuhlerin. Ich bin seine Schwägerin, nach der Königin die erste Frau in Frankreich und die erste Dame am Hofe vor ihr. Eine Geliebte würde mir alles dies entziehen; eine Geliebte würde den Stolzen aufheben, der mich verachtete und den ich knien lasse; er darf keine Geliebte halten.«

»So wollen auch Sie keinen Liebhaber?«

»Nein.«

»Dann grämt sich Jemand todt.«

»Soll ich es sagen?«

»Ja, ja, sagen Sie es?«

»Mein armer Bruder,« antwortete ich seufzend.

»Der Graf von Guiche?« sagte die Prinzessin und sie wurde roth.

»Er ist jetzt schon halb todt; was soll aus ihm werden?«

»Der Graf von Guiche ist ohne Zweifel liebenswürdig, der eleganteste, muthigste, schönste Herr, aber, aber . . . Herzogin, Sie irren sich, der Graf liebt mich nicht.«

Sie sprach sehr bitter und das gab mir wieder Hoffnung.

»Er liebe sie nicht?«

»Er hat Frau von Calais geliebt und liebt jetzt die La Valière; ist das der Weg zu meinem Herzen? Wenn man so hoch strebt, blickt man dabei so tief hinab?«

»Die Valière ist ein Mädchen, von dem man nicht spricht. Ew. Hoheit haben sie gütig aufgenommen. Niemand beachtet sie und ihrem Aussehen nach kann sie am allerwenigsten Verdacht erregen. Man will mit Ihnen sprechen und kann es nicht, so wählt man gerade dies bescheidenste Mädchen — und Sie glauben nicht an seine Liebe?«

»Glauben sie gar ich sey eifersüchtig auf das Mädchen?« fragte sie mit dem Stolze, den sie bisweilen annahm.

»Warum nicht?« antwortete ich in gleicher Weise; »Sie sind ja auf Buckingham eifersüchtig gewesen.«

Die Prinzessin kannte mich und wußte, daß ich mir nichts gefallen ließ. Sie sagte nichts weiter. Wir gingen wohl eine Viertelstunde lang schweigend einher; endlich fragte sie:

»Herzogin, zürnen Sie mir?«

»Königliche Hoheit . . . «

»Hören Sie, Ihr Bruder peinigt mich mit seinen Sophistereien, welche er an jene Thörin richtet. Sie sieht ihn mit ihren großen Augen verwundert an, antwortet aber nicht. Welches Vergnügen

findet er daran? Rathen Sie ihm doch freundschaftlich, dies zu lassen.«

»Ich werde nicht verfehlen . . . «

Ich lernte die Prinzessin durch dieses vertrauliche Gespräch besser kennen als je, und nahm mir vor, mit meinem Bruder zu sprechen. Sie besaß mehr Stolz als Zärtlichkeit, mehr Koketterie als Hingebung. Sie wollte allein herrschen; Widerstand und Nivaität reizten sie und gaben dem Werth, was man ihr versagte. Die kleine La Valière mußte dazu dienen, sie zu fangen, aber Guiche war sehr ungeschickt.

»Was rathen Sie mir nun, Herzogin? Wird der König mir bleiben?«

»Wenn Ew. königliche Hoheit ihn nur als Schwager lieben . . . «

»Nein, nein.«

»Also als Liebhaber?«

»Noch weniger«

»Wie sonst?«

»Ich habe es Ihnen schon gesagt, aus Rache.«

»Nun so lassen Sie die Rache so lange als möglich dauern; einen andern Rath weiß ich Ihnen nicht zu geben.«

»Was den Grafen betrifft . . . «

»Mein Bruder soll die Wahrheit erfahren und ich hoffe, daß er sie hören kann.«

»Er wird sich schnell trösten. Aber wir müssen nun hineingehen,« feste sie übellaunig hinzu; »ich bin müde und will schlafen . . . Nehmen wir den kürzesten Weg.«

Sie schmolte. Ich hatte Lust darüber zu lachen. Meiner Meinung nach gefiel ihr der König, ohne daß sie es sich selbst gestand; ich glaube ferner, daß er sie nicht gerade liebte. Er fand sie eben nur reizend, ohne daß sein Herz ernstlich bewegt wurde. Alle bemerkten, daß sie einander in der Weise gefielen, welche wohl eine starke Liebe *später* hätte herbei führen können.

Es war sehr spät, als wir zurück kamen. Wir begegneten vielen Personen, ohne erkannt zu werden. Muth öffnete die Thür. Ich wollte mich empfehlen, aber die Prinzessin rief mich zurück.

»Vergessen Sie nicht was Sie versprochen haben,« sagte sie lächelnd zu mir.

»Ich vergesse nie.«

»Wir werden ja sehen. Kommen Sie um zwei Uhr zu mir; wir speisen allein. Mein Gemahl geht zu seiner Mutter.«

»Und Sie gehen nicht zu Se. Majestät?«

»Nein,« flüsterte sie mir zu; »ich will versuchen, ob er ohne mich seyn kann.«

Sie verließ mich schnell nach diesen Worten und ich begab mich in meine Wohnung. Die Blondeau öffnete mir verlegen.

»Ach, Frau Herzogin,« sagte sie, »ich weiß nicht was geschehen wird, aber der Prinz wartet.«

»Um diese Zeit? Was will er?«

»Ich weiß es nicht. Er ist außer sich.«

»Warum?«

»Weil die Frau Herzogin ausgegangen ist, — er sagt, mit dem Grafen von Charny.«

»Schon gut, ich werde mit ihm reden.«

Ich wollte weiter gehen.

»Das ist noch nicht Alles.«

»Was noch?«

»Der Herr Herzog ist zurück und erwartet Sie.«

»Mein Mann? Hat er den Prinzen gesehen?«

»Ja, Frau Herzogin, und er sagt, Sie würden morgen nach Monaco reisen.«

»Noch bin ich nicht dort. Führe mich zu dem Prinzen. Hat er wenigstens in dieser Hitze Eis bekommen?«

Die Blondeau sah mich erstaunt an; sie begriff meine Geistesgegenwart nicht.

Fünftes Kapitel.

Ich traf den Prinzen vor einem Spiegel, wo er ein Diadem probierte, das er gefunden hatte; denn er suchte stets umher, ohne sich im mindesten zu bedenken. Ehe er mich erblickte, runzelte er die Stirne und fragte, ohne sich umzudrehen:

»Woher kommen Sie zu solcher Stunde?«

Ich machte eine tiefe Verbeugung.

»Muß ich Ew. königl. Hoheit eine allgemeine Beichte ablegen?«

»Sie wollen sagen, es gehe mich nichts an? Da irren Sie sich. Sie sind die Oberaufseherin des Haushaltes meiner Gemahlin und müssen als solche beaufsichtigt werden. Dieser Grund allein wird meine Neugierde erklären.«

»Das Diadem steht Ew. königl. Hoheit so gut wie mir.«

»Das heißt nicht antworten,« und er stampfte mit dem Fuße.

»Ich war bei der Prinzessin.«

»Wo?«

»In ihrem Zimmer.«

»So hat sie sich eingeschlossen?«

»Ja.«

»Was thaten Sie?«

»Wir plauderten.«

»Und worüber? Sie werden mir Auskunft über die Gesinnungen, die Gefühle und das Benehmen der Prinzessin geben können, worüber man mir so viel zuträgt. Aus meine Vorstellungen hört sie nicht und gegen die Königin Mutter nimmt sie einen hohen Ton an. Was soll alles das bedeuten? Was gedenkt sie zu thun?«

»Vermuthlich was sie bisher gethan hat.«

»Mich ärgern, mich beleidigen, mich entehren vielleicht, nicht wahr? Dem werde ich ein Ende machen.«

»Königliche Hoheit!«

»Und Sie auch! Ich werde Sie durch Ihren Gatten bessern lassen. Sie sollen die Erlaubnis nicht mehr haben, so überall umherzustreifen, ihn zu verhöhnen, meine Gemahlin auf böse Wege zu drängen; das Alles muß anders werden.«

»Mein Gott, woher dieser Zorn, königliche Hoheit? Was haben wir seit gestern gethan?«

»Ich warte seit zwei Stunden auf Sie.«

»Ew. königliche Hoheit erzeigten mir nicht die Ehre, mir Ihren Besuch anzumelden.«

»Hättest Sie ihn nicht errathen sollen?«

»Warum?«

»Solche Besuche werden nicht angemeldet; ich denke, wir stehen so mit einander . . . Sie wissen doch, daß ich Sie liebe.«

»Ich konnte das Lachen nicht unterdrücken.«

»Sie lachen? Sie würden nicht lachen, wenn der König an meiner Stelle wäre.«

»Der König? . . . Sr. Majestät müßte ich glauben, aber Ew. königliche Hoheit . . . «

»Nun?«

»Lieben Ihre Gemahlin zu sehr, als daß neben ihr Platz in Ihrem Herzen wäre.«

»Die Prinzessin ist Prinzessin und wie wir miteinander stehen, geht nur sie und mich an. Sie, Sie liebe ich — besonders Ihres Bruders wegen.

Der Prinz hat mit einer Dame immer nur von seinen Freunden sprechen können. Ich wußte das damals noch nicht so gut und war wegen einer Antwort verlegen. Ich wünschte sehr, daß er gehen möchte, denn ich konnte mich vor Müdigkeit kaum noch aufrecht halten. Er blieb aber länger als eine Stunde und schwatzte in der angefangenen Weise fort; ich erfuhr indeß wenigstens, daß die beiden Königinnen der Prinzessin, seiner Gemahlin, nicht eher Ruhe lassen würden, bis der König zu ihnen zurück gekehrt. Sie beherrschten den Prinzen ganz und gedachten aus ihm ein Werkzeug der Verfolgung zu machen, welchem die Prinzessin nicht

widerstehen könne. Ich konnte nicht schlafen, als ich endlich in das Bett kam, so peinigten mich diese Gedanken. Es gehörte an sich wenig dazu, Herrn von Monaco zu bestimmen, mich fortzuführen und dem geliebten Peguilhin zu entreißen: wenn der Prinz vollends sich betheiligte, erfolgte das Gefürchtete gewiß bald.

Als ich am andern Tage wieder erschien, sprach der Hof von einigen Worten der Königin-Mutter und einer langen Unterredung derselben mit dem Prinzen. Es war ihr nicht schwer geworden, den letzteren für ihre Ansichten und Pläne zu gewinnen; er war eifersüchtig, wie man gesehen hat und wurde durch seine Mutter noch mehr dazu gereizt.

Abends bei dem Souper sprach sie kein Wort mit der Prinzessin, ihrer Schwiegertochter; sie ließ allen Anwesenden eingemachte spanische Früchte anbieten, nur ihr nicht. Der König fühlte sich dadurch so verletzt, daß er ihr die seinigen sandte. Nach der Tafel ließ ihn die Königin-Mutter nicht spielen; sie nahm ihn mit sich in ihr Betgemach und redete eindringlich mit ihm. Er versprach ihr auch alles was sie wollte und versicherte, er würde die Prinzessin in Zukunft nur als die Frau seines Bruders behandeln.

Der Prinz selbst erfuhr dies von seiner Mutter und theilte es seiner Gemahlin mit. Es entstand dadurch ein Hin- und Herreden, das uns keinen Augenblick Ruhe ließ. Der König und die Prinzessin blieben sich indeß gleich, so daß alle am Hofe sie für verliebt in einander hielten, nur ich und mein Bruder nicht. Diesem hatte ich die Sachlage mitgetheilt. Unter der Hand reizte er den Prinzen auf, der jeden Abend seine Gemahlin quälte, so daß sie eins Abends weinend zu mir kam und sagte, sie würde den König um Abhilfe anfragen oder zu dem König, ihrem Bruder, entfliehen.

Ich versuchte sie zu beruhigen, ohne daß es mir gelang. Sie verbrachte sehr traurige Nächte. In der Verzweiflung sprach sie bisweilen mit mir über den Grafen Guiche, damit er den Prinzen vermöge, sie nicht länger zu peinigen. Ich sagte ihm dies, aber er wich immer aus.

Am Tage vor, ich weiß nicht welchem Feste war es sehr warm und wir sollten frühzeitig die Kirche besuchen. Die Prinzessin flüsterte

mir zu:

»Wir gehen diese Nacht nicht zu Bett.«

»Warum nicht?«

»Ich habe dem Könige von unserm nächtlichen Spaziergange erzählt und er hat Lust einmal mitzugehen. Es ist verabredet worden, daß er mich, in Begleitung eines einzigen Herrn abholt und daß wir vier dann das schöne Wetter in dem Barke bewundern.«

»Welcher Herr wird ihn begleiten?«

»Errathen Sie das nicht? Haben Sie so wenig Vertrauen auf mein Wort?«

»Mein Bruder?«

»Ach, Herzogin, soll ich es wirklich Ihnen sagen? Peguilhin ist es.«

»Schönsten Dank!«

»Wir halten großen Rath; die Sache mit der Königin Mutter und dem Prinzen, meinem Gemahl, muß ein Ende nehmen. Übrigens weiß ich, warum Sie wünschen, daß ich den Grafen Guiche seiner noblen Liebschaft entreiße.«

»Ich verstehe Ew. königliche Hoheit nicht.«

»Sie stellen sich nur so. Es lebt am ganzen Hofe Niemand, welchem die Leidenschaft des schönen Herrn für die La Valière unbekannt wäre.«

»Scherz.«

»Er will es nicht bekannt werden lassen, aber es kommt alles an den Tag und so spricht man jetzt allgemein von seinen Abenteuern mit dem Mädchen. Wie ist's aber möglich, daß man sie hübsch findet? Sie hinkt; sie sieht aus wie ein Schaf, das träumt und plötzlich geweckt wird.«

Das war der Aufgang dieses nun so strahlenden Gestirnes. Das Mädchen war nach dem Tode Gastons, Herzogs von Orleans in den Dienst der Prinzessin getreten. Ihre Mutter hatte sich wieder verheirathet und zwar mit Saint-Remy, ihrem früheren Wirthschaftsführer. Ihr Vermögen war mäßig und ihr Adel nicht besonders.

Man fand sie sanft und naiv; sie äußerte ungeheuchelt große

Freude bei der Prinzessin zu seyn, und ihre Mutter nicht mehr fortwährend keifen zu hören. Es war allerdings wahr, daß mein Bruder sich um sie bemühte; andere junge Herren thaten es aber auch und zwar eben ihrer Einfachheit wegen. Ich für meinen Theil hatte sie kaum beachtet.

Ich legte in Eile eine Art Negligée an und begab mich zur Prinzessin, die sich negativ schmückte, wie eine Frau, die eben nur einem Einzigen gefallen will. Dann wurde leise geklopft. Der König und Lauzun (Peguilhin) waren es, in Livrée und Mäntel gehüllt; wir waren bereit ihnen zu folgen. Der König machte so den Anfang, in Begleitung seines neuen Günstlings, zu jenen vielbesprochenen nächtlichen Promenaden mit den Edelfräuleins der Königin.

Ohne zu sprechen gingen wir die Treppe hinab und gelangten in den Park. In einem gewissen Bosquet setzten wir uns nieder. Der König war ungemein heiter, ja ausgelassen; er umarmte und küßte sogar die Prinzessin. Wie und was ist er dagegen jetzt!

»Sire, Sie haben Ihre jetzige gute Meinung von mir nicht immer gehabt,« sagte die Prinzessin.

»Damals war ich blind.«

»Und jetzt sind Sie wie ein kleiner Knabe, welcher die Ruthe fürchtet.«

»Ich fürchte nur meine Mutter zu betrüben, die mir, der Himmel vielleicht nicht lange mehr läßt.«

Die Prinzessin sprach gereizt und der König fing an ernst zu antworten; ich fühlte, daß es zu einem Wortwechsel kommen müsse und winkte deshalb Lauzun, dessen Geistesgegenwart ich kannte. Er sprang von dem Moos auf, wo er gesessen hatte, und sagte:

»Sire, eine Idee!«

»Sie scheinen viele zu haben, welche meinen Sie jetzt?«

»Wird mir der König erlauben etwas in Details einzugehen?«

»Sprechen Sie.«

»Sire, die Königin Mutter, die Gott erhalten möge . . . «

»Aber wie langweilig!« fiel die Prinzessin ungeduldig ein; sich würde die Sache in zwei Minuten erklärt haben. Die Königin Mutter

schreibt mir einen Einfluß auf ihren königlichen Sohn zu, den ich nicht besitze und treibt diese ihre gute Meinung bis zur Eifersucht. Sie theilt dann diese Krankheit der jungen Königin und meinem Gemahl mit und die Folge davon ist für Alle ein unerträgliches Verhältnis; dem muß ein Ende gemacht werden und ich bitte deshalb den König, in Zukunft nicht mehr mit mir zu sprechen und mich nicht aufzusuchen.

»Schwägerin!«

»Ja, Sire, ich bin fest entschlossen. Weil die Königin, weil mein Gemahl . . . «

Sie wandte das Gesicht ab, ohne den Sag zu vollenden. War sie so sehr bewegt? Stellte sie sich nur so? Ich weiß es nicht; jedenfalls war sie eine sehr geschickte Komödiantin und sagte nur was sie wollte.

»Sie wollen mich zur Verzweiflung treiben?« fuhr der König fort.

»Sire, eine Idee!« fiel Lauzun ein.

»Und Sie, Herzogin?«

»Sire, ich stimme Herrn von Peguilhin bei.«

»So möge er reden.«

»Sire, Sie wollen sich von Ihrer königlichen Hoheit nicht zurückziehen?«

»Um keinen Preis.«

»Sie wollen den Verdacht der beiden Königinnen und Ihres Bruders ablenken?«

»Der Verdacht ist thöricht, aber er stört doch immer das Leben.«

»Dann, Sire, weiß ich was zu thun ist; Ew. Majestät brauchen nur einzuwilligen.«

Sechstes Kapitel.

»Meiner Ansicht nach,« sagte Lauzun, »gibt es nur ein Mittel den Verdacht von etwas abzuwenden.«

»Welches Mittel?«

»Man hat Ew. Majestät in Verdacht Ihre Schwägerin zu lieben, wie man diese beschuldigt, sie liebe den König; beweisen Sie denen, welche so sprechen, daß sie sich irren.«

»Man irrt sich ganz gewiß,« fiel die Prinzessin lebhaft ein; »wir lieben einander nur geschwisterlich.«

»Ich zweifle daran gar nicht, antwortete er mit feinem Lächeln, »aber die Andern zweifeln sehr. Es ist dies ein großer Mangel an Ehrfurcht, es ist Kühnheit, unglaubliche Kühnheit, aber es ist so.«

»Ach ja, meine Mutter läßt mir auch keinen Augenblick Ruhe.«

»Sire, was hindert Sie Ihre Majestät die Königin Mutter, die Königin und alle Andern auf andere Gedanken zu bringen? Suchen Sie sich zum Schein eine Geliebte aus, welche dann die Aufmerksamkeit der Einen und den Zorn der Andern auf sich zieht.«

Der König sah mich unverwandt an, während er Peguilhin anhörte. Die Prinzessin wurde roth und ihre Nase »rüstete sich zum Kampfe.« In manchen Gesichtern ist die Nase fürchterlich und die ihrige gehörte zu diesen. Ich kannte sie auch zu gut, als daß ich mich hätte täuschen können.

- »Das ließe sich hören,« antwortete der König langsam, »während er mich noch immer ansah; es gibt ganz hübsche Püppchen in Fontainebleau.«

»Nein, diese nicht!« fiel die Prinzessin rasch ein, welche ihr erstes Gefühl nicht beherrschen konnte und den Gedanken des Königs errieth. »Diese nicht; diese würde keine Puppe bleiben; sie würden sie wirklich lieben.«

Nun wurde Peguilhin seinerseits roth und aus seinem Auge sprühte einer der Blitze, welche tödten, wenn man ein Gott oder ein

König ist.

»Ich kann Ew. Majestät mehre Namen nennen, welche den Zweck vollkommen erfüllen, Personen, die sich glücklich preisen werden die Blicke auf sich zu ziehen, und von sich reden zu hören.«

»Fangen Sie an.«

»Zuerst Fräulein von Pons. Der Marschall Albert, ihr Cousin, würde ihre noch etwas kleinstädtische Gewandtheit unterstützen und Alles gut gehen.«

»Weiter.«

»Die Chemerault . . . «

»Die koketteste von allen Hoffräulein der Königin,« fiel die Prinzessin ein; »das geht nicht.«

»Endlich erwähne ich die La Valière, und die Prinzessin kennt sie genau.«

»Die La Valière?« fragte der König. »Wer ist die? Wie sieht sie aus?«

Er hatte sie noch gar nicht bemerkt.

»Sire,« sagte die Prinzessin, »diesmal glaube ich, hat Herr von Peguilhin das Rechte gefunden. Das Mädchen ist ziemlich hübsch, obgleich ein wenig lahm, sehr sanft, sehr naiv und keines stolzen, ehrgeizigen Gedankens fähig. Sie ist wenig und hängt an Niemanden; nur der Graf von Guiche ist sehr verliebt in sie; sonst hat wohl Niemand am Hofe sie angesehen.«

Der König runzelte die Stirn; er hat nie auch nur; einen Schatten von Nebenbuhlerschaft ertragen können. Ich errieth dies besser als die Prinzessin und setzte darum sogleich hinzu:

»Mein Bruder hat sie allerdings beachtet, Sire, aber eben nur als ein hübsches junges Mädchen. Ich weiß es; ganz gewiß, daß seine ernstlichen Wünsche nach dieser Seite nicht gehen; er blickt nach einer ganz andern.«

»Der Graf von Guiche ist ein Mann, den man nicht leicht verdrängt, selbst wenn man König ist,« antwortete unser Herr sehr ernst.

»Was kommt es auch bei einer Schein-Geliebten darauf an!«

bemerkte die Prinzessin.

»Ich würde keinen Scherz darüber gestatten, sobald man Sie für meine Geliebte auch nur hielte; auf einer Dame darf nicht einmal ein Verdacht ruhen. Übrigens werde ich mir die Sache überlegen; Ihr Mittel, Herr von Peguilhin, gefällt mir sehr wohl; es ist möglich, daß ich es anwenden.«

»Sire, gehen Sie aber nicht . . . « begann die Prinzessin, aber sie brach erröthend ab. Sie hätte gar gern den Schwager als Schwager behalten und wollte nicht, daß derselbe anderswo sich verliebe. Vor allem wünschte sie den Ruhm sich geliebt zu wissen und den, dem größten Könige zu widerstehen; sie wollte nur den Hof beherrschen und Alle zu ihren Füßen sehen. Ihr Herz neigte sich vielmehr zu Guiche, wenn es sich wohin neigte, was ich noch nicht weiß. Sie langweilte sich bei dem Prinzen, ihrem Gemahl, den sie nicht achtete.

Peguilhin liebte sie nicht und sein Rath war ein zweischneidiger: er wollte dem Könige eine Geliebte geben und ihn von der Prinzessin trennen . . . Auf dem weiteren Spaziergange unterhielt er den König, der ihm zuhörte, ohne recht zu wissen was er hörte, und mich von der Seite ansah. Ich sah es und den Andern entging es auch nicht. Die Prinzessin wurde darüber verdrießlich; als wir zurückkamen, scherzte sie bitter über meinen nachlässigen Gang und als ich sie um ihre letzten Befehle bat, warf sie mir die Thür fast vor der Nase zu.

Am andern Tage, bei der Königin Mutter, sahen wir die Wirkung der Idee Peguilhin's. Der König blieb vor den drei Puppen stehen und sprach mit denselben. Sie antworteten ihrem Charakter gemäß: Fräulein von Pons ungeschickt; die Chemerault keck und mit glänzenden Augen; die La Valière gar nicht. Sie schlug die Augen nieder und hätte wohl lieber geweint. Ihre Bewegung entging Niemanden, am wenigsten dem Könige.

Guiche fand sie später zerstreut. Mehre Tage wiederholte sich eine solche Prüfung und Musterung, bis eines Morgens zu allgemeiner Verwunderung der König zu der Prinzessin, seiner Schwägerin, kam, sich da überall umsah und fragte, wo die La

Valière sey.

»In dem Nebenzimmer, Sire,« antwortete die Prinzessin erstaunt; »sie ist mit meinen Bändern beschäftigt. Soll ich sie rufen lassen?«

»Nein, ich werde selbst zu ihr gehen; ich liebe die Bänder sehr.«

Der König öffnete die Thür, ging hinein und trat zu der La Valière; sie ließ etwas fallen und der König hob es ihr schnell aus. Die andern Mädchen entfernten sich ehrerbietig und der König sprach mit ihr, bei offenen Thüren, zwei Stunden lang. Jedermann konnte zusehen und ich brauche nicht zu versichern, daß man sehr aufmerksam zusah.

Zwei Freundinnen der La Valière zischelten in einer Ecke und ich hörte die schöne Athenais von Montemart lächelnd sagen:

»Sie ist zu einfältig; sie wird nie das Rechte reden können.«

Die Prinzessin rief mich dann und ich sprach mit ihrem Gemahl, der mich mit leeren Redensarten belästigte.

»Sehen Sie einmal, wie außer sich meine Frau Gemahlin ist,« sagte er. Er hatte Recht; sie war aus zwei Gründen erzürnt.

»Sehen Sie einmal Ihren Bruder an,« sagte sie zu mir; »er ist eifersüchtig.«

Er war es, wenigstens wollte er so erscheinen, denn er liebte die La Valière nicht so wie meine Hunde. Er fühlte sich nur in seiner Eitelkeit verletzt.

Endlich meldete man die königlichen Wagen. Mitzunehmen wagte der König die La Valière nicht; er verbeugte sich nur tief vor derselben und kam dann wieder zu der Prinzessin, die ihm ihren Verdruß nicht verheimlichte.

»Nun, haben Sie sich gut unterhalten mit dem Mädchen?« fragte sie.

»Fräulein La Valière ist in der That reizend.«

»So finden Sie dieselbe wirklich? Haben Sie die Verabredung vergessen? Sollte es nicht bloß ein Spiel seyn?«

Diese Worte verriethen ihre Gefühle zu deutlich, zumal sie in einem gereizten Tone gesprochen wurden; der König konnte wohl nichts darauf erwidern und er sagte auch nichts. Die Prinzessin aber

erkannte von dieser Minute an, daß das Scepter ihren Händen entsank und sie hatte auf der Spazierfahrt die übelste Laune. Einmal flüsterte sie mir zu:

»Welch' gefährlichen Rath hat uns Ihr Peguilhin gegeben!«

Ich glaubte nicht besser thun zu können, als dem Beispiele des Königs zu folgen, und so schwieg ich.

Gleichzeitig hatte mein Bruder einen Auftritt mit der La Valière. Er ging zu ihr und schalt sie aus. Sie wollte ihm zwar entschlüpfen, aber er fand Zeit genug, allen seinen Groll in nicht eben abgemessenen Worten auszuschütten, was später seine Ungnade vollendete. Sie weinte über die Behandlung, die sie durch ihn erlitt.

Abends, eben als ich zu Bett gehen wollte, öffnete sich meine Thür und mein Bruder kam, blaß, fast im Negligé, auf den Zehen hereingeschlichen.

Er bat mich wegen der Störung um Entschuldigung, setzte aber auch hinzu, er habe durchaus mit mir sprechen müssen, weil ich allein ihm beistehen könne; weil der Vater in die Sache sich durchaus nicht mischen wolle.

»Was ist's?« fragte ich.

»Ich habe diesen Morgen die La Valière beleidigt.«

»Der König aber hat ihr fast eine Liebeserklärung gemacht.«

»Eben deshalb; ich war eifersüchtig.«

»Du liebst sie also?«

»Nichts weniger als das; sie ist ein Gäschen und hat nichts als ihre Jugend. In ihrem dreißigsten Jahre wird man sie nicht ansehen können.«

»Dann begreife ich nicht . . . «

»Mein Gott, Schwester, kennst Du mich denn nicht? Ich habe mich mit ihr beschäftigt, weil ich eben nichts Besseres zu thun hatte. Nach acht Tagen hätte ich mich nicht mehr um sie bekümmert; jetzt aber, da man sie mir entreißen will, kann ich sie nicht lassen.«

»Du sprichst seltsam.«

»Ich habe die Thorheit begangen, ihr das zu sagen und zwar in nicht eben gemessenen Ausdrücken. Wenn sie will, kann sie mich

ins Unglück stürzen; ich bin in ihrer Hand und das beunruhigt mich.«

»Sie wird es nicht thun wollen.«

»Wenn sie es aber wollte? Der König liebt mich nicht, ich weiß nicht warum; wenn sie seine Geliebte wird, wird er mir es nie verzeihen, daß ich sie ihm streitig machte und hart behandelte. Was ist da zu thun?«

»Mich fragst Du um Rath?«

»Wen sollte ich sonst fragen?«

»Du hast ja deinen Freund Vardes; Du hast den Affen Manicamp, den Schlauesten der Schlaunen; Du hast die Gräfin von Soisson; Du hast . . . «

»Ich habe nur meine Schwester und diese Schwester ist die Herzogin von Valentinois, die Freundin der Prinzessin . . . «

Ich lächelte. Ich ahnte wohinaus er wollte und wartete.

In diesem Augenblicke entstand einiges Geräusch in meinem Kabinett, in welchem sich die Blondeau befand. Ich hatte Lust sie zu rufen; sie schien leise mit Jemand zu sprechen und ich glaubte es sey ein Bursche, der sich erkundige, welche Befehle ich zu geben hätte. Es konnte nicht wohl etwas Anderes seyn; ich beruhigte mich also und wendete mich wieder gegen Guiche, der mich ansah.

»Was kann ich thun?« fragte ich.

»Erräthst Du es nicht? Du weißt, daß ich die Prinzessin liebe.«

»Ich weiß nur daß Du die La Valière liebst.«

»Du willst mich nur ärgern. Ich liebe die Prinzessin; ich habe immer nur sie geliebt und mit der La Valière mich bloß beschäftigt, um sie für ihre Geringschätzung, für ihre Koketterie mit dem Könige zu strafen; jetzt, Schwester, da der König ihr entgeht, muß ich sie sehen, muß ich hoffen können, muß sie meine Liebe erfahren, mußst Du mir behilflich seyn.«

Seit einigen Minuten fiel mir ein scharfer Geruch auf, der von meinen Bettvorhängen her kam, den die Prinzessin mit aus England gebracht hatte und dessen sie sich zum Parfumiren ihrer Wäsche bediente. Der König liebte damals Wohlgerüche eben so sehr, als sie ihm später zuwider waren. Hinter meinem Bett befand sich eine

versteckte Thür, die zu meinen Kammerfrauen führte, vielleicht aus der Zeit Heinrichs II. oder Franz I. Her. Plötzlich zeigte sich dann auch die Prinzessin zwischen meinen Bettvorhängen und sie legte den Finger auf die Lippen.

»Wie glücklich doch der Guiche ist!« dachte ich bei mir und laut setzte ich hinzu:

»Weißt Du, Bruder, daß Du etwas sehr Schweres von mir verlangst?«

»Warum?«

»Die Prinzessin denkt jetzt gar nicht an Dich und wenn Sie auch an Dich dächte, würde eine so hochstehende Frau sich nicht zu Dir herablassen.«

»Die Prinzessin ist in diesem Augenblicke gereizt, sehr gereizt und mit Recht; deshalb wird sie mich anhören.«

»Nein. Wie willst Du sie von deiner Liebe überzeugen, nachdem Du Dich mit einem ihrer Fräulein zu beschäftigen gewagt hast?«

»Ich habe nur meinen Ärger an ihr ausgelassen, weil die Prinzessin mein Herz peinigte.«

»Das Herz?«

»Ja, das Herz und bis in seine tiefsten Tiefen. Ich liebe die Prinzessin hörst Du? ich liebe sie und ich werde es ihr sagen auf die Gefahr hin, daß der König mich verbannt, mich in die Bastille einsperren läßt.«

»Nun,« antwortete ich lächelnd, »jetzt wird Dich Niemand hindern, ihr deine Liebe zu gestehen.«

Eine Bewegung der Vorhänge deutete mir an, daß ich verstanden worden.

Im Charakter meines Bruders lag ein plötzliches Überspringen von Einem zu dem Andern, so daß man ihn nie zu errathen oder zu durchschauen vermochte. Er sprach stets die Wahrheit, bis plötzlich seine Gedanken eine Wendung machten und zwar jedes mal völlig unerwartet. In diesem Augenblicke liebte er die Prinzessin wirklich und mit Leidenschaft, weil er die La Valière verlor und sich rächen

wollte, ausfallend, an dem Könige selbst. Da ihm der König das Hoffräulein entzog, so wollte er die Schwägerin des Königs gewinnen. Ich errieth das alles recht wohl, da ich ihn genau kannte; die Prinzessin aber sah nur die schöne Seite der Sache. Auch sie wollte sich rächen; der König sollte sehen, daß sie sich nicht gräme und daß ihr Tröster der schöne Graf von Guiche sey, der König der Herzen.

Ich fand unsere Lage originell und wollte sie verlängern, aber die Blondeau trat jetzt ein und sagte besorgt:

»Seine königliche Hoheit der Prinz!«

Dieser hatte bisweilen den Einfall gehabt zu ungewöhnlicher Zeit zu mir zu kommen, schien dieser Gewohnheit aber entsagt zu haben, und ich habe ihn seit mindestens drei Wochen in dieser Weise nicht gesehen. Die Ankunft brachte mich jetzt nicht in Verlegenheit und ich fragte Guiche:

»Willst Du ihn sehen?«

»Nein, nein, aber ich kann nicht fortgehen, ich habe noch mit Dir zu reden.«

»So gehe in mein Ankleidekabinet und verhalte Dich still; er wird nicht lange bleiben . . . Laß Se. königliche Hoheit eintreten,« sagte ich der Blondeau, nachdem mein Bruder sich versteckt hatte.

Der Prinz wurde ungeduldig, und als er eintrat, sagte er übellaunig:

»Wer war hier, Frau Herzogin? Wen hat man versteckt, als man mich kommen hörte?«

»Mein Bruder.«

»Guiche hier und jetzt! Was wollte er?«

»Was will Ew. königliche Hoheit?«

»Hm! Zuerst will ich mit der Frau Herzogin von ihr selbst, dann von meiner Gemahlin sprechen. Wollte er das auch?«

»Allerdings.«

»Und warum ging er fort?«

»Er fürchtete zu stören.«

»Frau Herzogin, ich bin mit der Prinzessin sehr zufrieden,« sagte

er, während er sich setzte.

»In der That?«

»Seht zufrieden, sage ich Ihnen, aber ich fürchte, daß sie Alles wieder verdirbt.«

»Das begreife ich nicht.«

»Sie hat es bewiesen, daß der König ihr nichts als mein Bruder war; sie hat selbst die Königin Mutter befriedigt. Alles ging ganz gut; nun aber macht sich der König an ihr Hoffräulein und man wird sagen, sie überlasse sie ihm, um ihn zu behalten, und so sehe ich nicht ein was ich gewinne.«

»Was kann die Frau Prinzessin thun? Ist der König nicht Herr?«

»Die Prinzessin weiß recht wohl mit ihm zu sprechen, wenn sie will, und mit mir auch; sie möge ihm erklären, solchen Verkehr in ihrem Hause nicht zu dulden und lieber alle ihre Fräulein entlassen; da wird er seine Liebeleien anderswo suchen.«

Ich durchschaute die Sache.

»Königliche Hoheit,« sagte ich, »das geht nicht von Ihnen selbst aus.«

»Allerdings nicht, sondern von meiner Mutter.«

»Das wußte ich, denn es sah Ihnen nicht ähnlich. Sie können nicht wollen, daß die Prinzessin mit dem Könige sich veruneinige und gleichzeitig ihr Ansehen und das Ihrige untergrabe. Es thut mir leid es sagen zu müssen, aber alles das ist erdacht, um den König zu hindern, die Prinzessin aufzusuchen und sich bei derselben zu gefallen. Man ändert nur das Mittel, der Zweck bleibt der frühere.«

Der Prinz antwortete nicht und stand auf.«

»Was hat Ihnen der Graf von Guiche gesagt?« fragte er.

»Dasselbe was ich eben Ew. königlichen Hoheit zu sagen die Ehre hatte.«

»Herzogin, schwören Sie mir, daß die Prinzessin mir treu ist?«

»Wenn ich schwöre, dürften Sie doch nicht daran glauben, denn ich würde, auch wenn ich das Gegentheil wüßte, ohne weiteres schwören, daß Sie nicht hintergangen würden. Die Prinzessin ist die reizendste wie die tugendhafteste Dame, aber . . . «

»Nun aber . . . ?«

Ich wußte, daß drei Personen den Atem anhielten, daß drei Herzen ungestüm pochten; ich war muthwillig genug, sie auf meine Antwort warten zu lassen.

»Aber,« sagte ich, »Sie selbst sind vielleicht Ursache, daß Ihnen scheinbar Unrecht geschieht. Sie lassen ihr nicht Gerechtigkeit widerfahren, Sie . . . «

»Ich beschäftigt mich fortwährend mit ihr.«

»Ja, um sie zu peinigen.«

»Ist es meine Schuld, daß sie mir nicht gefällt?«

»Wäre es ihre Schuld, wenn Sie ihr nicht gefielen?«

»Ich finde sie kalt, herrschsüchtig und kokett, hager und dürr in jeder Art.«

»Sie dagegen kann Sie — verzeihen Sie, königliche Hoheit — fad, anmaßlich, weibisch finden; es ist möglich, daß sie so viel Pomade, Essenz und Parfum an einem Manne nicht liebt.«

»Und wie finden Sie mich, Herzogin?«

»Königliche Hoheit . . . «

»Sie hassen mich nicht, das weiß ich, aber wenn die Prinzessin Ihrer Meinung nach so viel an mir auszusetzen hat, so möchte ich sehr gern wissen, ob sie mit der Ansicht und dem Geschmacke der Andern übereinstimmt. Meine Freunde denken nicht so, Ihr Bruder so wenig als die Andern, obgleich er nicht zu den Schmeichlern gehört.«

»Ew. königliche Hoheit wissen recht wohl, wie glücklich mich die Aufmerksamkeit macht, die Sie mir zu erzeigen geruhen.«

Ich neigte den Kopf und machte so, wie mein Bruder sich ausdrückt, eine Bettreveren, eigentlich aber nur, um mein Lachen zu verbergen. Der Prinz fuhr in demselben Tone fort und häufte eine halbe Stunde lang Sottisen auf Sottisen, Ärmlichkeiten auf Ärmlichkeiten, so daß er seiner Gemahlin vollkommen hinreichenden Grund gab, ihn nicht bloß mit Worten zu verhöhnen.

»Aus allen dem geht hervor, Frau Herzogin,« sagte er zum Schlusse, »daß ich die Prinzessin nicht hätte heirathen sollen, und

daß meine Cousine von Montpensier, trotz ihres Alters, besser für mich gepaßt haben würde.«

Während ich den seltsamen Menschen anhörte, fragte ich mich, warum er um zwei Uhr in der Nacht zu mir komme und mir solche Dinge sage. Ich konnte mich also nicht enthalten hinzuzusetzen:

»Zu allen dem, denke ich, wäre es morgen Zeit genug gewesen und es war nicht nöthig, wegen so wenig meinen Ruf durch Ihren späten Besuch zu gefährden.«

»Im Gegentheil,« erwiderte er lebhaft, »es ist meine Absicht, daß man Sie für meine Geliebte halte, und da ich von Ihnen eben nichts als den Schein erlangen kann, muß ich mich wohl damit begnügen.«

Ich mußte laut auflachen.

»Wundern Sie sich nicht,« setzte ich hinzu, »wenn Sie unter solchen Umständen künftig meine Thür verschlossen finden. Herr von Valentinois könnte solche nächtliche Besuche ungern sehen.«

Der Prinz zuckte die Achseln und entgegnete:

»Wer kümmert sich um den Valentinois? Sie gewiß nichts Ihr Vetter Peguilhin liegt Ihnen ganz anders am Herzen; glauben Sie nicht, daß mir dies unbekannt sey.«

In demselben Augenblicke trat Herr von Valentinois mit einem unbeschreiblich verlegenen Gesicht ein. Ich kann nicht beschreiben, mit welchem unerlöschlichen Gelächter er von mir, von dem Prinzen und beiden versteckten Personen empfangen wurde. Wir konnten gar nicht wieder Worte kommen. Mein geliebter Ehemann stand verblüfft in der offenen Thür, sah uns an und wiederholte mehrmals, ohne zu wissen was er sagte:

»Der Prinz! der Prinz um diese Zeit bei Ihnen? der Prinz!«

»Und die Prinzessin auch,« fiel diese rasch ein, indem sie zwischen meinen Bettvorhängen hervorsah; »hoffentlich ist das rührend.«

Ihr Gesicht machte auf den Prinzen keinen geringeren Eindruck, als ein Medusenhaupt hätte machen können. Er erinnerte sich dessen was er gesagt hatte; ich weiß nicht, welcher von den beiden Ehemännern am lächerlichsten aussah, der meinige oder der der

Prinzessin, und ich muß jetzt noch lachen, wenn ich sie mir vorstelle.

»Nun fehlt nur Einer noch, Peguilhin,« dachte ich bei mir.

Er fehlte aber nicht. Oft, sehr oft, vergaß er am Tage mir etwas von dem mitzutheilen, was so wichtig ist und so gern besprochen wird, wenn vollkommenes Vertrauen besteht; er kam deshalb in der Nacht und ließ sich durch die Blondeau einführen, welche ihn indeß auch bisweilen behielt, wenn es unmöglich war ihn einzulassen. Er hielt sich dann in einem großen Schranke versteckt, der wie die erwähnte geheime Thür nicht zu bemerken war. Da war er denn auch an diesem Abende, weil er mir etwas zu sagen hatte.

Ich fand meine Geistesgegenwart und Kaltblütigkeit so schnell wie die Prinzessin wieder, während der Prinz und Valentinois noch ganz verblüfft dastanden. Die Prinzessin nahm zuerst das Wort, drohte ihrem Gemahl und sagte in einem Tone, in welchem nicht eben starke Eifersucht lag:

»Da ertappe ich Sie!«

»Wir sind Alle in der Falle, wie mir scheint,« antwortete er, »und wir können nichts Besseres thun, als uns wieder zu versöhnen und alles zu vergessen. Herr von Valentinois ist gewiß auch meiner Meinung.

Das war keineswegs der Fall. Valentinois sah etwas, das er nicht begreifen konnte, und sein argwöhnischer Charakter suchte emsig nach einem Anhaltspunkte. Er begnügte sich seht mit einer tiefen Verbeugung.

Die Prinzessin lächelte wie eine glückliche Frau, die auch Andere gern glücklich sehen möchte.

»Herr von Valentinois,« sagte sie, »die Herzogin ist diesen Abend Richter zwischen dem Prinzen meinem Gemahl, und mir gewesen; sie hat uns zusammen und einzeln gehört, um uns dann zu versöhnen. Ich brauche nicht hinzuzufügen, daß alles Unrecht auf Seite des Prinzen ist, so wie Sie Unrecht haben, wenn Sie Ihre Gemahlin mit so zornig blitzenden Augen ansehen. Ich kann Ihnen sagen, daß Sie so nicht schön sind; auch sind Sie ungerecht, was noch schlimmer ist. Lächeln Sie nicht endlich?«

Der Hofmann siegte in ihm; ein nicht eben reizendes Lächeln zog

über sein Angesicht und wir gaben uns damit zufrieden. Die Prinzessin setzte ihm immer mehr zu. Sie hatte sich in meinem Bette halb aufgesetzt, blieb aber von den Vorhängen noch umhüllt. Ehe sie sich endlich entfernte, küßte sie mich auf die Stirne und flüsterte mir zu:

»Ich nehme sie Beide mit mit. Morgen, setzte sie laut hinzu,« beginnen die Balletproben. Sie werden zufrieden seyn, Prinz. Herr von Valentinois, erwarten Sie mich an der kleinen Thür; ich gehe da hinaus, der Prinz begleitet mich, nicht wahr? Lassen wir unsere Richterinnen nun schlafen.«

Was konnten sie dagegen thun? Sie mußten fortgehen. Ich sah ihnen nach und rief dem Herrn von Valentinois zu:

»Morgen, nicht wahr? Kommen Sie morgen bei guter Zeit zu der Prinzessin. Jetzt bin ich ermüdet und will schlafen.«

Sie hatten kaum die Thüre zugemacht, als Guiche glückestrunken aus seinem Verstecke hervorstürzte.

»Ach, Schwester, wie glücklich bin ich und wie klug bist Du! Siehe in mir deinen besten, dankbarsten Freund. Sie liebt mich! Sie liebt mich! Du zweifelst auch nicht daran, nicht wahr?«

«Gehe schnell nach Hause und sey klug, daß Du uns nicht Alle unglücklich machst.«

Ich mußte ihn fast mit Gewalt fortdrängen, denn er hatte noch immer etwas von ihr zu sagen . . . Ich ging nach dem Bette zu, als ich endlich allein war; da fand eine Hand die meinige und eine Stimme flüsterte leidenschaftlich an der geheimen Thür:

«Endlich!«

Er war da.

Jetzt, da ich daran zurückdenke, ist es mir, als höre ich seine liebe Stimme noch; ihn selbst werde ich freilich nicht wiedersehen, denn er ist todt für Alle. Aber ich werde auch sterben, ich werde sterben und er liebt mich nicht mehr.

So muß der Mensch für jedes Glück büßen.

Siebentes Kapitel.

Am andern Tage gewährte der Hof ein seltsames Schauspiel. Ich begab mich frühzeitig zu der Prinzessin und als wir zu der Promenade hinunter gingen, sah sie strahlend aus. Ihr Blick begegnete sogleich dem meines Bruders und sie erröthete so reizend und so auffallend, daß sie das Gesicht hinter dem Fächer bergen mußte, was nicht unbemerkt blieb. Wir erwarteten Alle den König bei der La Valière zu sehen, aber zu unserer Verwunderung sah er sie gar nicht an. Er trat sehr eifrig und galant zu seiner Schwägerin, blieb lange bei ihr, lachte und schien frei von allen Sorgen, so wie gänzlich unbefangen zu seyn. Anders war es mit der Prinzessin, die etwas ganz Anderes erwartet hatte, und der ganze Hof wußte nicht woran er war.

Auf der Promenade verließ er uns nicht und von dem Fräulein war keine Rede. Guiche hielt sich voll Verzweiflung in der Ferne und ich wußte auch nicht, was aus dieser Komödie werden würde.

»Aber, Sire,« sagte endlich die Prinzessin, »Sie sind da bei mir, als wäre ich nicht die Frau Ihres Bruders und als wüßte die Königin Mutter gar nichts.«

Sie hatte dies leise gesagt, er aber antwortete laut und entschieden:

»Ich schätze mich glücklich in meiner Schwägerin eine so vollendete Prinzessin zu finden, welche meinem Hofe den höchsten Glanz ertheilt und deren Tugend so groß ist, wie ihr Geist und ihre Schönheit.«

Die Worte »meine Schwägerin« und »Tugend« gestatteten mir ihm in die Karten zu sehen. Der Schwager wollte nun seine Freundschaft zur Schau tragen, damit der Liebhaber der La Valière sie ungestört und insgeheim sehen könne, damit der Zorn der Königin von der Prinzessin sich nicht auf das Mädchen wende. Das Spiel war gut, — aber die Liebe war nicht berechnet und sie verdarb Alles wie gewöhnlich.

Später begann die Probe des Ballets, in welchem wir Alle tanzten. Die Prinzessin nahm mich gleich bei dem Eintreten am Arme und hüpfte einher, bis Derjenige erschien, welchen sie sehen wollte. Sie blieb bei uns, so lange wir nicht zu tanzen hatten, und scherzte mit meinem Bruder wie eine Frau, die ihrer Macht sicher ist. Mein Bruder glaubte diese günstige Stimmung benutzen zu müssen und als ich einmal nach Peguilhin sah, flüsterte er ihr zu: »Würde mich Ew. königliche Hoheit für zu kühn halten, wenn ich eine Frage an Sie richtete?«

»Das kommt aus die Antwort an, welche folgen müßte.«

»Die Antwort steht ganz im Belieben, Ew. königliche Hoheit. Etwas hat mich immer in Verwunderung gesetzt: man fragt die Leute wie sie sich befinden und Niemand nimmt es übel; man fragt sie, wie sie am Hofe stehen und sie finden sich geschmeichelt; man fragt: sind Sie in guter Laune? und man hält das für eine Aufmerksamkeit, — aber es ist verboten, sich nach dem Zustande des Herzens seiner Freunde zu erkundigen. Ist das nicht seltsam?«

Ich hörte zu, ohne es merken zu lassen, und erkannte recht wohl die seltsame Redeweise meines Bruders; ich lächelte in mir und hätte wetten wollen, daß die Prinzessin die Wendung vortrefflich fand. Sie antwortete wirklich:

»Wer denkt denn aber auch an die Herzen der Leute? Was liegt mir an Ihrem Herzen oder Ihnen an dem meinigen?«

»Ah, Madame!«

Er konnte nur tief aufseufzen, so ganz voll schien seine Brust zu seyn.

»Nun?«

»Madame . . . «

»Sie antworten mir wie ein Knabe dem Lehrer.«

»Ich wage nichts mehr zu sagen, wenn Sie von Ihrem Herzen zu sprechen verbieten.«

»Das Herz ist für Personen meines Standes ein nutzloses Möbel.«

»Sie haben kein Herz?«

»Das sage ich nicht; ich sage nur, ich sollte keines haben.«

»In diesem Fall erlaube ich mir zu fragen: wie befindet es sich?«

Die Prinzessin lächelte, um ihre Verlegenheit zu verbergen, dann antwortete sie:

»Sie lachen so gut wie Ihre Schwester, die über Alles spottet.«

»Das ist keine Antwort.«

»Ich weiß nicht mehr was Sie fragten.«

»Ich erkundigte mich nach Ihrem Herzen.«

»Es befindet sich sehr wohl.«

»Und Niemand hat Eindruck auf dasselbe gemacht?«

»Niemand.«

»Der größte König . . . «

»Sehen Sie sich vor, Herr Graf, Sie werden beleidigend.«

»Ach, königliche Hoheit, Sie vernichten einen Mann mit einem Mal.«

Sie sah ihn mit dem reizendsten Lächeln an und streckte ihren Fächer wie ein Scepter nach ihm aus.

»Sehen Sie, Graf,« sagte sie, »ich verzeihe und gebe Ihnen Ihren Degen zurück.«

»Ich fliehe, denn ich bin in großer Gefahr.«

Er ging wirklich fort, als ich ihm winkte zurückzukommen. Die Prinzessin wollte offenbar noch weiter plaudern, ich stellte mich aber zwischen Beide, damit die Sache nicht zu weit getrieben werde. Von allen Seiten sah man auf uns; in den Augen des Königs zog sich ein Unwetter zusammen; die kleine alberne La Valière stand in einer Ecke und weinte fast, offenbar weil er sich mit ihr nicht beschäftigte.

Der Prinz kam laut lachend zu uns und wollte uns durchaus eine Geschichte erzählen.

»Wir hören sie nur an, wenn sie gut ist,« sagte die Prinzessin; »sonst halte ich mir die Ohren zu.«

»Von Mädchen ist die Rede, immer von Mädchen, nicht von den Ihrigen, sondern von denen der Königin, und das ist mir lieb, da nun meine Mutter nicht immer sagen kann, nur die Ihrigen wären sittenlos.«

»Und welche von den frommen Jungfrauen der Königin klagt man an?«

»Fräulein von Chemerault, aber fromm und heilig ist sie nicht. Sie ging gestern gegen ein Uhr über den Korridor, der um diese Zeit von vermummten Verliebten wimmelt, die sich zu diesen Damen begeben.«

»Wie *Gewisse* zu einer *gewissen* Herzogin, nicht wahr?«

»Von diesen Gewissen ist nicht die Rede, sondern von ganz andern.

Bussy schlich sich an der Wand hin und suchte das Heiligthum, wo die Marquise von La Baume ruht, vielleicht Frau von Monglat, vielleicht . . . «

»Vielleicht eine Dritte, vielleicht Keine. Bussy wird sehr verleumdet.«

»Ah,« fiel mein Bruder ein, »kann man dies eine Verleumdung nennen? Bussy würde in Verzweiflung seyn, wenn er wüßte, wie Sie ihn vertheidigen.«

»Der *heilige* Bussy also,« fuhr der Prinz fort, »bemerkte im dunkelsten Dunkel der Korridors die *heilige* Chemerault, die mit einem Laternchen daherkam, welches sie halb unter dem Mantel verborgen hatte sie stießen fast an einander an. Die Chemerault ist nicht ohne Geist und klug: sie hoffte nicht erkannt worden zu seyn und blies ihre Laterne aus. Bussy aber verbeugte sich tief vor ihr und nannte ihren Namen.

»Herr,« antwortete sie sehr verlegen, »ich wollte . . . ich suchte . . . «

»Ich verstehe, mein Fräulein,« erwiderte er, »aber bei Gott! ich möchte nicht verloren haben was Sie suchen.«

»Pfu!« fiel die Prinzessin ein. »Wer sagt solche Dinge!«

Sie lachte aber trotzdem so sehr, daß sie meine Aufmerksamkeit erregte. Sie wollte offenbar den König reizen, oder ihm doch zu verstehen gehen, daß es ihr gleichgültig sey, ob und wie er sie ansehe. Er tanzte eben mit Fräulein von Sevigné, die seht meine gute Freundin von Griguan ist, damals eine Nymphe oder Nasade

vorstellte und das hübscheste Mädchen war.

Derselbe Austritt zwischen dem Könige, dem Prinzen, der Prinzessin und meinem Bruder erneuerte sich fast alle Tage nur gewann mein Bruder täglich mehr Terrain in Folge der Gleichgültigkeit des Königs, des Leichtsinnes der Prinzessin und auch der Albernheit des Prinzen, den ich meiner Offenheit wegen um Verzeihung bitte. Ich mischte mich so wenig als möglich ein, wegen Peguilhin, der überall eifersüchtig war, und auch wegen Monate, den ich hier beruhigen wollte, um nach andern Seiten hin frei zu seyn. Trotzdem erhielt ich von Allen vertrauliche Mittheilungen, und so sah ich die Sache der Entwicklung entgegen gehen.

Der König sagte der La Valière am Tage, beim Ballet, bei der Promenade, kein Wort und sah sie nicht einmal an. Bei der Abendpromenade aber verließ er den Wagen der Prinzessin und ging neben dem der La Valière, mit der er dann im Dunkel ungestört sprach.

Alles dies machte die Stellung der Prinzessin zu den beiden Königinnen nicht besser. Sie redeten fortwährend mit dem Prinzen darüber, der nun in seine Gemahlin drang, das Hoffräulein fortzuschicken, in das der König verliebt sey. Auf der andern Seite vernachlässigte die Prinzessin gar nicht selten ihre Schuldigkeit gegen ihren Gemahl, so daß die Klagen nicht aufhörten.

Unterdessen machte die Liebe des Grafen von Guiche gewaltiges Aufsehen. Die Königin-Mutter unterrichtete den Prinzen davon und dieser fing an noch verdrießlicher zu werden. Mein Bruder achtete nicht darauf, so er ging in seiner Keckheit so weit, daß er einst im Garten die Hand der Prinzessin ergriff und sie in eine große Laube führte, um ungestörter — aber vor dem ganzen Hofe — mit ihr sprechen zu können. Der Prinz war nicht weit entfernt und mußte es sogleich erfahren. Ich ahnte nichts Gutes und begab mich nach Hause.

Kaum war ich fünf Minuten da, als ich in dem Korridor rasch gehen hörte. Ohne anzuklopfen, riß dann mein Bruder die Thür auf, warf seinen Hut hin und rief aus:

»Ich dulde das nicht! Er muß mir Genugthuung geben«

»Wer? Für was?« fragte ich und suchte meine Kaltblütigkeit zu bewahren, um auch ihn wieder ruhig zu machen.

»Der Prinz nimmt eine Miene und ein Benehmen an, die ich nicht ertragen kann. Ich war mit der Prinzessin in der Laube; da stürzte er wie ein wüthiger Hahn herein, führte sie hinweg und warf mir blitzende Blicke zu, ohne meinen Gruß zu erwidern und mir Zeit zu lassen etwas zu sagen. Zum Teufel auch! Wir sind beide vom Adel!«

»Ich leugne das nicht, aber zwei kleine Umstände geben Dir Unrecht: erstens ist die Prinzessin die Gemahlin des Prinzen und er darf sie beaufsichtigen; zweitens fließt in deinen Adern kein königliches Blut, wenn Du auch ein Edelmann bist.«

»Und unsere Großmutter Corisandra? Wir stammen so gut wie er von Heinrich IV. ab. Auf die Art kommt es nicht an.«

Und seinem seltsamen Charakter gemäß lachte er über das, was er eben gesagt hatte. Ich konnte seinem Beispiele nicht folgen, denn ich ahnte, daß er verloren sey.

»Siehst Du nicht, Bruder, wohin Du Dich bringst? Willst Du blind seyn? Du stürzest unsere Familie in deiner Person. Der König wird aus vielen Gründen die Partei seines Bruders nehmen und das Wenigste, das Dir bevorsteht, ist ein Aufenthalt in der Bastille.«

»Ich gebe nicht nach!« wiederholte er mit einer Heftigkeit, während er mit dem Fuße aufstampfte. »Der Prinz ist ein Weib, eine bebänderte Puppe, der einen Schatz vertheidigt, welchen er nicht genießen mag noch kann. Bei allen Heiligen, ich lasse mich nicht beleidigen, mag daraus werden was will!«

»Du bist nicht bei Verstande.«

»Lieber entführe ich die Prinzessin und entfliehe mit ihr nach Amerika.«

»Sie wird Dir nicht folgen.«

»Sie liebt mich, ich weiß es und . . . «

Ich hörte draußen gehen und laut atmen. Die Thür wurde geöffnet und der Prinz erschien mit dem Hute auf dem Kopfe, die Fraise zerdrückt, was bei ihm große Aufregung anzeigte. Seine Augen

glühten. Guiche sah ihn unverwandt an und näherte sich nicht. Ich zitterte.

»Gehen Sie hinaus!« sagte der Prinz zu meinem Bruder, indem er mit dem Stocke nach dem Korridor wies.

»Unsere Vorfahren würden gesagt haben: wir wollen hinausgehen,« antwortete Guiche, ohne einen Schritt zu thun.

Achtes Kapitel.

Ich kannte Beide genau und ahnte was geschehen würde. Ich bin in meinem Leben in keiner größern Verlegenheit gewesen. Um Hilfe zu rufen wagte ich nicht und doch sah ich schreckliche Folgen voraus. Mein Geschick hat mich stets an Leute gekettet, denen Geist und Maß fehlte. Nur zwei Männer am Hofe haben unsern Herren ohne Scheu zu widerstehen gewagt: mein Bruder und mein Geliebter . . . Ich versuchte zu reden, mein Bruder fiel mir aber in das Wort und sagte:

»Lassen Sie uns allein, Herzogin.«

Der Prinz antwortete auf die herausfordernden Worte, indem er einen Schritt vortrat. Er besaß großen Muth, obgleich er sich schminkte und Schönplästerchen trug.

»Unverschämter!« rief er.

»Sehen Sie sich vor, Prinz!« entgegnete Guiche, der todtenbleich wurde; »bedenken Sie, mit wem Sie sprechen.«

»Bedenke Du selbst mit wem Du sprichst,« fiel ich ein um zu verhindern, daß etwas noch Schlimmeres folge.

»Ich spreche mit Philipp von Bourbon, dem ersten Herrn von Adel im Lande nach dem Könige, das weiß ich, und ich werde es auch nicht vergessen, unter der Bedingung, daß es auch der Prinz nicht vergißt. Sein Vorfahr war Bearner wie der meinige und die Prinzen des Hauses Navarra haben mit denen von Bidache mehr als einmal Tisch und Bett getheilt. Dessen möge der Prinz eingedenk seyn.«

Ich habe nie den Kopf stolzer halten sehen als den Grafen, da er so sprach, und ich war in mir auch stolz, obgleich ich zitterte. Das was mein Bruder sagte, wäre gut gewesen ehe Richelieu alle Köpfe gleich machte, damit *nur* der mit der Krone darüber hinwegrage.

Der Prinz wurde eingeschüchtert, nicht weil er sich fürchtete, sondern weil seine Günstlinge seinen schwachen Charakter beherrschten. Nachdem sein erster Zornanflug vergangen war,

unterwarf er sich dem jedesmaligen Tyrannen. Jetzt hielt er sich gleichwohl noch etwas muthig; er trat einige Schritte vor, denn er war an der Thür geblieben, und begann:

»Ich hielt Sie für meinen Freund, Herr von Guiche.«

»Das war ich auch und mit Stolz.«

»Warum erlaubten Sie sich also meine Ehre anzutasten? Warum gaben Sie Veranlassung zu Tadel gegen meine Gemahlin? Mußte sie Ihnen nicht heilig seyn?«

»Ich weiß nicht was Sie damit sagen wollen.«

»Sie wagen die Augen zu der Prinzessin zu erheben! Leugnen Sie es nicht, ich weiß es.«

»Es ist falsch; wenn es aber auch wahr wäre, wären wir eben quitt.«

»Wie beliebt?«

»Sie belieben ziemlich öffentlich meine Schwester da zu behandeln als wäre sie Ihre Geliebte und, ganz abgesehen von meiner Ehrfurcht vor der königlichen Familie, die Ehre des Hauses Grimaldi und des Hauses Gramont ist so reizbar wie jene.«

Ich stand sprachlos da. Der Prinz bedachte sich nicht, wendete sich zu mir und sagte:

»Frau Herzogin, glauben Sie, daß ich Ihrem Herrn Bruder nie Veranlassung geben werde so zu reden.«

»Ich habe das Recht es zu thun und ich gebrauche es. Ich habe meine Pflicht gegen die Prinzessin nicht verletzt und kann mich nicht beschuldigen lassen. Sie werden es begreiflich finden, daß von nun an unser Verhältnis abgebrochen ist. Die Freundschaft, von der Sie eben sprachen, kann ohne Vertrauen nicht bestehen und Sie werden mir erlauben, daß ich mich nicht mehr Ihren Diener nenne.«

»Hat man jemals eine solche Keckheit gesehen! Er setzt mir den Stuhl vor die Thür!«

»Ich kann meine Worte nicht zurücknehmen.«

»Königliche Hoheit . . . « stammelte ich mit einer Verbeugung.

»Schon gut, ganz gut, Madame,« antwortete mir der Prinz mit bebender Stimme; »Herr von Guiche ist undankbar; man hatte mir

es immer gesagt, ich glaubte es nicht; ich weiß was ich zu thun habe. Sie, Madame, tragen keine Schuld. Adieu!«

Er nahm seinen Hut vor mir so tief ab, daß die Federn den Boden berührten, und ging hinaus, ohne seinen ehemaligen Freund anzusehen, der, Gott verzeihe mir, die Augen nicht einmal niederschlug.

»Da hast Du etwas Schönes gemacht, Bruder,« sagst ich; »Du kannst Dich darauf verlassen, daß Du diese Nacht nicht in deinem Bette schläfst. Geh, wir wollen suchen, wie alles wieder auszugleichen ist.«

»Ich? Ich gehe sofort zu der Prinzessin, um das Ballet zu probieren; sie wartet auf mich.«

»Noch einmal, Du bist nicht bei Verstande.«

»Ich beuge mich nicht, Schwester. Dieses Prinzlein hat mich beleidigt und ich weiß nicht, warum ich ihm nicht sogleich den Handschuh ins Gesicht geworfen habe.«

»Warte wenigstens, bis ich gehört habe wie die Sachen stehen, ob Du noch in Sicherheit bist.«

»Man wird mich nicht als Lakei behandeln, verlaß Dich darauf; die Prinzessin liebt mich, ich kann daran nicht zweifeln; ich werde mich ihrer würdig zeigen und die Wahl rechtfertigen, die sie in mir getroffen hat.«

Drei Viertelstunden brauchte ich, um ihn zu beruhigen und dann zu trösten; er lachte und weinte nach einander, seiner Gewohnheit gemäß, und endlich fand er sein eigentliches Wesen wieder. Er gab es zu, daß ich vor ihm zur Prinzessin gehe, und das war ein großes Glück für ihn, denn sonst wäre er mit dem erzürnten Könige zusammen getroffen und im Stande gewesen, ihm wie den Prinzen ins Gesicht zu sagen, daß *Ludwig von Bourbon* nicht mehr sey, als der Graf von Guiche. Er hätte vielleicht seinen Kopf auf das Blutgerüst getragen.

Ich erinnere mich hier einer Geschichte, die mein Vater erzählte und die ich nicht verschweigen kann.

Zur Zeit der Fronde hatte sich ein spanischer Edelmann, der mit

uns verwandt war, in den Kopf gesetzt, die Stadt Pau aufzuwiegeln, die es mit dem Könige hielt. Er schob deshalb einen braven Bürger vor, den die Gilden liebten und der die Sache so ernst nahm, daß er sich gefährdete. Mein Großvater spaßte nicht. Er ließ den Bürger verhaften und ohne weiteres hängen, um Ordnung in seiner Provinz zu halten. Dem Spanier machte man heftige Vorwürfe.

»Sie haben ihn an den Galgen gebracht,« sagte ihm mein Vater oft, »Sie haben ihn auf dem Gewissen.«

»Ach, er war so *alt*, er wäre, wenn auch später, doch gestorben.«

Mein Bruder wäre später auch gestorben, aber er wurde doch vor dem Schaffot bewahrt.

Die Prinzessin war unwohl in Folge des Auftrittes in der Laube, blieb im Zimmer und ließ nur diejenigen ein, welche an dem Ballet theilnehmen sollten. Guiche gehörte zu diesen, konnte also nicht ausgeschlossen werden. Der König erschien sehr ernst; ich kam gleichzeitig von der andern Seite. Se. Majestät runzelte die Stirn bei meinem Anblicke und sagte der Prinzessin, er habe sie allein zu treffen geglaubt.

Sie antwortete, daß sie wirklich Niemanden empfangen außer die Tanzenden, um die Probe nicht aufzuhalten. Ich machte eine Verbeugung und wollte mich wieder entfernen, die Prinzessin rief mich zurück.

»Bleiben Sie,« sagte sie; »der König hat mir nichts Geheimes mitzutheilen.«

»Ich bitte um Entschuldigung, aber die Frau von Valentinois kann bleiben; sie weiß so gut als ich was geschehen ist. Ich bin sehr unzufrieden mit dem Grafen von Guiche; er hat sich ein Benehmen erlaubt, das ich nicht dulden werde, und ohne meine Jugendfreundschaft für den Marschall würde ich ihn so strafen, daß er es nicht wieder vergäße.«

»Weshalb, Sire?« fiel die Prinzessin ein; »wegen des albernen Auftrittes in der Laube? Es wird bald so viel davon gesprochen werden wie von dem Abenteuer der Königin-Mutter mit dem Herzog von Buckingham im Garten zu Amiens im Mondenscheine.«

»Madame!« sagte der König in gereiztem Tone.

Er konnte durchaus keine Anspielung auf seine Mutter leiden und nichts brachte ihn so auf, als wenn man ihr irgend eine Galanterie Schuld gab.

»Man ist wirklich zu streng gegen mich, Sire. Die Königin-Mutter will mich verderben; sie läßt sich bis zur Verleumdung herab, dichtet mir Handlungen und Worte an, deren ich nicht fähig bin, und vergißt, daß sie auch verleumdet worden, auch das Opfer thörichter Eifersucht gewesen ist, daß sie gern gefiel, als sie jung und schöner war als ich, und daß sie trotzdem nicht schuldig war.«

Der König runzelte die Stirn, hielt aber an sich, denn er hatte eine wirkliche wahre Zuneigung zu seiner Schwägerin. Am Ende meiner Memoiren werde ich die volle Wahrheit über den König sagen; ich will nicht sterben, ohne sie niedergeschrieben zu haben, denn die Nachwelt wird ihn, fürchte ich, falsch beurtheilen; er hat zu viele Schmeichler. In dem erwähnten Falte wußte er sich zu beherrschen und sprach sich ruhig gegen die Prinzessin über den Vorgang zwischen seinem und meinem Bruder aus. Ich sah wie sie erblaßte; sie fürchtete sich.

»Sie werden also einsehen Madame, daß Sie diesen Morgen die Tanzenden nicht allein nicht empfangen dürfen, sondern im Gegentheil dieselben ausschließen müssen. Mein Bruder wird bald erscheinen und ein solcher Auftritt darf sich nicht wiederholen. Ich habe den Marschall von Gramont ersucht, seinen Sohn rufen zu lassen, ihn nach Paris zu schicken und ihm in meinem Namen zu untersagen, während der Anwesenheit des Hofes in Fontainebleau zu erscheinen. Damit soll die Sache abgethan seyn; aber er mag sich etwas der Art nicht noch einmal erlauben.«

»Die La Valière ist ein gutes Mädchen,« dachte ich, »sie hat nichts gesagt, sonst würde die Gelegenheit zu gut gewesen und die Sache ganz anders geworden seyn.«

Ich versuchte es gar nicht Guiche zu vertheidigen, die Prinzessin noch weniger als ich. Ich mußte sogar dem königlichen Herrn danken; er hätte ja viel empfindlicher strafen können. Sobald ich mich losmachen konnte, eilte ich in mein Zimmer. Da fand ich zwei Briefe von dem Verwiesenen, einen an mich, einen an die

Prinzessin. Diesen übergab ich zu seiner Zeit und die Prinzessin trug mir mündlich eine Antwort auf, die ich ihm zukommen ließ.

Das Ballet ging ohne den armen Grafen vor sich, war aber doch sehr angenehm und zwar wegen des Ortes, wo man tanzte, nämlich am Ufer eines Teiches, und wegen der Erfindung.

Am Morgen des Tages, als wir unsere Charakteranzüge anlegten, meldete einer meiner Lakeien, der Blondeau, ein Knabe, wolle mir selbst ein Briefchen von der Prinzessin überreichen. Obgleich ich im Negligée war, ließ ich ihn eintreten und ich nahm den Brief, ohne den Überbringer anzusehen. Ich las die Zeilen:

»Liebe Schwester, wenn Du nicht willst, daß ich wegen eines Streiches verhaftet werde, so bringe mich sogleich zu der Prinzessin.«

Ich sah mich verwundert um; *er* war es selbst.

»Blondeau, um des Himmels willen, schließe die Thüren zu und laß Niemand herein. Hat man jemals solchen Leichtsinn gesehen! «

Er lachte laut und betheuerte, daß ihn Niemand erkennen werde. Es war allerdings in dieser Verkleidung als Diener kaum möglich.

»Frau Herzogin,« fuhr er fort, »wenn ich binnen einer Stunde die Prinzessin nicht gesehen habe, gehe ich ruhig in meinem Kostüm auf die Bühne, nehme meinen Platz ein und verdränge den faden Dampierre, den man ihm gegeben hat.«

Ich zitterte an allen Gliedern, denn er hätte es gewiß gethan. Weder Bitten noch Drohungen vermochten etwas über ihn. Ich mußte nachgeben, und es war allerdings nicht sehr gefährlich. Ich begab mich auf dunklen Gängen und Treppen, wo die Dienerschaft sich bewegte, wohin keiner von den Hofleuten kam, und wohin sich auch die Hoffräuleins seit dem Abenteuer der Chemerault nicht mehr wagten, zu der Prinzessin. Guiche folgte mir bis zu dem Toilettenzimmer, in welchem die Prinzessin mit ihren Damen allein war. Ich ersuchte sie, dieselben einen Augenblick zu entlassen unter irgend einem Vorwande; nachdem ich die Thür verriegelt hatte, durch welche der Prinz herein kommen konnte, kniete ich vor ihr nieder und erzählte die Sache.

Nach einigem Zögern erlaubte sie mir, den Galan zu rufen.

»Wir wollen ihn ausschelten, damit er es nicht wieder thue. Es iß eine unerhörte Unvorsichtigkeit.«

Ich kann nicht erzählen, was sie einander in der halben Stunde sagten, die er zu ihren Füßen verbrachte. Sie entwarfen allerlei unsinnige Pläne; die Prinzessin war eben so seltsam wie er, und das nannten sie *ihre Liebe*. Sie zürnten als ich sie endlich bat zu scheiden.

»Meine Schwester fürchtet sich stets,« sagte Guiche.

»Sie liebt den Prinzen zu sehr, als daß sie für uns seyn könnte,« setzte die Prinzessin ironisch hinzu. »Glauben Sie aber ja nicht, daß ich den Grafen liebes diesen Gedanken könnte ich nicht ertragen; aber sehr gern spiele ich dem Prinzen, meinem Gemahl, einen Possen, und thue was er mir verbietet. Und der König! Ja, ich will ihn sehen beiden zum Trotz: ich bin mächtiger als sie.«

»Ich beschwöre Ew. königliche Hoheit, es ist spät und Sie werden nicht zu rechter Zeit bereit seyn. Man wird Sie holen wollen; wenn man ahnte . . . «

»Wer sollte wagen herein zu kommen, wenn ich mich eingeschlossen habe? Selbst der Prinz . . . «

In demselben Augenblicke wurde an die Thür geklopft und der Prinz rief:

»Machen Sie auf; ich weiß wer da ist und will ihn sehen.«

Neuntes Kapitel.

Wir sahen einander wie versteinert an, aber ich fand doch meine Geistesgegenwart bald wieder, faßte meinen Bruder am Arm und wollte ihn hinausziehen.

»Nein,« sagte er, »ich fliehe nicht vor ihm, ich setze die Prinzessin nicht allein seiner Wuth aus.«

»So machen Sie doch auf!« rief der Prinz draußen.

»Im Namen Gottes, retten Sie sich, Graf,« stammelte die Prinzessin, »oder es ist um uns beide geschehen.«

»Sie verlangen es?«

»Ja, ich verlange, ich befehle es; gehen Sie! Frau Herzogin, führen Sie ihn fort.«

»Ich gehorche, werde aber nicht weit gehen, und wenn er wagt . . . «

Ich drängte ihn hinaus, riegelte dann hinter ihm zu und schickte mich an mit dem Prinzen zu parlamentieren.

»Was wünschen Sie, großer Prinz?« fragte ich ironisch.

»Das werde ich Ihnen drinnen sagen; ich weiß, daß Sie da sind, machen Sie geschwind.«

»Das geht nicht.«

»Warum nicht?«

»Es darf die Prinzessin Niemand sehen bis sie angekleidet ist.«

Sie hatte so Zeit sich zu erholen.

»Aber ich will es; machen Sie auf!«

»Nein.«

»So lasse ich die Thür einschlagen.«

Ich lachte laut auf und sagte:

»Versuchen Sie es.«

»Sie wollen nicht?«

»Nein! Nein!«

»So sage die Prinzessin auch nein!«

Die Prinzessin rief laut: »Es ist so!«

Ich horchte; alles wurde still; wir glaubten erlöst zu seyn und ich eilte schon zu dem andern Ausgange, um nach unserem Tollkopf zu sehen, als die Stimme des Prinzen gerade sich von neuem hören ließ. Die Gefahr wuchs und wir wußten nicht mehr was wir thun sollten.

»Esel, Bengel,« sagte er, »was thust Du an dieser Thür? Wer hat Dir erlaubt, so nahe an die Gemächer der Prinzessin zu gehen? Mach, daß Du fortkommst oder ich will Dir lehren, so um die Mädchen herum zu schleichen.«

Ich errieth alles. Der Prinz hielt in der Dunkelheit meinen verkleideten Bruder wirklich für einen Diener. Es war keine Zeit zu verlieren und ich öffnete.

»Nun sind Sie wieder hier, Prinz? Sie entdecken alles. So treten Sie denn ein; die Besatzung ist bereit sich zu ergeben.«

Ich hatte die lächelndste Miene angenommen und zitterte an allen Gliedern.

»Wer ist der Mensch da?« fragte der Prinz und wies aus den Grafen, der sich im Schatten verbarg und sich nicht rührte.

»Dieser? Ein ehemaliger Diener, der jetzt hier eine Stelle gefunden hat und von mir hierher gestellt worden ist. Er trug mir die verschiedenen Gegenstände, die ich der Prinzessin zu übergeben hatte, und wartet wahrscheinlich auf meine Befehle . . . Es ist gut; wir brauchen Dich nicht mehr; gehe nur zu dem Marschall von Gramont und bringe ihm das Fäßchen . . . Ich bitte um Entschuldigung für ihn, königliche Hoheit, der Mann ist treu wie Gold, hat aber das Pulver nicht erfunden. Treten Sie ein.«

Der Prinz zögerte, als ob irgend ein Verdacht ihn zurückhalte; er sah den Grafen fortgehen und blickte ihm nach. Ich vorbrachte einen schrecklichen Augenblick: etwa in der Mitte des Korridors fiel durch ein kleines Fenster in der Höhe helles Licht ein. Guiche mußte durch dasselbe hindurch. Der Prinz musterte ihn aufmerksam und hätte ihn vielleicht erkannt, aber seine Geistesgegenwart rettete uns; er bückte sich nämlich gerade an dieser Stelle und hob da eine Nadel

auf, die er an seinen Ärmel steckte. Dieser Charakterzug und diese Ruhe mußten dem Prinzen allen Verdacht benehmen.

Er ging auch vor mir her zu der Prinzessin, die vor dem Spiegel stand.

»Noch nicht weiter angekleidet!« rief er aus. »Man wird auf Sie warten und das freut mich. Es vertreibt vielleicht dem Könige die Lust Sie dahin zu stellen, wohin Sie nicht gehören.«

»Wie so?«

»Sie werden nicht mittanzen. Dies wollte ich Ihnen sagen.«

»Ich werde tanzen.«

»Sie werden nicht tanzen. Tanzt die Königin?«

»Gewiß niemals; sie möchte es gar gern, aber der König will es nicht.«

»Warum sollte es bei Ihnen anders seyn? Warum wollen Sie auf dem Theater erscheinen wie Komödianten?«

»Und der König, Mademoiselle, andere Prinzessinnen, Sie selbst . . . ?«

»Das ist etwas Anderes. Meine Mutter hat es mir heute nachgewiesen: der König will den Unterschied zwischen Ihnen und der Königin zeigen; er vermischt sie mit den andern Damen, er will Sie demüthigen, erniedrigen.«

»Aber . . . «

»Sie werden nicht mittanzen.«

»Bedenken Sie . . . «

»Nein.«

»In diesem Tone ging es eine halbe Stunde lang fort und ich sah es kommen, daß er uns einschließen würde. Es war dies eine neue Erfindung der Königin Mutter, um den König und die Prinzessin zu veruneinigen; ihre Eifersucht und ihr Haß waren durch weniger nicht zu befriedigen. Der Prinz glaubte ihr wie einem Orakel.

Nach langem Bitten erlangten wir die Erlaubnis, dem Feste beizuwohnen, aber unter der Bedingung, daß es das letzte Mal sey. Die Prinzessin versprach es, und ich glaube, sie hat auch Wort gehalten.

Ich war um diese Zeit sehr glücklich und sehr ruhig, ohne im Mindesten das Unwetter zu ahnen, das bereits um mich grollte. Alle Grimaldi hatten sich verbunden; ich war guter Hoffnung und ich sollte meine Entbindung in Monaco halten, um dem Volke den Erben seiner Fürsten zu zeigen. Mir sagte man nichts davon und ich ahnte nichts. Peguilhin liebte mich mehr als je. Ich war glücklich.

Der Hof sollte nach Nantes reisen und ich machte auch meine Vorbereitungen, als eines Morgens mein Vater zu mir kam, sich umsah, wie es seine Gewohnheit war und sagte:

»Allerlei schöne Dinge, arme Tochter! Sie werden leider die Gegend nicht sehen, für die sie jetzt bestimmt sind.«

»Warum nicht?«

»Du wirst nicht mit dem Hofe reisen.«

»Und was hindert mich daran?«

»Die Herren von Grimaldi.«

»Ah!«

»Alles ist bereit, liebe Herzogin; ehe acht Tage vergehen, werden Sie, Sie mögen wollen oder nicht, auf dem Wege nach Monaco seyn.«

Ich stand wie vom Donner getroffen da und zitterte; da es aber nicht in meinem Charakter lag, lange niedergeschlagen zu seyn, so stand ich rasch auf, ging aus den Marschall zu und fragte heftig:

»Und Sie werden dies dulden?«

»Die Herren von Monaco haben an den König geschrieben, der mir es gestern mitgetheilt hat; der Prinz willigte sofort ein; ich kann nichts mehr thun, als mich demüthigen.«

»Ich werde mich nicht demüthigen und doch nicht abreisen.«

»Du wirst reisen.«

»Sie haben mir versprochen . . . «

»Daß Du nicht für immer in Monaco wohnen solltest und dies verspreche ich noch einmal, aber vor einem, vor diesem ersten Male kann ich Dich nicht schützen. Bleibe eine so kurze Zeit als möglich dort, dann komme wieder und ich stehe Dir dafür, daß Du nicht wieder dahin zurückkehren sollst. Man muß auch vernünftig seyn

und nicht das Unmögliche verlangen.

»Ich thue einen Fußfall vor dem Könige.v

»Dann würdest Du eine nutzlose Thorheit thun.«

»Ah, Vater, ich überlebe es nicht.«

»Doch. Du wirst schöner als je zurückkommen, nachdem Du deine Pflicht gethan und dem Hause deines Gemahls einen Erben gegeben hast; dann wirst Du hier herrschen, ohne daß man Dich von neuem quält.

Ich konnte die Thränen nicht zurückhalten, aber mein Vater achtete nicht darauf. Er predigte so lange es ihm gefiel, dann ging er, und da bald darauf Monaco kam, so kann man sich denken, wie er empfangen wurde. Er hörte alles mit der größten Geduld an, bis ich erklärte, ich würde nicht reisen.

»Das ist etwas Anderes. Ich habe den Befehl des Königs, die Erlaubnis des Herrn Marschalls und Sie werden reisen, sollte ich Sie im Wagen festbinden.«

»Sich so gegen mich zu vergehen!«

»Es steht fest so. Richten Sie sich ein, wir verlassen Paris zwei Tage nach dem Hofe, schlagen aber einen andern Weg ein.«

»Und wann kommen wir zurück?«

»Nach einigen Jahren ist meine Anwesenheit in Monaco nöthig, und wenn Sie das Land erst kennen, werden Sie es nicht verlassen mögen.«

»Pfui! Ich kenne Ihr Italien; ich habe Briefe von der Großherzogin und Andern gelesen, die mehr regieren, als das Fürstenthum Monaco.«

»Diese Fürstinnen,« antwortete er mir mit zärtlichen Blicke, »lieben Ihre Gatten nicht.«

Und ich? Wie konnte er sich so sehr täuschen? Aber er täuschte sich.

Nun mußte ich Peguilhin Alles sagen und das war keine leichte Aufgabe; auch der Prinzessin und meinem Bruder hatte ich Mittheilungen zu machen. Diese jammerten gewiß sehr. Obgleich ich mich um ihre Liebe nicht mehr kümmerte, war doch meine

Gegenwart schon ein Schutz . . . Ich hatte nicht lange zu warten; Peguilhin kam bald zu mir.

Er fand mich noch in Thränen. Er weinte nicht, weil er nie weinte, weil er mehr Festigkeit als Zärtlichkeit besaß, wenn nicht Stolz und Zorn das Übergewicht erhielten.

»Ich folge Ihnen,« sagte er sogleich.

»Wie aber? Unter weichem Vorwande?«

»Das weiß ich nicht, aber ich folge Ihnen.«

Ich hätte ihm um den Hals fallen mögen.

Ich bin meiner Liebe zu ihm wegen viel getadelt worden, aber Niemand außer der Geliebten konnte wissen, welch' unendlicher Zauber in ihm lag, wie er die Geliebte behandelte und wie sehr er sie liebte . . . Ich habe darin einige Erfahrung, aber ich habe nie seines Gleichen gefunden. Mademoiselle hat ihn nicht umsonst zum Herzoge von Montpensier und Grafen von Eu gemacht.

Wir blieben zwei Stunden beisammen, die blitzschnell vergingen. Er versprach mir alles so einzurichten, daß wir so wenig als möglich getrennt würden, und ich tröstete mich ein wenig. Dann begab ich mich zu der Prinzessin. Sie kannte die traurige Neuigkeit schon und kam mir mit Thränen in den Augen entgegen.

»Sie. kommen bald zurück, liebe Herzogin; ich kann ohne Sie nicht seyn und ohne Ihren Bruder, den ich so sehr liebe.«

Wie es mit der großen Liebe zu meinem Bruder stand, wußte ich. Übrigens machte man mir überall Komplimente.

»Sie werden regieren,« sagte man mir.

Gott weiß es, daß ich an den Thron nicht dachte.

Der Prinz kam sehr heiter auf mich zu und sagte:

»Ich lasse Sie reisen, denn ich finde nach zwei Seiten meine Rechnung dabei.«

»Ich beschwöre Sie,« entgegnete ich, »glauben Sie an nichts, was man von Guiche sagt. Trog seiner Heftigkeit ist er doch Ihr ergebenster Diener.«

»Herzogin, sparen Sie die Worte. Ich glaube was ich gesehen habe und von dem bringt sich nichts ab.«

»Wenn Sie mich liebten, müßte doch meine Stimme Einfluß auf Ihr Herz haben.«

»Sie spotten über mich und helfen Andern mich verspotten.«

»Einbildung!«

»Frau Herzogin, ich glaube Ihnen nicht mehr.«

»Ich bin oder vielmehr ich war Ihre beste Freundin; nach einer solchen Behandlung dürfen Sie freilich nicht mehr auf mich rechnen.«

»Wie es Ihnen beliebt.«

So schieden wir und ich konnte dies nicht für eine gute Vorbedeutung für die Liebe der Prinzessin halten.

Zehntes Kapitel.

Die Reise mußte geschehen. Wir, Peguilhin und ich, waren trostlos. Ich verabschiedete mich vom Hofe eine Woche, ehe wir Paris verließen, damit wir uns allein angehörten. Die Prinzessin weinte sehr; sie bedurfte meiner. Das Verhältniß mit meinem Bruder war im besten Gange, aber wer konnte mich ersetzen bei den Feinden, von denen sie umringt waren. Sie mußten großen Gefahren ausgesetzt seyn. Die La Valière und alle ihre Damen und Dienerinnen belästigten die Prinzessin; sie fürchtete dieselben mehr als sie anerkennen wollte, und war deshalb eifersüchtiger auf den König als sie zugab. Sie beweinte mich auch sehr mit Recht; denn nach meiner Abreise machten sie nur thörichte Streiche. Der Graf von Guiche wußte sich nie zu benehmen, so viel Geist er auch besaß; die Prinzessin ihrerseits ist durch ihren Stolz, ihre Gefall- und ihre Herrschsucht über sich selbst und die Andern stets verblindet worden.

Als ich mich von dem Könige verabschiedete, sah er mich stark an. Ich war damals sehr schön und ich hörte ihn sagen:

»Madame, kommen Sie bald zu uns zurück und verlassen Sie uns dann nicht wieder.«

Ich hätte ihm gern geantwortet: »Ach, Sire, ich bliebe von Herzen gern schon jetzt da,« aber ich wagte es nichts mein Vater würde mich nicht unterstützt haben und ich allein war nicht stark genug gegen alle Grimaldi. Mit Thränen in den Augen verließ ich das Schloß; die Königin Mutter empfing mich ausnahmsweise; sie litt bereits stark am Krebs, schickte sich aber doch zu der Reise nach Nantes an. Se. Majestät empfahl mich dem Herrn von Valentinois als »eine der Blüthen des französischen Hofes,« was ihn selbst stolz und mich nichts weniger als ihm gehorsam machte.

Ich zählte nun die Stunden und die Minuten und sah sie mit unbeschreiblichem unnennbaren Schmerze fliehen. Ist ein Mann solcher Sehnsucht und solchen Bedauerns würdig? Ich entsetzte

mich bei dem Gedanken, allein mit Herrn von Valentinois zu reisen; ich stellte mir die Langeweile als entsetzlich vor. Da kam ich auf einen Einfall und ich beeilte mich, ihn zur Ausführung zu bringen. Ich schützte meine Schwangerschaft vor, behauptete nicht fahren zu können und verlangte einen Tragsessel. In diesem wollte ich mich gemächlich ausstrecken, ohne das alberne Gesicht meines Mannes zweihundert Stunden lang und länger immer vor Augen zu haben. Ich wollte nur meine unentbehrliche Blondeau bei mir dulden. Mein Mann tröstete sich damit, daß er eine Anzahl Weinflaschen mitnahm und sich von einem Kaplan begleiten ließ, der sich vor dem Geiste Valentinois' neigte und alle Albernheiten desselben mit freudigem Staunen anhörte. Er war natürlich so dumm wie mein Mann.

Alles war nun bereit und es sollte aufgebrochen werden. Ich zögerte trotzdem noch und gewann noch fünf bis sechs Tage unter dem Vorwande, daß ich mich nicht wohl befinde. Ich konnte mich von dem Manne nicht losreißen, den ich zu meinem Unglücke so sehr liebte. Endlich kam der entscheidende Augenblick; der Abschied war ein herzerreißender; ich trug mich mit tausenderlei Einbildungen, glaubte ihn wieder zu sehen, ahnte das Schrecklichste und sah in der Zukunft für mich gar nichts mehr.

Völlig gebrochen legte ich mich nieder. Sehr früh am Morgen weckte man mich und mir war es als traure der Himmel wie mein Herz und als sey die Sonne eben so wenig mehr an ihrem rechten Platze als ich. Die Blondeau übergab mir einen Brief. Ich erkannte die Handschrift. Sofort erbrach ich ihn mit Thränen in den Augen und doch mit der Überzeugung, einen Trost darin zu finden. Tröster nicht der, welchen man liebt, mit einem Worte, mit einem Blicke, ja mit noch weniger, mit einem Gedanken? Der Brief lautete also. Ich habe alle seine Briefe noch und kenne sie auswendig; sie sind seit meiner Krankheit das Einzige, das ich lese:

»Betrüben und bekümmern Sie sich nicht, meine schöne Herzogin; ich verlasse Sie nicht, ich kann mich von Ihnen nicht trennen. Wundern Sie sich über nichts und erwarten Sie mich in einem Augenblicke und in einer Tracht wieder zu sehen, in welcher Sie allein mich erkennen werden. Geben Sie durch kein

Wort, durch keine Gebärde Ihre Überraschung zu erkennen und wir werden den Eifersüchtigen und den Hindernissen zum Trotz wieder beisammen seyn. Sie kennen mich und wissen wessen ich fähig bin, wenn ich will, ich will aber das himmlische Glück Ihres Lächelns nicht verlieren, ich bedarf, um leben zu können, den Strahl Ihrer Augen.

»Ihr Sklave, liebe Cousine,

Peguilhin.«

»Blondeau! Blondeau! Wir werden ihn wieder sehen! Er verläßt mich nicht, hörst Du, Blondeau? Gib unterwegs wohl Acht, er wird da seyn. Wo? Wie? das weiß ich nicht. Aber er kommt, er hat es gesagt.«

Ich Thörin glaubte Alles was er sagte.

Ich stieg also mit einer Freude, die mir alle Lebenslust wieder gab, in meinen Tragsessel. Valentinois und die, welche mich am Abende vorher halb todt gesehen hatten, konnten sich nicht genug wundern. Mein Vater, der uns abreisen sah, machte mir ein Kompliment in seiner Art. Wörtlich wage ich es nicht mitzutheilen, aber man wird es errathen.

»Nach dem Glanze deiner Augen, liebe Tochter, sollte man wirklich glauben, Du hättest diese Nacht gute Gesellschaft gehabt.«

Valentinois gab richtig eine Albernheit zur Antwort.

Wir reisten ab, er mit seinem Abbé Paldi und seinem ziemlich hübschen Sekretär, einem natürlichen Sohn des Marschalls Villeroy. Es versteht sich von selbst, daß er in mich verliebt war. Außerdem folgte ihm ein Zwerg, den er gekauft hatte, um mir eine Überraschung zu bereiten und den man wegen meines Zustandes von mir entfernt hielt. Man versteckte ihn hinter den Vorhängen des Wagens und er zeigte sich bis zu meiner Niederkunft nicht. Nach seiner Bosheit war der Zwerg ein wahrer Affe; er besaß aber viel Geist, er war nicht häßlicher, als ein Zwerg seyn muß. Da er in vollkommen richtigen Verhältnissen gebaut war, so glich er einem wirklichen Manne, den man durch ein Verkleinerungsglas ansieht. Er

stammte aus Polen, wo es noch viele andere gibt. Man nannte ihn Ladislaus Kraski, gewöhnlich aber Lasky. Im letzten Jahre starb er, weil er zu viel Wurst gegessen hatte. Er aß auf einmal eine Wurst, die größer war als er selbst.

Kaum hatten wir Paris verlassen, als ich mich auf der Straße umsah und einen Mann bemerkte, der in groben Camelott gekleidet war, auf einem Pferdchen saß, Warenballen hinter sich hatte und ganz wie ein herumziehender Handelsmann aussah. Sein Hut, den er ziemlich weit vor über eine große Brille gerückt hatte, gab ihm das Aussehen eines noch rüstigen Alten, dessen Haar jedoch grau zu werden anfang. Er war allein mit einem großen Pyrenäenhund. Er blieb nur fünf Minuten etwa in der Nähe des Tragsessels, dann mischte er sich unter unsere Leute. Wir machten kleine Tagereisen mit unsern eigenen Pferden.

Ich weiß nicht welche seltsame Idee mir durch den Kopf ging.

»Blondeau,« sagte ich, »da ist der Graf.

Sie lachte.

»Dieser der Herr Graf?«

»Ja, ja, Blondeau, er ist es, ich bin überzeugt, ich habe ihn erkannt; er ist es, sage ich Dir, Du wirst es sehen.«

Bis nach dem Mittagessen bemerkte ich ihn nicht wieder, als ich aber die Blondeau fragte, ob sie ihn noch sehe, antwortete sie, der Handelsmann bleibe bei dem Gefolge und sey im Gespräch mit den Piqueurs und Stalldienern,, welche die Pferde führen.

»Ist es wahrscheinlich, Madame, daß der Herr Graf mit den Stallleuten des gnädigen Herrn Gespräche führt?«

»Mit dem Teufel knüpfte er eine Unterredung an, wenn ihn das in meine Nähe brächte, liebe Blondeau; Du kennst ihn nicht.«

Gegen Mittag ruhte man in einem einzeln liegenden Wirthshause aus, in welchem mein Koch im Voraus die Mahlzeit bereitet hatte. Ich begab mich in das beste Zimmer und sah mich überall nach dem Handelsmanne um, weil ich überzeugt war, daß er mit seinen Ballen zum Vorscheine kommen würde. Ich irrte mich auch nicht. Der Sekretär des Herrn Valentinois, der sehr gern in meine Nähe kam,

meldete mir ihn, natürlich ohne etwas von dem Abenteuer zu ahnen.

»Ein reisender Handelsmann, sagen Sie, Herr von Pomarest?«

Der Marschall, sein Vater, gestattete ihm diesen Namen zu führen, eines seiner kleinen Lehngüter.

»Ja, Frau Herzogin; er hat Waren aus der Levante, wie er sagte.«

»Er wird uns doch nicht etwa die Pest bringen?«

Dieser Ausruf war so natürlich, daß die Blondeau glaubte, ich sey von meiner Idee zurück gekommen.

»O, nein, Frau Herzogin; er hat am Hofe verkauft, — selbst an den Herrn Grafen von Guiche. Er behauptet bereits im Hause der Frau Herzogin gewesen, aber nicht vorgelassen worden zu seyn.«

»So mag er kommen,« antwortete ich nachlässig. Aber wie klopfte mir das Herz! Mein Mann war zugegen.

Der Handelsmann trat mit vielen Verbeugungen, den Hut in der Hand, die Brille auf der Nase, mit langem weißen Bart und Haar ein. Es war Peguilhin nicht, er konnte es nicht seyn; ein abscheulicher Jude war es. Mir lief es kalt durch alle Adern und die Blondeau sah mich triumphierend an.

Er kam näher ohne etwas zu sagen. Als er dicht neben mir war, erblickte ich etwas an seiner Wange zwischen der Brille und dem Barte. Ich konnte mich nicht täuschen; aber ich allein liebte ihn so, daß ich ihn erkannte. Er war es wirklich, nur er konnte es seyn. Ich konnte deshalb auch eine Bewegung der Überraschung nicht unterdrücken; ein Blitz schoß durch die trüben Brillengläser, sein Blick; er empfahl mir Vorsicht.

»Gnädige Frau Herzogin, gnädiger Herr Herzog,« sagte er in einem Tone wie aus der andern Welt, »kaufen Sie mir von diesem Brokat, diesem Damast; ich bin ein armer Jud und brauche Geld.«

Ich zitterte zum Erbarmen und antwortete nicht. Kaum vermochte ich eine zustimmende Bewegung zu machen. Valentinois hatte eine Anwandlung ungewöhnlicher Galanterie.

»Hast Du Schönes, Alter aus Israel, oder willst Du uns nur um unser Geld bringen? Zeige der Herzogin was Du hast; sie wird nach ihrem Geschmack wählen.«

Er schnürte gelassen seine Pakete auf und zeigte uns Zeuge, Edelsteine, kurz Gegenstände, die durch ihre Pracht nur blenden konnten; es war wirklich alles aus der Levante. Er hatte die Waren und den Anzug eines Juden geliehen, und sich verpflichtet, gute Geschäfte für ihn zu machen. Ich wußte das nicht und konnte mich von meinem Staunen nicht erholen. Ich kaufte von Allem was er hatte. Valentinois verzog das Gesicht gar seltsam, aber ich achtete nicht darauf und legte fort und fort Armbänder, Halsbänder, Kleider u.s.w. über einander. Die Blondeau war ganz bepackt damit.

Peguilhin spielte seine Rolle vortrefflich; Niemand ahnte etwas, nicht einmal der verliebte Sekretär, dem ich einen Ring schenkte. Der Jude entfernte sich mit Kratzfüßen, handelte aber wie ein Wucherer, ließ nichts ab und hielt Stand gegen den Herzog, der geiziger war als alle Juden zusammengenommen.

Abends, in einem andern Wirthshause, ging ich nach dem Abendessen in mein Zimmer. Die Blondeau flüsterte mir zu, er erwarte mich. Diesmal war es aber Gott sey Dank nicht der Jude, sondern ein schöner Hofmann, ein reizender, eleganter, besonders verliebter Herr, den sie leicht hatte einlassen können, während wir und das ganze Gefolge mit dem Essen beschäftigt waren. Welche Freude! Ich glaubte ihn noch mehr zu lieben, seit Jahren nicht gesehen zu haben. Wie dankte ich ihm für seine Verkleidung und die Mühe, die er sich um meinetwillen gab!

Auch am nächsten Tage folgte uns der Handelsmann. Er bat demüthig, wegen der Schätze, die er bei sich habe, um die Erlaubnis, noch drei Tage mit unserem Gefolge reisen zu dürfen. »Herr von Valentinois schlug sie ihm ab, weil er fürchtete, ich möchte ihm noch mehr abkaufen wollen, ich dagegen kümmerte mich nicht darum und befahl, den Juden aufzunehmen; gleichzeitig beruhigte ich meinen Mann durch die Versicherung, daß ich nichts mehr nöthig habe. —

Die Reise machte mir in dieser Weise großes Vergnügen. Die Gefahren, die Besorgnisse, die Schwierigkeiten machten unser Beisammensein nur um so erfreulicher und inniger. Jeden Abend bat ich ihn, nicht weiter mitzukommen, ich fürchtete aber auch jedes

mal, daß er meiner Bitte nachgeben möchte. Früh suchten meine Blicke den armen Juden, der sich bescheiden unter den Geringsten unserer Leute barg; ich zitterte vor Angst ihn da nicht mehr zu sehen und atmete erst wieder freier aus, nachdem ich ihn entdeckt hatte; Valentino bemerkte oder beachtete ihn nicht mehr.

Dies dauerte eine ganze Woche, dann nahmen wir Abschied von einander; er konnte nicht so lange vom Hofe entfernt bleiben; er hätte sonst die beginnende Gunst auf das Spiel gesetzt. Am andern Morgen verließ ich mein Zimmer mit erstorbenem Herzen; ich konnte mich nicht aufrecht halten und man mußte mich zu meinem Tragsessel tragen. Eben als man mich hinein hob, machte die Blondeau, die meinen Arm hielt, eine Gebärde der Überraschung.

»Was gibt es?« fragte ich sie.

Sie antwortete mir nur durch einen Wink; die Diener entfernten sich dann und sie zeigte mir ein Briefchen.

»Von ihm, nicht wahr?«

»Ja, Madame.«

»Wer hat es Dir gegeben?«

»Ich weiß es nicht, man hat es mir in die Hand geschoben.«

Ich riß es hastig auf und las:

»Ich bin nicht abgereist, ich kann es nicht; Sie werden mich heute nochmals wieder sehen, himmlische Cousine, und so oft als ich es möglich machen kann.«

»Ah,« sagte ich, »er ist da, aber wo?«

Wir sahen uns um, fanden ihn aber nicht bis zum Mittagessen. Als wir wieder abfahren wollten, kam mir der Postillion, welcher meinen Tragsessel leiten sollte, auffallend zierlich vor; obwohl er sich nicht einmal umkehrte, trug ich mich doch mit einer Vermuthung. Abends erfuhr ich zu meiner unaussprechlichen Freude, daß ich mich nicht geirrt habe und mein Geliebter mich wirklich so liebe, um mich nicht sobald verlassen zu können.

Alles das war gar selten, besonders nach dem was folgen sollte.

Elftes Kapitel.

Wir kamen endlich in Lyon an und da fühlte ich wohl, daß er mich nicht weiter begleiten könne, ohne sich sehr zu schaden. Ich war freilich trostlos darüber, denn diese Art Roman gefiel mir außerordentlich.

Wir verbrachten unter allerlei Festen und Feierlichkeiten vier Tage in dieser großen Stadt. Man erzeigte uns große Ehren, wie es der König und der Gouverneur der Provinz, Herr von Billeroi, befohlen hatten. Man begann Herrn von Valentinois als den Erben eines souveränen Hauses zu behandeln. Er empfing selbst ein Briefchen von meinem Vater, der uns im Namen Fouquet's ersuchte, über Pignerol zu reisen, um einen Gefangenen zu sehen, der durch Madame Duplessis-Bellière empfohlen und in Savoyen ergriffen worden. Es lag nicht von unserm Wege ab und wir konnten einer Familie einen großen Dienst erweisen.

Der Gefangene war ein junger Mann aus einem großen Hause, dem es eingefallen, dem Herrn von Savoyen bei einem hübschen Mädchen ins Gehege zu gehen. Da das Mädchen den jungen Herrn vorzog, so wollte er sich seines Nebenbuhlers entledigen. Herr von Savoyen ließ ihn verfolgen; der Verfolgte entkam nach Frankreich, und der König schickte ihn als guter Nachbar und Vetter nach Pignerol. Madame Duplessis-Bellière war eine Freundin seiner Mutter und man wendete sich an sie, um seine Befreiung zu erlangen. Es versteht sich bei uns wohl von selbst, daß Madame Duplessis die gefällige Freundin des Herrn Fouquet war. Um diesem gefällig zu seyn, sprach mein Vater bei der Königin Mutter von der Grausamkeit des Herrn von Savoyen.

»Wie, Herr Marschall,« rief sie aus, »ein armer junger Mann hat sich verliebt! Herr von Savoyen sperrt ihn ein, weil er ihm die Geliebte abspenstig macht und der Unglückliche ist eifersüchtig! Schreiben Sie sogleich an Ihren Schwiegersohn, er möge nachsehen wie die Sachen stehen und Bericht erstatten; der König

wird es nicht übel nehmen und überdies thut man dem armen Fouquet einen Gefallen.«

Mein Vater schrieb.

Mir war es gleichgültig, ob ich dahin oder dorthin reiste. Peguilhin hatte mich endlich wirklich verlassen; was lag mir an allem Andern! Ich sah auf der Welt nichts mehr, was meine Gedanken zu beschäftigen verdiente. Nach einem weiteren Aufenthalte von drei Tagen in Lyon traten wir den Weg nach dem Gebirge an.

Sobald wir in die Alpen gelangten und die entsetzlichen Wege erreichten, wurde mein Tragsessel auf den Rücken von Maulthieren gelegt. Ich weiß nicht wie man diese Reise und diese Gegend schön finden kann; sie ist nur grauenhaft, entsetzlich. Unsere Pyrenäen sind um vieles lachender und ich mußte unwillkürlich an Bidache denken, wenn ich mich von großen Bergen umgeben sah. Ich erinnerte mich meiner Jugend, meiner Liebe mit Peguilhin, dann Biaritzes, der Zigeuner und des seltsamen Schutzes, den sie mir zugesagt hatte. Ich lachte immer darüber, denn bis dahin hatte ich noch nichts davon gespürt. Ich wunderte mich, wie jene Königin sich Illusionen über ihre Macht machte und war fast versucht, sie zu verspotten. Die Zeit dazu war gut gewählt.

Eine Straße gibt es in den Alpen eigentlich gar nicht, nur Abgründe, bei deren Anblick man schaudert, und Herbergen, Hütten, in denen ich ohne die Matratzen meines Tragsessels nicht hätte schlafen können. Meine Schwangerschaft machte mir viel zu schaffen und nur Herr von Valentinois konnte in diesem Zustande eine solche Reise verlangen.

Eines Abends konnten sich Thiere und Menschen kaum noch auf den Beinen halten und wir fanden nicht einmal eine Hütte. Seit dem Morgen fiel ein feiner Regen und wir fürchteten schon, unter freiem Himmel übernachten zu müssen, noch dazu ohne daß wir einen Stern sähen. Pomarest wurde mit drei Dienern auf Entdeckung ausgeschickt und er kam nach einer Stunde jubelnd zurück: er hatte eine Zigeunerhütte gefunden, was freilich nicht sehr beruhigend lautete; aber wir waren zahlreich und wenn wir unsere Taschen nicht aus den Augen ließen, hatten wir jedenfalls nichts zu fürchten.

»Übrigens,« setzte ich hinzu, »fürchte ich überhaupt die Zigeuner nicht; also vorwärts!«

Mein Muth frischte den der Anderen an. Wir folgten Pomarest und seinen Argonauten trotz dem beschwerlichen Wege und hatten alle eine große Freude, als wir etwas weiterhin Lichtschimmer sahen. Der Gebirgsregen ist eiskalt und wir sehnten uns mehr noch nach einem guten Feuer als nach einem Abendessen.

Herr von Valentinois traf vor mir ein, Pomarest war mir bei dem Absteigen behilflich, der Abbé Paldi schien seinen wenigen Verstand ganz eingebüßt zu haben und den Zwerg hatte man mit den Wagen nach Monaco voraus geschickt.

Wir fanden eine ziemlich große, schwarz verräucherte, völlig kahle Stube, in deren Mitte ein großer Holzstoß brannte, um welchen die ganze Schar auf dem geschlagenen Erdboden saß. Als sie mich sahen, standen Alle auf: ihre Gesichter und namentlich ihre Lumpen hatten durchaus nichts Beruhigendes. Man kann sich schwerlich eine ähnliche Gaunergesellschaft vorstellen. Eine alte gebrechliche Frau hieß uns, ich weiß nicht in welcher Sprache, willkommen; ihre Gebärden deuteten aus friedliche und wohlwollende Absichten; sie zeigte aus das Feuer und winkte uns an demselben Platz zu nehmen.

»Nun,« sagte ich zu Herrn von Valentinois, »befinden wir uns mitten unter Zigeunern; man wird am Hofe viel darüber lachen . . . der Auftrag der Duplessis hat uns Schönes eingetragen.

Ich machte indeß gute Miene zum bösen Spiele und setzte mich auf Kissen aus meinem Tragsessel. Dann blickte ich in dem Kreise umher und bemerkte ein hübsches Mädchen mit schwarzen Augen und braunem Teint, die ich schon anderswo gesehen zu haben glaubte. Als ich sie scharf ansah, stand sie auf, machte mir einen Knix und nickte freundlich dazu, als wollte sie sagen:

»Ja, ich bin's; Sie irren sich nicht.«

Meine Erinnerungen wurden deutlicher und bestimmter; das Mädchen war eine Zigeunerin. Eine der Unterthanen meiner befreundeten Königin. Ich redete sie in dem Dialekt unserer Gegend an; ihre Augen glänzten sofort noch lebhafter und sie antwortete mir

alsbald. Ich fürchtete nun nichts mehr, wir waren gerettet. Ich fragte sie, warum sie ihren Volksstamm verlassen habe und warum sie so ferne von Spanien und Bearn sey.

»Ich bin Ihretwegen da und nicht allein.«

»Meinetwegen?«

»Glauben Sie, daß eine Gitana das Kind ihrer Milch vergißt? Hat sie Ihnen nicht versprochen, daß Sie überall Schutz finden würden? Wir erwarten Sie schon längst; nun werden wir Ihnen folgen und unsere Zelte in Ihrem Lande aufschlagen.«

»In Monaco?«

»Ja.«

Die Nachbarschaft war nicht eben verlockend und ich sollte da meinen Unterthanen ein seltsames Geschenk machen. Jetzt war indeß die Zeit nicht, Gegenvorstellungen zu machen und ich stellte mich sehr dankbar.

Die alte Frau, die uns empfangen hatte, war auch aufgestanden und hörte uns zu, mit einem male aber unterbrach sie uns mit einigen Worten in ihrer unbekanntenen Sprache, das Mädchen drehte sich um zu mir und sagte:

»Die Mutter hat mit Ihnen zu reden.«

»Was will sie von mir?«

Sie sprachen weiter und das Mädchen sah sehr erschrocken aus.

»Die Mutter sieht Unglück,« fuhr sie nach kurzem Nachdenken fort; »sie sagt, Sie reisten nach einem Orte, über den Sie viele Jahre Ihres Lebens viele Thränen vergießen und wo Sie viel Trauriges erfahren würden.«

Ich lächelte darüber. Als die Alte dies sah, streckte sie ihren Arm wie drohend nach mir aus und über ihre Lippen ergoß sich ein Sturm von unverständlichen Worten.

»Was sagte die Mutter?« fragte ich.

»Sie sagt, Sie dürften nicht spotten, sondern müßten glauben.«

»Nun,« entgegnete ich, »recht gern glaube ich, daß ich in Monaco viel weinen werde; das Übrige verstehe ich nicht.«

»Das gilt auch nicht von Monaco.«

»Von wem sonst?«

»Ich weiß es nicht; sie sagte es nicht.«

»In Pignerol also. Vielleicht hält man mich da auch gefangen.«

Die Alte hatte sich wieder gesetzt, den Kopf mit ihrem Kleide verhüllt und schien keine Lust zu haben, sich näher zu erklären. Nach einer Viertelstunde erst sprach sie, ohne ihre Stellung zu verändern, die Worte:

»Was Sie am meisten lieben! Was Sie am meisten lieben!«

Ich schauderte als die Gitana mir diese Worte wiederholte. Peguilhin war also offenbar von einer Gefahr bedroht. Ich fragte, ich bat, ich drohte; weder Fragen, noch Bitten, noch Drohungen konnten der Alten eine Antwort entlocken. Herr von Valentinois, der von allen dem nichts verstand, machte ein höchst seltsames Gesicht; so lange das Gespräch dauerte, sah er bald mich bald die Zigeunerin an, bis er bemerkte, daß ich besorgt und unwillig sey.

»Behandeln die Elenden Sie nicht mit der nöthigen Ehrfurcht?« fragte er zornig.

»Nein, nein, beunruhigen Sie sich nicht.«

Er erfuhr nichts mehr.

Unterdeß wurde ein Abendessen für uns bereitet, so gut es möglich war und Jedermann sprach leise, ich weiß nicht warum. Die Zigeuner sprachen gar nicht, aber sie blickten mit gierigen Augen auf das Silbergeschirr, das meine Leute auspackten. Wir hatten kein anderes bei uns und mußten doch von irgend etwas essen. Ich wurde besorgt und sprach mich gegen meine kleine Freundin darüber aus; sie antwortete aber, nach den Befehlen meiner Großmutter-Amme wären wir in völliger Sicherheit und es würde uns nicht das Mindeste entwendet werden. Ich darf indeß nicht verschweigen, daß uns bei der Ankunft in Monaco drei silberne Teller fehlten. Man beschuldigte die Zigeuner, die indeß vielleicht gänzlich schuldlos waren.

Matt hatte meine Lagerstätte bereit gemacht und ich legte mich nieder. Die Blondeau setzte sich zu meinen Füßen; Monaco und die Leute wachten; man durfte doch den Zigeunern nicht zu viel trauen.

Am andern Morgen leerte ich meine Börse in die Schürze des Zigeunermädchens aus; sie vertheilte aber Alles unter die Andern und behielt nichts für sich. Ich wollte Ihr anderes Geld geben, aber sie wies es zurück und mit Mühe nöthigte ich ihr einen Ring auf.

Von diesem Augenblicke an bis nach Pignerol begegnete uns nichts Erwähnenswerthes.

Als wir vor der Feste ankamen, schnürte sich mein Herz zusammen. Ich dachte an die Prophezeiung der alten Zigeunerin; wer mochte da eingeschlossen seyn? An dem Thore fanden Unterhandlungen statt, ehe man öffnete und uns einließ. Endlich senkte sich die Zugbrücke, das Fallgitter wurde aufgezogen und wir gelangten hinein; ein Mann erwartete uns mit dem Hute unter dem Arme und sprach mit meinem Manne, der ihn »Herr Kommandant« nannte. Im Fackelscheine erkannte ich Herrn von Saint-Mars, den Hüter und Tyrannen des unglücklichen Philipp.

Zwölftes Kapitel.

Ich erschrak bei dem Anblicke des Mannes. Philipp war gewiß auch da. Meine Lippen öffneten sich bereits um zu fragen was aus ihm geworden sey, aber ich erinnerte mich noch zu rechter Zeit, daß man alles dies ganz geheim gehalten wissen wollte und nahm mir vor, List und Gewandtheit aufzubieten, um etwas über den Unglücklichen zu entdecken.

Valentinois erkannte zum Glück den Mann nicht, den er in Avignon gesehen hatte, und der Andere stellte sich als kenne er ihn auch nicht. Herr von Saint-Mars ist gar klug.

Wir wurden mit allen möglichen Ehren empfangen; die Besatzung stand unter den Waffen. Ich sah mich nur um den armen Philipp um, erblickte ihn aber nicht und Niemanden, der ihm glich. Ich glaubte, man halte ihn noch eingesperrt, um ihn für seine Flucht zu strafen. Herr von Saint-Mars ging in den dunkeln Gängen vor uns her, führte uns eine ganz finstere Treppe hinauf und mir war es als schnüre sich mein Herz zusammen, ohne daß ich hätte sagen können warum. Es war eine Ahnung der Zukunft.

Man geleitete uns in einen unermeßlich großen Saal, der mit Leder ausgeschlagen war, auf welchem man noch verblichene goldene Verzierungen sah; eine stark rauchende Lampe beleuchtete nur die Mitte. Man zündete für uns die Kerzen eines mehrarmigen Leuchters an, aber es war so kalt, daß ich an allen Gliedern zitterte.

»Frau Herzogin,« sagte der Kommandant zu mir, »dieses Zimmer ist Ihrer unwürdig, aber ich empfangen Sie wie ich kann, nicht wie ich will. Der Dienst des Königs schreibt mir gänzliche Zurückgezogenheit vor. Ich bin allein in dieser Feste und die Lebensweise eines alten Soldaten ist nicht die einer Fürstin. Sie werden mich also entschuldigen.«

»Sie leben allein hier?« fragte ich.

»Mit meinen Offizieren, ja, und sie sind nicht eben zahlreich.«

»Haben Sie viele Gefangene?«

»Ihre Zahl weiß ich nicht auswendig.«

Das hieß: »darüber fragen Sie nicht, Sie erfahren nichts.«

Valentinois hatte, nach seiner Gewohnheit, bereits nach seinem Zimmer gefragt; er behielt immer eine und dieselbe Miene und jeden Abend muß er sich eine Viertelstunde mit seinem Kammerdiener unterhalten. Ich war allein mit dem Kommandanten; ich wagte etwas.

»Ich bin Ihnen noch Dank und Erkenntlichkeit schuldig,« begann ich, »und ich vergesse es nicht. Vor zwei Jahren leisteten Sie mir und meiner Mutter in Languedoc einen großen Dienst.«

Er verbeugte sich ohne zu antworten.

»Ich habe doch die Ehre von Ihnen wieder erkannt zu werden.«

»Zweifeln Sie, Frau Herzogin?«

»Sie hatten damals Ihren Herrn Sohn, glaube ich, oder einen Neffen bei sich; ich sehe ihn hier nicht; wo ist er?«

Ich gab mir Mühe, diese Worte so gleichgültig als möglich zu sprechen, aber meine Stimme zitterte doch. Herr von Saint-Mars nahm eine tiefbetäubte Miene an und antwortete mir:

»Er war leider weder mein Sohn, noch mein Neffe, sondern ein Mündel, aber Gott hat ihn zu sich genommen; er ist gestorben.«

Ich fühlte, daß ich erblaßte und es wurde mir schwer mich zu beherrschen; ich wußte recht wohl, daß ich beobachtet wurde und die Blicke dieses Mannes durchbohrten mich wie Pfeile. Ich schlug die Augen nieder; als ich sie wieder aufschlug, sah er mich noch immer an, aber mit triumphierendem Ausdrücke, der mir alles verrieth. Er täuschte mich, Philipp lebte noch; Philipp war in Pignerol, ich fühlte es in mir, ich war fast davon überzeugt. Von diesem Augenblicke an nahm ich mir vor alles zu erfahren. Um diesen Zweck zu erreichen, mußte ich mit dem Kerkermeister Komödie spielen und ihn von meinem Bedauern überzeugen; denn er wußte gewiß von unserem Verhältnis mehr als ich ahnte.

»Ach, es ist traurig, recht traurig, so jung zu sterben? An was haben Sie ihn verloren?«

»An einer Brustentzündung, Frau Herzogin; er hatte sich auf der Jagd, die er sehr liebte, zu sehr erhitzt.«

Ich seufzte mit überraschender Natürlichkeit. Er meinte, ich glaube ihm, und er täuschte sich um so mehr, als ich eine sehr betrübte Miene machte, nach deren Ursache selbst Valentinois fragte. Ich aß nicht zu Abend, obwohl die Gerichte leidlich waren. Der Kommandant nöthigte mich sehr. Mein Gott, wie haßte ich den Mann!

Mein Mann hätte seine Sache nicht besser machen können als er es that, wenn ich ihn in das Geheimnis gezogen. Er erklärte zwei Tage in Pignerol bleiben zu wollen, um Menschen und Vieh ausruhen zu lassen; gleichzeitig konnte wegen des Gefangenen verhandelt werden. Herr von Saint-Mars war vollkommen geneigt. Die Absichten des Ministers zu unterstützen und ihm angenehm zu seyn, besonders nachdem er den Brief gelesen hatte, in welchem mein Vater von der Königin Mutter erzählte. Er ging in der Gefälligkeit so weit uns zu sagen, daß wir ihn sehen könnten.

»Man kann also die Gefangenen hier sehen?« fragte ich so unschuldig als möglich.

»Nicht Jedermann kann sie sehen und auch nicht alle, Frau Herzogin; aber dem Herrn Herzoge kann ich nichts abschlagen.«

»Wie leben sie? Sind sie allein? Haben sie irgend ein Vergnügen, eine Zerstreung?«

»In dem Gefängnis ist man nicht um sich zu zerstreuen, indeß thue ich Alles, um meinen Pflegebefohlenen das Leben so angenehm als möglich zu machen. Ich ziehe sie bisweilen an meinen Tisch und Manchen erlaube ich auch, einander zu sehen und zu sprechen; sie gehen spazieren, sie spielen Karten, ich leihe ihnen Bücher und die Zeit vergeht.«

»Befinden sich viele in einsamer Haft?«

»Ein einziger, Frau Herzogin.«

»Ach, einsame Haft ist etwas Entsetzliches. Der Gefangene ist stets allein, er verläßt sein Gefängnis nicht, er darf mit Niemanden ein Wort sprechen. In Pignerol war ihr Aufenthalt ein dicker Thurm mit drei eisernen Thüren und besonderer Wache. Die Gitter am Fenster waren so eng, daß keine Fliege hindurchkriechen konnte.«

»Beruhigen Sie sich, Frau Herzogin,« sagte Saint-Mars, »Ihr

Schutzempfohlener ist da nicht.«

Nein, er war wohl nicht da, aber eine Ahnung sagte mir, Philipp sey da, Philipp, der Knabe aus dem Walde von Vincennes, der Jüngling aus dem Schlosse in Languedoc, leide und schmachte hinter diesen Mauern, unter der Hand dieses Henkers. Ich beobachtete die Gesichter aller Anwesenden, als könnte ich da etwas von diesem Geheimnisse entdecken, und in diesem Augenblicke sah ich einen Bedienten hinter dem Stuhle des Kommandanten, der mir bekannt vorkam; ich wußte nicht wo ich ihn gesehen hatte, aber zum ersten Male sah ich ihn nicht. Er schien eine Art Faktotum zu seyn und das ganze Vertrauen seines Herrn zu besitzen. Seine braune Farbe, seine schwarzen Augen, seine weißen Zähne machten ihn sehr kenntlich; er war offenbar ein Zigeuner. Als ich so weit war, erinnerte ich mich auch, daß er zu der Gesellschaft meiner guten Freundin gehört habe.

Er that gar nicht als habe er mich jemals gesehen, natürlich. Unwillkürlich fand ich seine Gegenwart in der Feste auffällig.

Gleich nach dem Abendessen beurlaubte ich mich von dem Kommandanten und begab mich in mein Zimmer, wo die Blondeau mich mit Ungeduld erwartete, wie ich an den Blicken bemerkte, welche sie dem Herzoge zuwarf, der nicht gehen wollte. Endlich schickte ich ihn fort und schnell schloß sie zu.

»Madame, Madame! Etwas Neues!«

Philipp ist hier, nicht wahr?«

»Wer hat es Ihnen gesagt?«

»Niemand, aber ich weiß es.«

»Still! man kann uns hören und Gott weiß was dann geschähe . . . Ich bitte um Verzeihung für meine Kühnheit . . . «

»Ich verzeihe Dir, sprich leise, wenn Du willst, aber schnell.«

»Haben Sie den Haushofmeister bemerkt?«

»Ja, er ist ein Zigeuner von Bidache.«

»Und Ihretwegen ist er hier.«

»Meinetwegen? Er auch?«

»Ja, Madame, und seit zwei Jahren. Seine Königin bat ihn zu dem

Herrn von Saint-Mars geschickt, weil dieser in Ihrem Horoskop vorkommt und beaufsichtigt werden muß.«

»Herr von Saint-Mars in meinem Horoskop?«

»Ich weiß es nicht, aber es ist so. Der Zigeuner hat Ihre Ankunft vorher gewußt und erwartete Sie. Mich erkannte er auch und er sprach mit mir. Sein Herr schenkt ihm völliges Vertrauen; er rettete ihm einmal das Leben in einem Hinterhalte — den er ihm erst zu diesem Zwecke gelegt hatte — und seitdem vermag er Alles bei dem Herrn Kommandanten, den außer ihm Alle fürchten.

»Und er hat von Philipp gesprochen?«

»Ja, Madame, das heißt Sie glauben, der Gefangene sey Philipp, er weiß es nicht. Er weiß nur, daß sich ein Gefangener hier befindet, den Niemand sehen darf, welcher die Messe nur auf einer vergitterten Tribüne hört und eine *eiserne Maske* vor dem Gesichte trägt, sobald der Schließer oder ein Soldat zu ihm kommt; er nimmt die Maske nur ab, wenn er allein ist. Herr von Saint-Mars bleibt Stunden lang bei ihm und bisweilen hört man den armen Unglücklichen schreien, trotz den dicken Mauern, die ihn einschließen. Er ist sehr krank gewesen und der Arzt, der ihn behandelte, kam nur selten und sah ihn auch nur mit der eisernen Maske. Man läßt ihm weder ein Eß- oder ein Federmesser; man schneidet ihm die Federn zum Schreiben, aber was er schreibt, gelangt nur in die Hände des Herrn von Saint-Mars. Kurz, er ist ein sehr beklagenswerther Gefangener, von dem hier Jedermann spricht.«

»Hat ihn dein Zigeuner gesehen?«

»Ja, er sieht ihn oft, aber nie allein.«

»Wie konnte er Dir das erzählen und warum erzählte er es?«

»Als man mich hierher geführt hatte und ich mich mit Ihrer Toilette beschäftigte, kam er unter der größten Vorsicht herein und fragte mich, ob ich ihn erkenne; als ich dies bejahte, theilte er mir mit, was ich Ihnen eben erzählt habe und empfahl mir Sie davon zu benachrichtigen, weil Sie es erfahren müßten, wie seine Königin ihm befohlen.«

Ich dachte über die Sache nach und entwarf sofort einen Plan. Ich

wollte mich zu dem Gefangenen bringen lassen und, wenn es Philipp war, wie ich gar nicht zweifelte, ihn retten oder wenigstens ihn trösten. Aber wie dies anfangen?«

Mein Zustand machte jede Verkleidung unmöglich; daß ich aber unter meinem Namen und in meinem gewöhnlichen Anzuge nicht in den Kerker kommen könnte, stand außer aller Frage, selbst wenn mir der Zigeuner behilflich seyn wollte. Entschlossen war ich indeß fest, ihn zu sehen, und man weiß es schon, daß ich alles thue was ich will, trog aller Hindernisse.

»Hole mir den Zigeuner!« sagte ich zu der treuen Blondeau, »ich will mit ihm reden.«

»Er wird kommen, Madame, er wird kommen, sobald Alle sich zur Ruhe begeben haben, und zwar durch mein Zimmer, so daß nur ich gefährdet werde.«

»Arme Blondeau! Wenn man ihn sieht, wird es heißen, er sey dein Liebhaber und Du fändest schnell einen.«

»Mir gleichviel, da es im Dienste meiner gütigen Herrin geschieht.«

Das Mädchen ist mir immer mit unerschütterlicher Treue ergeben gewesen.

Ich wartete zwei Stunden auf den Zigeuner und hatte mich niedergelegt, da ich Schmerzen litt; endlich kam er und er küßte mein Bett ehrerbietig. Ich blickte ihn an als wollte ich ihm bis in die Seele sehen, denn man mußte sich vorsehen, keinem Verräther sich anzuvertrauen; man konnte dann recht wohl ein ganzes übriges Leben in der Bastille verbringen. Er hielt meinen Blick ruhig aus und ich freute mich darüber, denn ich liebe die Keckheit.

»Du willst mir dienen?«

»Ich habe Befehl dazu.«

»Sehr wohl. Was hast Du mir zu sagen?«

Er erzählte mir was ich schon wußte, nur ausführlicher; er beschrieb mir die Figur, die Stimme, das Wesen des Gefangenen, so daß mir kein Zweifel mehr blieb, es sey Philipp. Er bestätigte mir, was die Blondeau gesagt hatte. Seine Königin habe befohlen mir

Alles mitzutheilen, aber keinen andern Zweck dafür angegeben, als daß ich mich dafür interessiere, und *es stehe geschrieben*, daß mir mein ganzes Leben hindurch Außerordentliches mit jenem geheimnißvollen schönen Manne begegne.

Mein Herz schlug ungestüm während ich zuhörte und mein Kopf füllte sich mit tausend Gedanken und Plänen. Der arme Philipp! Er war da, ganz in meiner Nähe, und ich sollte ihn nicht sehen, nicht trösten! Nein, alle Saint-Mars in der Welt durften und sollten das nicht hindern.

»Gitano,« sagte ich, »ich muß den Gefangenen sehen.«

»Ach, Madame, ich könnte leichter den dicken Thurm in Brand stecken, als Sie hinein bringen.«

»Ich will ihn sehen.«

»Es ist unmöglich.«

»Kann er auch nicht herauskommen?«

»Nein.«

»Ich verlange aber, daß Du ihn zu mir bringst, weil ich nicht selbst zu ihm gehen kann.«

»Wie wäre es möglich?«

»Das weiß ich nicht; Du hast es möglich zu machen.«

Der arme Zigeuner riß die Augen maßlos weit aus; der Schweiß trat ihm auf die Stirn, denn er *mußte* mir gehorchen, die *Mutter* befahl es und das war ein Gesetz auf Leben und Tod.

»Madame, gnädige Fürstin, haben Sie Mitleid mit mir!« jammerte er endlich.

»Ich will den Gefangenen sehen.«

Er stand unbeweglich da, als er diese Worte hörte und schien in den Boden eingewurzelt zu seyn. Ich war so fest entschlossen, ich hatte so unwiderstehliches Verlangen, meinen Jugendfreund zu sehen, daß ich unerschütterlich blieb. Mit einem Male schlug er die Hände zusammen und sagte:

»Nun, . . . Sie sollen ihn sehen, Madame, Sie sollen ihn in der nächsten Nacht sehen, wenn ich nicht vorher gehangen werde. Daß ich nachher gehangen werde, ist ziemlich sicher, aber gleichviel, Ihr

Befehl ist doch vollzogen worden.«

Während er dies sagte, wurde zweimal an die Thür meines Zimmers geklopft.

Dreizehntes Kapitel.

Wir erschrakten gewaltig, zumal wir draußen Herrn von Saint-Mars rufen hörten: »Fürchten Sie nichts, Frau Herzogin, ich bin es; haben Sie die Güte aufzumachen.«

Der Zigeuner verschwand so rasch durch die kleine Thür, daß man es kaum sah. Die Blondeau sah mich fragend an; ich zitterte, wollte aber doch alles erfahren.

»Daß den Herrn Kommandanten eintreten,« sagte ich ihr.

Er trat ein und sah sich in dem Zimmer um, in welchem er ohne Zweifel nichts Gefährliches erblickte, denn die gerunzelten Augenbrauen glätteten sich wieder. Er verbeugte sich und bat um Verzeihung, daß er zu solcher Stunde sich zu zeigen wage, aber es sey so eben ein Courier von dem Hofe angekommen, der wichtige Nachrichten und auch einen Brief meines Vaters an mich bringe.

Die Nachrichten waren die Ungnade Fouquet's, seine Verhaftung in Nantes, seine Verschwörungen und seine Abenteuer mit den schönen Damen. Der Brief meines Vaters enthielt nur die Worte:

»Liebe Tochter, laß den Schützling des Herrn Fouquet wo er und wie er ist, und mache Dich dem Herrn von Saint-Mars angenehm, welcher bei Colbert gut steht und uns Allen nützlich seyn kann. Der Bote wird Dich hoffentlich in Pignerol treffen; wenn Du nicht mehr dort seyn solltest, schreibe an den Kommandanten und lade ihn auf einige Stunden nach Monaco ein . . . Er ist ein guter Nachbar und man kann nicht wissen wie er es in der Zukunft vergilt.

Dein Dich liebender Vater,

Gramont.

Mein erster Gedanke war, mein Mann würde am nächsten Tage abreisen wollen, aber die Empfehlung des Marschalls beruhigte mich. Der Kerkermeister mußte gewonnen werden und wir hatten

nur vierundzwanzig Stunden dazu. Um sicher zu gehen, begann ich sofort.

Ich rief mein liebenswürdigstes Lächeln zu Hilfe und sah ihn an; ich bemerkte, daß er mich aufmerksam beobachtete.

»Gehörte Herr Fouquet zu Ihren Freunden?« fragte ich.

»Nein, Frau Herzogin.«

Die Antwort war kurz und schneidend wie jene eines Mannes, der nicht mit sich handeln läßt. Ich wußte was ich hinzuzusetzen hatte.

»Ich dachte mir es wohl und es mußte so seyn. Die Art jenes Mannes gefällt nur mittelmäßigen Leuten. Er warf das Gold der ersten Schönen zu, die ihm gefiel. Da ist Colbert ein ganz anderer Mann!«

Er beobachtete mich noch immer.

»Ja,« antwortete er langsam, »Colbert ist ein eifriger, thätiger Mann, der etwas versteht, gerecht und verschwiegen; ist er nicht auch ein Zögling des Cardinals Mazarin?«

»Allerdings. Der gute Cardinal hatte mich so lieb!«

»Er liebte Sie, Frau Herzogin?« Ich bitte um Verzeihung, ich bin unbescheiden, ich sollte gehen und Ihnen Ruhe gönnen.«

Er verbeugte sich lächelnd. Das Lächeln war aber diesem Gesichte so fremd, daß es auf demselben nicht weilen konnte und alsbald wieder verschwand.

»O nein, Sie stören mich nicht . . . Ich kann noch nicht schlafen, wie Sie sehen, ich habe meine Frauen wieder gerufen . . . Der Cardinal liebte mich wegen meines Großoheims — des Cardinals von Richelieu.«

Die Blondeau hatte ihm einen Stuhl gebracht, er setzte sich und wir plauderten weiter . . . Ich bot alle meine Grazie auf, hörte ihn geduldig an, widersprach ihm nicht und so gelang es mir, daß dem Bär die Klauen abgefeilt werden konnten. Er ging erst zwei Stunden später von mir, ganz gefesselt, nicht durch ein Versprechen, nicht durch ein Geständnis, sondern einfach durch eine gewandte Schmeichelei. Es war dies eine der wenigen Gelegenheiten in meinem Leben, wo ich mir die Mühe gab mich zu verstellen und zu

heucheln. Philipp hätte mir es danken sollen, denn es ist mir widerwärtig.

Am andern Tage erfuhr Herr von Valentinois Alles; er hatte durchaus nichts geahnt und nichts gemerkt, denn sein Schlaf widersteht selbst den Hofungewittern. Von dem Zigeuner hatte ich nichts wieder gehört und die Blondeau, die ihn in meinem Auftrage aufsuchte, konnte ihn den ganzen Tag nicht erblicken. Der Kommandant ließ uns das Essen in mein Zimmer bringen und fragte, ob er, ohne zu stören, bei mitspeisen könnte. Wie gern sagte ich zu! Ich heuchelte und schmeichelte noch mehr als am vorigen Abende und er trug mir was ich sehnlichst wünschte, zum Zeitvertreibe einen Spaziergang in der Feste an.

Ich folgte ihm auf die Wälle; ich stieg Stufen hinauf, die gar kein Ende nahmen und ich stellte mich unwissend — über viele Dinge, die mir gar wohl bekannt waren, um ihm das Vergnügen zu machen, sie mir zu erklären. Er zeigte mir die leeren Kerker und alle Annehmlichkeiten eines Staatsgefängnisses. Vielleicht habe ich die Zelle Lauzun's gesehen! Seit er an diesem fürchterlichen Orte ist, sehe ich ihn unaufhörlich vor mir und ich wandere ganze Nächte lang umher, um ihn zu finden.

Damals dachte ich nur an den armen Philipp; ich sah den gewaltigen Thurm vor mir, in dem er sich ohne Zweifel befand. Die Fenster hatten drei Gitter, oder es waren vielmehr nur Löcher, keine Fenster; das Licht konnte nur wie in einen Trichter hinein gelangen. Ich schauderte. Saint-Mars sagte darüber kein Wort; er erklärte mir Alles, dies ausgenommen und ich wagte es nicht, ihn zu fragen.

Einmal glaubte ich etwas wie einen weißen Punkt am Ende dieser drei Gitter zu bemerken; der Kommandant sah es wie ich, denn er zuckte sehr merkbar, wenn er auch sich sofort beherrschte. Ich that als bemerkte ich nichts; mein Mann sah in der That nichts.

Nach einem langen Spaziergange kamen wir ziemlich ermüdet und sehr verstimmt zurück. Ich begab mich in meine Zimmer, um die Blondeau zu fragen, ob sie von dem so seltsamer Weise verschwundenen Zigeuner nichts zu melden habe. Sie hatte ihn nicht gesehen und ich begann für ihn zu fürchten. Wir setzten uns zu

Tische und er erschien nicht als Haushofmeister. Ich erblickte unbekannte Gesichter. Wollte der schlaue Fuchs von Kommandanten mich durch seine Freundlichkeit sicher machen und war er von unserm Einverständnis unterrichtet? Mein Gott, wenn er mich nicht wieder aus der Feste hinausgelassen hätte! Gleichwohl gehöre ich zu den Leuten, die etwas um so mehr wünschen je schwieriger es ist. Ich kam in fieberhafte Aufregung bei dem Gedanken Philipp nicht zu sehen, ihn unglücklich zu wissen, so nahe bei ihm zu seyn und doch kein Wort mit ihm sprechen zu können. Warum hielt man ihn überhaupt fest? welches Verbrechen hatte er begangen? Wer war der Unglückliche? Ich konnte aber das nicht aus den Gedanken bringen und je länger ich an ihn dachte, um so schöner trat sein Bild vor mich.

Herr von Valentinois war meine Vorsehung. Er fragte in aller Unschuld und Einfalt Herrn von Saint-Mars, wo der sonnverbrannte Haushofmeister vom vorigen Tage sey, der so sehr gewandt serviert habe. »Ich möchte wohl auch so einen haben,« setzte er hinzu; »meine Frau verdirbt mir alle Leute; immer und ewig sollen sie Alles ungeschickt und verkehrt machen und aus Furcht ungeschickt zu seyn, werden sie es wirklich.«

»Ach,« entgegnete der Kommandant mit einem, wie es hieß, ehrlichen Lächeln, »Sie haben meinen armen Basto bemerkt, Herr Herzog? Er ist in der That ein sehr gewandter und ein sehr braver Bursch. Er hat mir das Leben gerettet und ist mir völlig ergeben; auch besitzt er allein mein Vertrauen und ich verheimliche ihm nichts. In diesem Augenblicke hat er etwas Wichtigeres zu thun, als bei Tafel aufzuwarten: hoffentlich werden Sie nicht schlechter bedient.«

»Wir belästigen Sie sehr, fürchte ich, Herr Kommandant,« setzte ich sehr freundlich hinzu, »deshalb werden wir auch morgen aufbrechen.«

Er antwortete mit Komplimenten und in der That, er sah uns nicht ungern, namentlich aber seine Offiziere, die sich an dieser abgelegenen Stelle, hinter diesen grauen Mauern tödtlich langweilen mußten. Sie waren fast auch Gefangene. Wir gingen dann in den

Saal; der Kommandant ordnete das Spiel an und verschwand auf zwei Stunden. So konnte ich ungehindert einen kleinen recht hübschen Fähnrich ausfragen, dessen Augen sich von mir fast nicht abwandten und der mir wahrscheinlich noch etwas ganz Anderes offenbart hätte, als die Geheimnisse des Gefängnisses, wenn ich es ihm erlaubt. Er ließ sich nicht lange bitten mir zu antworten. Ich erfuhr, daß in dem dicken Thurme ein Unbekannter eingesperrt sey, von dem der Kommandant nie spreche, mit dem er bisweilen ganze Tage verbringe, ohne daß man ihn hinein- oder herausgeben sehe. Ohne Zweifel ist der Gefangene eine sehr hochgestellte Person, denn man bringe ihm das feinste Essen auf Silber. Dies besorge nur Basto, aber man frage diesen vergebens, denn er bleibe stumm wie der Kommandant selbst. Die Wache stehe unten an dem Thurm und Niemand habe jemals nur die erste Treppenstufe betreten. Herr von Saint-Mars sey mit diesem Manne angekommen und derselbe habe einen Mantel und auf dem Gesichte eine schwarze Maske getragen. Seitdem sey die Zahl der Mannschaft verdoppelt worden und Niemand dürfe mehr aus der Zitadelle hinaus, deren Thor geschlossen und deren Zugbrücke aufgezogen blieben. Das war gewiß hinreichend, hundert Frauen neugierig zu machen.

Endlich kam der Kommandant zurück und entschuldigte sein Ausbleiben, ohne indeß Gründe dafür anzugeben. Ich gab mir mehr Mühe als je, liebenswürdig gegen ihn zu seyn. Ich lud ihn nach Monaco ein und stellte ihm vor, daß er eine Erholung bedürfe und der Dienst des Königs eine kurze Abwesenheit wohl gestatte. Er dankte mir sehr, behauptete aber bestimmt, die Einladung durchaus nicht annehmen zu können.

»Wenn nicht ein ganz unerwarteter Umstand eintritt, kann ich mich in langer Zeit von hier nicht entfernen. Ich bin der Diener Sr. Majestät und muß auf meinem Posten bleiben. Die Aufgabe ist vielleicht schwer, aber ich habe sie übernommen und werde sie durchführen.«

Endlich wurde es Abend. Wir zogen uns zurück, da wir am nächsten Tage unsere Reise fortsetzen wollten. Ich seufzte vor Ärger und Sehnsucht. Meine Wünsche sollten, wie es schien, an diesen unzugänglichen Mauern und dem noch unzugänglicheren Manne

scheitern. Ich ließ mich auskleiden, ohne ein Wort zu sagen; die Blondeau kannte meine Laune schon und sprach auch nicht, nur glaubte sie mir melden zu müssen, daß sie sich eine Freiheit erlaubt habe.

»Der Herr Herzog hat fragen lassen, ob die Frau Herzogin zu sprechen sey und ich antwortete, Sie nähmen keinen Besuch an, weil Sie heute zu ermüdet wären.«

»Gut, Blondeau. Sobald ich zu Bett bin, kannst Du auch gehen; ich werde diese Nacht nicht wachen, nicht lesen. Mache die Thüren gut zu und riegle zu, nur deine nicht, denn ich fürchte mich hier fast.«

Sie war seit etwa einer Stunde fort und ich schlief noch nicht; rings umher herrschte die tiefste Stille und Ruhe, außer in meinem Kopfe. Mit einem Male war es mir, als höre ich leise nach dem Zimmer der Blondeau hin sprechen; ich fürchtete mich nicht; im Gegentheile, ich hoffte, der Zigeuner komme wieder, wie er es am Vorigen Tage versprochen. Ich richtete mich auf, um zu horchen. Keine Thür war geöffnet, kein Möbel verrückt und doch zischelte man, ich konnte nicht zweifeln. Meine treue Dienerin ließ meinem Befehle zu Folge Licht brennen; ich rief sie und sie erschien fast augenblicklich.

»Frau Herzogin, der Zigeuner!«

Er soll kommen, schnell!«

»Aber-, Frau Herzogin, er ist so in Angst, daß er zittert, und ich seine Stimme nicht erkannte. Als er herein kam, schlief ich, er weckte mich sanft, damit ich nicht aufschreien möchte. Ich weiß nicht, warum er mir ganz anders vorkommt wie gestern, und warum ich noch mehr zitterte als er.«

»Gleich viel, laß ihn nur eintreten.«

Sie winkte ihm und er erschien in einen Mantel gehüllt, einen breitkrämpigen Hut, den er nicht abzunehmen wagte, tief herein gedrückt. Dabei winkte er der Blondeau sich zu entfernen, aber so gebieterisch, daß ich staunte. Es war die Gebärde eines Herrn und keine Spur darin von der gehorsamen Unterwürfigkeit eines Zigeuners. Die Blondeau wollte nicht sogleich gehorchen, da er aber noch lebhafter als das erste Mal winkte, ging sie, doch erst nachdem

sie die Kerzen angezündet hatte.

Wir waren allein; Hut und Mantel fielen, *Philipp* war es. Ich konnte einen Ausruf nicht unterdrücken und wäre fast ohnmächtig geworden.

Er sank vor meinem Bette auf die Knie, ergriff meine Hand, die von seinen Lippen fiel und beschwor mich leise bei meinem und seinem Leben mich zu beruhigen und uns nicht zu verrathen. Er war schön, überwältigend schön, bezaubernd schön; seine Ähnlichkeit mit dem Könige war noch auffallender als jemals, nur glich er ihm wie ein Engel einem Menschen gleicht. Es waren allerdings dieselben Züge, aber ich weiß nicht mit welchem Reize, den ich mir nicht erklären konnte und den ich auch nicht zu beschreiben vermag. Ich sah ihn an, ich hörte ihm zu; seine Worte waren Honig, seine Blicke Flammen. Was soll ich sagen? der Eindruck, den er auf mich machte, war gewaltig, sein Unglück so rührend, so unermeßlich.

Ich hatte nicht daran gedacht ihn zu fragen wie er herein gekommen sey; erst sehr spät sagte er es mir und ich werde es nicht verschweigen.

Vierzehntes Kapitel.

Mein Zigeuner war bekanntlich dem Herrn von Saint- Mars auf Tod und Leben ergeben, wenigstens glaubte es der Letztere. Jeden Morgen brachte er mehre Stunden bei dem Gefangenen zu, mit dem er spielte oder dem er Unterricht im Lautenspiel gab, in welchem er Meister war. Später löste ihn der Kommandant ab, der sich mit seinem Gefangenen unterhielt, was diesem nicht gar angenehm war oder sie lasen Bücher zusammen. Herr von Saint-Mars und der Zigeuner behandelten Philipp mit der größten Achtung und sie setzten sich in seiner Gegenwart erst, nachdem sie die Erlaubnis dazu erhalten hatten, die er nie versagte.

An jenem Tage begab sich der Zigeuner wie gewöhnlich zu dem Unglücklichen, theilte ihm meinst Wunsch mit ihn zu sehen und erzählte ihm, welchen Plan er zur Ausführung desselben eronnen habe.

Basto kannte die Örtlichkeiten, selbst die geheimen, so gut als der Kommandant selbst, da er wie dieser auf unbekanntem Wegen im Innern der dicken Mauern sich in das Gefängnis begab. Einer dieser geheimen Gänge zog sich bis zu meinem Zimmer und durch denselben war der Zigeuner am Abend vorher entschlüpft. Entsetzlich! der Zigeuner war hauptsächlich zu einem Zwecke bei Saint-Maus: bei der geringsten Auflehnung, bei dem geringsten Fluchtversuche, bei dem kleinsten Unternehmen gegen den Kommandanten sollte er sich zu dem Gefangenen begeben, und ihm sofort den Dolch in die Brust stoßen. Er war demnach zu gleicher Zeit Gefängnisaufseher und Henker. Glücklicherweise machte ihn mein Stern zu einem Freunde.

Am Vormittage beredeten sich der Zigeuner und der Gefangene, daß der Erstere dem Kommandanten melden solle, der Gefangene sey unwohl geworden, was nichts Ungewöhnliches war. Bei solchen Gelegenheiten blieb der Zigeuner stets bei ihm; er hatte, wie alle seine Landsleute, einige medizinische Kenntnisse, behandelte ihn

nach seiner Art und blieb sogar nicht selten die Nacht über bei ihm. Saint-Mars hatte dagegen nie etwas einzuwenden, denn man muß zugeben, daß er es ihm an nichts fehlen ließ als an der Freiheit und an Liebe. War sein Gefangener krank, so zeigte er selbst sich selten; er verschonte ihn mit seiner Gegenwart aus einer Art Zartgefühl. Deshalb waren denn auch für den Unglücklichen die Tage der Krankheit die schönsten.

Alles ging wie gewöhnlich. Der Kommandant verließ uns, um ihm einen Besuch zu machen, und fand ihn im Bette in einer kaum besieghchen Schlafsucht. Basto sagte dem Kommandanten leise, er habe dem Kranken beruhigende Tropfen gegeben und die Wirkung derselben dürfe nicht gestört werden.

»Pflege ihn gut, Basto,« antwortete der Kommandant; »zwanzig Jahre meines Lebens gäbe ich darum, wenn ich seinen Tod jetzt verhindern könnte.«

»Wenn man ihn in Ruhe läßt, wird er bis morgen schlafen; ich bleibe die Nacht über bei ihm, denn die vollkommenste Ruhe ist das Beste für ihn. Das geringste Geräusch, das ihn weckt, würde die gute Wirkung der Arznei stören. Sie wissen, daß Sie sich auf mich verlassen können; fürchten Sie also nichts, ich bürge für Alles, wenn meine Anordnungen genau befolgt werden.

Saint-Mars kam zu uns zurück; später besuchte er Philipp noch einmal und fand ihn im Bett wie vorher. Basto schloß dann die Thür hinter ihm zu, da er überzeugt war, daß der Kommandant bis zum nächsten Morgen nicht kommen werde. Dann steckte er den Gefangenen in seine eigenen Kleider, während er selbst den Nachtanzug des Gefangenen anlegte und zu größerer Sicherheit sogar die Maske vor das Gesicht nahm, was der Gefangene in Augenblicken der Verzweiflung auch that. Er zeigte ihm dann den geheimen Gang, beschrieb ihm den Lauf desselben und nahm die Stelle Philipps in dem Bette ein. Der brave Basto wagte seinen Kopf, wie er es auch später wieder that. Die Zigeuner sind also: sie gehorchen denen, welche sie schätzen bis zum Tode, hassen aber eben so die, von welchen sie eine Beleidigung erfahren.

Ich brauche nicht mehr zu sagen; alles Übrige läßt sich errathen.

Philipp verließ mich erst mit dem Grauen des Morgens, glücklicher als der König, dem er so ähnlich sah, nachdem er die erste Freude seines Lebens genossen hatte. Er nahm eine ewige Erinnerung mit sich. Seine letzten Worte waren:

»Ich sehe Sie wieder oder sie bringen mich um.«

Was in mir vorging zu schildern, unternehme ich nicht, denn ich weiß es selbst nicht. Ein bisher unbekanntes Seyn eröffnete sich von diesem Tage an vor meinen Augen; ich eilte unbedacht auf diesem neuen Wege hin; ich habe auch seitdem über meine Empfindungen nicht nachgedacht, sondern mich ihnen nach dem Augenblicke und den Umständen hingegeben. Versichern aber kann ich, daß in meinem *Herzen* die einzige Liebe sich nicht geändert hat.

Um Mittag reisten wir ab; der Kommandant gab uns noch ein Frühstück, bei dem ich nicht erschien; ich ließ mir nur eine Tasse Bouillon in mein Zimmer bringen, denn ich fürchtete mein Aussehen. Der Kommandant sah mich erst mit der Reisemaske, am Arme der Blondeau, matt und angegriffen wieder und er beklagte mich.

»Kommen Sie nach Monaco,« sagte ich ihm noch einmal, als ich in meinen Tragsessel stieg; »Sie werden da eine unserer Dankbarkeit entsprechende Aufnahme finden.«

Er sagte den Besuch zu, schien aber sorgenvoll zu seyn. Ahnte er etwas?

Als ich mich hinter meinen Vorhängen befand und ehe der Zug in Bewegung kam, sah ich nach dem Thurme hinauf, in welchem Einer mich so sehr liebte, und meine Augen wendeten sich von ihm nicht ab, so lang ich ihn erblicken konnte.

Sehr bald nachher kamen wir in Monaco an. Mit dem Empfange und den Ehren, die man mir erwies, war ich zufrieden; ich war da Souveränin. Das Volk äußerte große Freude darüber, mich zu sehen. Man baute Triumphbogen, hielt Reden an mich und brachte Geschenke. Ich nahm Alles auf's Beste auf. Monaco ist eine herrliche Gegend, wo man eine bewundernswürdige Aussicht hat. Trotz der Langeweile, die ich in mir fühlte und die mich nie verließ, konnte ich mich dem Reize dieser Gegend nicht entziehen. Das Schloß liegt am Meeresufer in einem Orangenhaine. Es ist nicht sehr

alt, gut meublirt und reich an Dienerschaft und Silbergeschirr. Die Stadt ist nicht groß, ein Fürstenspielzeug, aber die Grimaldi sind doch stolz darauf. Sie haben auch drei Schiffchen, die sie eine Flotte nennen, vier Gendarmen, die ihre Armee ausmachen und zehn Leute, welche der Hof heißen.

Da die Verwandten des Herrn von Valentinois die angesehensten Personen in Italien sind, so hatte man viele eingeladen, mir als Gefolge zu dienen. Alle waren sehr reich, aber lächerlich gekleidet. Sie bewunderten unsere Anzüge, wenn auch mit tadelnden Bemerkungen, besonders die Menge von Bändern und Putz, die wir trugen. Ich erhielt ein sehr großes und sehr dunkles Zimmer mit Vorhängen, die ein ehemaliger Grimaldi aus Konstantinopel mitgebracht hatte. Es kann nichts majestätischer, aber auch nichts trauriger seyn.

Valentinois strahlte vor Freude, hier war er der Erste und brauchte keinen Spott von Höhern zu fürchten. Mit großem Stolze zeigte er mir die Porträts seiner Ahnen und erzählte mir von einem Jeden allerlei Thaten.

»Ich würde Ihnen dies verzeihen,« antwortete ich, »wenn Sie nicht in Bidache gewesen wären; aber Sie müssen wissen, daß ich von Ahnen auch etwas verstehe und die Schlacht von Roncevaux, welcher einer meiner Vorfahren beiwohnte, ist auch nicht erst gestern geschlagen worden.«

Ich glaubte hier recht ruhig, abgesondert von Allen, leben zu können. Es sollte anders kommen, wie man sehen wird. Die Romane endigten für mich nicht, so wenig ich es erwartete.

Fünfzehntes Kapitel.

Monaco ist ein sehr schönes Land und enthält mehre Städte, die ihm ein recht gutes Aussehen geben, namentlich die große und schöne Stadt Mentone. Man hatte mir einen äußerst glänzenden Empfang bereitet und die Herren von Monaco zeigten mich mit einem gewissen Stolze; denn Alles was zu einem französischen Hofe gehört, nimmt überall den ersten Rang ein und die Tochter des Marschalls von Gramont, die Großnichte des Cardinals von Richelieu, der in Europa so gefürchtet und so geachtet war, kann nicht eine geringe Dame seyn.

Am Tage meines Einzuges in Mentone betrachtete ich gleichgültig die Menge der schwarzen Augen, die mich anschauten, und ich glaubte unter den fremden Gesichtern einige mir bekannte zu erkennen, meine Leibwache, die Zigeuner. Ich wunderte mich darüber, daß an dem Hofe, wo ich von meiner Familie umgeben war, von ihnen nichts bemerklich wurde, wogegen sie alsbald sich einfanden, wenn ich allein und fern von den Meinigen war. Noch etwas Anderes fiel mir auf. Bei meinem Anblick nahm ein Jeder den Hut ab, sie schrien, während sie den Hut schwenkten, und rissen dabei den Mund weit auf, wie kleine Vögel, die gefüttert seyn wollen. Nur ein Einziger, in einem braunen Mantel, der sich hinter den Anderen verbarg, behielt seinen braunen Filz auf. Ich wurde neugierig, denn er schien sich zu vervielfältigen und ich sah ihn an allen Straßenecken.

In der Nacht konnte ich wegen der Hitze und meiner Schwangerschaft, die mich angriff, nicht schlafen, ich trat deshalb an das Fenster, um die reine, von Orangenduft erfüllte Luft zu atmen; der Mann im braunen Mantel und Hute ging richtig auf und ab und zwar ziemlich fern von den Schildwachen, um von diesen nicht belästigt zu werden. Ich zeigte ihn der Blondeau, denn da ich ihn besser betrachten konnte, hätte ich ihn zu erkennen geglaubt, wenn dieser Gedanke nicht gar zu seltsam gewesen wäre. Ich kam

indessen wieder davon ab, wurde entbunden, bekam einem Sohn und dachte an weiter nichts.

Ich liebe die Kinder keineswegs sehr und halte sie für sehr lästig; da indeß mein Gemahl einen Erben seines Namens hatte, konnte ich stolzer seyn und hatte eine weit bessere Stellung in der Familie, in der ich eine Macht wurde. Ich spielte die Königin ganz gut, hielt meinen Hof, um zu zeigen, wie ich mich auf einer andern Bühne benommen haben würde und nie wurde das Fürstenthum so am Gängelbände geführt als damals; man tanzte überall.

Man macht sich keine Vorstellung von den Kriegen, deren Zeugen Monaco und unsere Herkulesbrücke zur Zeit der Guisen und Ghibellinen waren, als die Herren von Spinola und von Grimaldi einander den Besitz dieses Felsens streitig machten, der endlich den Letzteren verblieb. Es gibt in Monaco noch viele Gemälde und Bilder, welche jene Heldenthaten darstellen. Sie machen eine große Hälfte der Galerie im Palaste aus, in welcher sich aber auch einige sehr werthvolle Stücke befinden. Auf einem jener Bilder sieht man Franz von Grimaldi, der sich selbst und die Seinigen in Mönchskutten gesteckt hat und die Spinola-Ghibellinen aus der Stadt treibt, nachdem er ihrer drei Viertheile erschlagen hat. So war es damals. Von jener Verkleidung schreiben sich die Schildträger der Grimaldi, zwei Mönche, her, welche in der einen Band ein Schwert emporstrecken, mit der andern das Wappenschild der Familie halten.

Unter den andern Gemälden befand sich namentlich eines, dessen Gegenstand ich nicht errieth und das mich sehr beschäftigte. In der Mitte sah man einen Sarazenen in kostbarer Kleidung in einer Kirche, einer sehe schönen ebenfalls knienden Dame gegenüber knien. Beide hatten die Hände gefaltet und beteten inbrünstig. Rund umher in kleinen Kreisen waren andere Szenen dargestellt, so wie große Wälder, Landschaften, Schiffe, Gefechte, ein Weib, das einen Dolch nach einem Andern zückte, dieselbe Sünderin mit aufgelöstem Haar an einen Baum gebunden, geraubte Frauen, Feuersbrünste und dergleichen und darin stets im Vordergrund der Sarazene, der hieb und stach und sengte, alles von lateinischen und italienischen unleserlichen Schriftstellen aus dem zehnten

Jahrhundert begleitet.

(Ich hatte zu erwähnen vergessen, daß meine Unterthanen mich italienisch anredeten, daß mir es langweilig war, in dieser Sprache zu antworten und ich also mit meinem gewöhnlichen Selbstvertrauen französisch sprach. Man hätte die verblüfften Gesichter sehen sollen.)

Ich fragte Herrn von Valentinois, welche Bewandtnis es mit diesem tapfern und schönen Türken habe, er antwortete, es sey Arun aus dem Kastanienthale; mehr wußte er nicht und soviel hatte ihm, glaube ich, seine Amme erzählt.

Dieses Kastanienthal wurde mir überall als eine der schönsten Gegenden der Welt gerühmt und ich verlangte dahin gebracht zu werden. Gleich nach meiner Niederkunft wurde denn auch die Fahrt dahin beschlossen und man machte große Vorbereitungen zu einem Feste mir zu Ehren. Jedermann versicherte, ich werde ein wahres Wunder sehen, die Geschichte aber, die ich erfahren wollte, kannte man nicht, denn in Monaco ist man sehr unwissend. Man wußte nur, daß Arun ein berühmter Seeräuber gewesen sey und sich später bekehrt habe. Auch setzte man hinzu, sein Geist irre noch unter den Bäumen umher, die er gepflanzt habe — eine seltsame Beschäftigung für einen Seeräuber Bäume zu pflanzen! — und einmal in jedem Jahrhunderte an einem gewissen Tage komme er in Fleisch und Bein zurück und beginne seine Erpressungen von neuem, um bis zur ewigen Begnadigung gestraft zu werden. Die Zeit seines Erscheinens war nicht mehr weit entfernt. Mir that dies keineswegs leid, im Gegentheil, ich freute mich auf ein Begegnen mit dem Corsaren aus der andern Welt und hoffte durch ihn zu erfahren, wie es dort zugehe. Man hätte sein Benehmen hier darnach einrichten können.

Ein ziemlich unterrichteter Franziskanermönch versprach mir eine vollständige Geschichte Arun's und er gab sie mir wirklich; ich werde sie sogleich erzählen. Zunächst muß ich berichten, warum ich in diesem Augenblicke nicht nach dem Kastanienthale ging und was mich daran hinderte.

Eben als die Vorbereitungen getroffen wurden, die Schöngeister

von Monaco Verse zu meinem Preise schmiedeten und Andere Girlanden flochten, erkrankte der regierende Fürst. Ich werde wohl irgend wo erwähnt haben, daß er der Großvater meines Gemahls und der Bruder des Erzbischofs von Arles war. Seine Gemahlin war schon längst todt und sein Sohn hatte ihn nicht überlebt. Valentinois mußte also den Thron besteigen, wenn Gott den Großvater abrief. Man ließ die Blumen welken, schloß die Gedichte bis zu einer bessern Zeit ein und betete in den Kirchen für Erhaltung des Lebens des Fürsten, den seine Unterthanen sehr liebten und der diese Liebe in der That verdiente.

Er war alt, der Himmel hatte seine Tage gezählt, er starb in meinen Armen, nachdem er seinen Urenkel gesegnet und seinen Leuten befohlen hatte, uns nun so zu gehorchen, wie ihm. Der gute alte Mann rührte mich tief und ich fing ihn an zu lieben, als Gott ihn abrief.

Gleich nach diesem Todesfalle wurde mein Gemahl zum Fürsten ausgerufen, unter dem Namen Ludwig I. Er war Pathe des Königs Ludwig XIII. Gekrönt wurde er erst nach dem sehr prächtigen Leichenbegängnisse. Ich brauche nicht hinzuzufügen, daß ich seine Ehren theilte; wir waren nun die Regierenden von Monaco und mein Sohn empfing fast mit der Geburt den Titel eines Herzogs von Valentinois.

Mein Beichtvater, ein junger Mönch, spottete darüber, daß der kleine Prinz gnädiger Herr genannt wurde.

Die ersten Augenblicke der Trauer, die Etikette, die Zeremonien, die Briefe und Beglückwünschungen schoben den Ausflug hinaus, an den ich indeß noch immer oft dachte. Mit einem Male verbreitete sich die Nachricht, Arun sey wieder erschienen, aber mit einer Bestimmtheit, daß ein Zweifel daran lächerlich gewesen wäre. Damit gar nichts fehle, hatte er eine ganze Dämonenschaar mitgebracht, die am Höllenfeuer geschwärzt worden und nun sicherlich bald über die Leute von Monaco herfiel. Man hatte seine Seeräuber gesehen, hundert Zeugen traten dafür auf und der Angstschrei stieg bis zu uns herauf. Unsere zwanzig Soldaten konnten sie unmöglich in die Flucht schlagen.

Ich habe, wie man weiß, die väterliche Keckheit geerbt, das Abenteuer reizte mich und ich nahm mir vor, selbst in der Nähe zuzusehen, ob die Leute Menschen von Fleisch und Blut oder Gespenster wären. Herr von Monaco fand die Sache etwas gewagt, er versuchte mich davon abzubringen, ja mir sie zu untersagen, freilich in der Überzeugung, daß ich nicht gehorchen werde. Das Thal zu besuchen, wollte er mir erlauben, der durch den Tod des Fürsten verzögerte Plan sollte zur Ausführung kommen, aber nicht im Sommer, sondern im Herbst, da sey es bequemer, minder ermüdend. Ein Fest allerdings könnte man nicht veranstalten, weil dies während der Trauer gegen die Etikette verstoßen würde. Ich wollte indeß meine »Staaten« besuchen; traf ich dabei auf Feinde meiner Unterthanen, um so besser, so konnte ich für ihre Vertheidigung sorgen und erfuhr jedenfalls, welchen Gefahren sie in der That ausgesetzt wären.

Mit einem nicht zahlreichen Gefolge brach ich aus.

Sechzehntes Kapitel.

Herr von Monaco sah mich mir ziemlich verdrießlichem Gesichte abreisen. Diese Amazonenunternehmung gefiel ihm nicht, aber er wußte wohl, daß ich mich von dem nicht abbringen ließ, was ich mir einmal vorgenommen hatte.

»Gedenken Sie an Ihren Sohn!« rief er mir zu, als ich in den Wagen stieg; »setzen Sie sich an den Abgründen und unter den Räubern der Gefahr nicht aus. Morgen Abend erwarte ich Sie zurück.«

Wenn auch unser Fürstenthum souverän ist, hat es doch keinen größern Umfang als Bidache; in zwölf Stunden kann man zweimal rund um dasselbe herum kommen; ich entfernte mich also nicht weit. Zuerst begaben wir uns nach Roque-Brune, einem sehr hübsch gelegenen Orte. *Gelegen* kann man eigentlich nicht sagen, denn der Ort hängt auf der Spitze eines steilen Felsenblocks, wo einem der Atem vergeht. Man verfehlte nicht, mir einen prächtigen Strauß anzubieten. Die mit Kieseln gepflasterten Gassen sind schmal und krumm, höchstens für Ziegen und Gebirgsbewohner gut; in die Häuser gelangt man auf Stufen, auf denen man den Hals brechen kann; das alte Schloß will einfallen, muß aber in früherer Zeit sehr schön gewesen seyn.

Von da überschaut man vier Thäler; das Kastanienthal (*castagni*), das ich suchte, ist das entlegenste und wildeste, aber nur der Zugang zu dem Seeräuberneste. Zwei Wildbäche erfrischen die entsetzlichen Abgründe, die von den St. Agnesbergen überragt werden. Es sind starrende, zerrissene Felsen, die sich bis zu dem Punkte erheben, von dem dann die Thürmchen der alten Burg aufsteigen.

Diese Burg ist die Arun's des jetzigen Gespenstes und sonstigen Helden. Als ich die Mauern erblickte, begann mein Herz gewaltig zu pochen, ohne daß ich wußte warum; gewiß nicht aus Furcht, ebenso wenig aus Liebe. Liebe zu seinem körperlosen Geist liegt nicht in

meiner Neigung! Es war ein Gefühl, das ich nicht beherrschen konnte, das mir aber sehr wohl that. Ich hatte ein ähnliches noch nicht kennen gelernt.

Ehe ich weiter fortfahre, muß ich die Geschichte Arun's erzählen und warum die armen Narren von Monaco sich vor ihm so sehr fürchten. Der alte Mönch spricht oder ich lasse ihn vielmehr sprechen und verkürze seine Rede um die Hälfte, sonst würde Niemand daraus klug werden.

Arun war ein Afrikaner, ein Maure, ein Ungläubiger, jung, schön und muthig vor Allen. Er herrschte in diesem Lande und hatte auf dem Grabe seiner Ahnen den Christen Haß geschworen, besonders den Christinnen, die er überall an den Küsten des Mittelmeeres raubte, um sie in seinen Harem zu bringen. Als dies geschehen war, wurde er Seeräuber, raubte auf allen Meeren und brachte unermessliche Schätze in sein Felsenest, nicht hier, sondern wo in der Türkei. Der Schrecken vor ihm herrschte überall, in der Provence, in Italien, in Spanien; die Fischer zündeten Feuer an und warnten einander so von Felsspitze zu Felsspitze, sobald man am Horizonte das schreckliche dreieckige Segel sah. Schlimmer noch als er war seine Frau, dem Namen nach Sara; jede junge schöne Christin galt ihr als Feindin; anfangs ließ sie dieselben peitschen und dann in das Meer werfen.

Eines Tages nun caperte Arun ein französisches Schiff das nach Spanien segelte. Die Leute darauf, Handelsleute, kämpften bis zum Tode — was sie jetzt nicht thun würden — man mordete sie, behielt aber als Gefangene ein Mädchen von großer Schönheit, die Tochter des Schiffseigenthümers. Sie sah ihren Vater und ihre Brüder fallen und sich selbst auf das Corsarenschiff bringen, ohne ihren Muth oder ihren Stolz zu verlieren. Arun erblickte sie und ihre Blässe, so wie die christliche Ergebenheit in allen ihren Zügen machten Eindruck auf ihn. Er fand sie schön und zum ersten Male regte sich in seinem Herzen Mitleid. Diese Anna war in der That schön, aber ihre Seele noch schöner.

Trotz ihrem festen Vorsage beugte der Schmerz ihren Willen: sie erkrankte. Der Cosarencapitän befahl sie zu pflegen, als wäre er

selbst krank, und von diesem Augenblicke änderte sich Alles in ihm und um ihn. Er war finster, ernst, niedergeschlagen, dachte nicht mehr an Schlachten, nichts reizte ihn zu Blutvergießen, er sehnte sich nach Ruhe und ließ sich von den Wogen schaukeln. Sara errieth was in ihm vorging und da sie sich nicht zu beherrschen vermochte, überhäufte sie ihre Nebenbuhlerin mit Schmähungen und verließ ihren Gatten mit den Worten:

»Du liebst Anna; Anna muß sterben.«

Arun kannte seine schreckliche Ehehälfte, eilte ihr nach, gelangte fast gleichzeitig in der Kajüte seiner Schönen an, fand sie aber bereits gefesselt und zwei Sklaven bereit sie ins Meer zu werfen. Das paßte dem Herrn nicht und alsbald änderte sich die Szene; jeder der Sklaven empfing einen Schwerthieb, der sie zu Mohammed sandte, Sara aber wurde ihrerseits ergriffen, gebunden, gepeitscht und im Beisein der ganzen Mannschaft, die Zeuge der Strafe seyn sollte, in das Meer geworfen.

Das Schiff befand sich gerade St. Agnes gegenüber, dessen hohe Obige die Blicke Aruns anzog und der Wildheit wegen ihm gefiel. Er ging da vor Anker, stieg an das Land mit seinen Schätzen und Gefangenen, bemächtigte sich des Landes, nahm seine Wohnung auf der Höhe und unterwarf Alles seinem Willen, ausgenommen das Herz Anna's, welches für ihn das Kostbarste war. Er wendete alle Mittel an, aber sie widerstand; er wollte sie zu seinem, sie ihn zu ihrem Glauben bekehren; sie waren also weit entfernt sich zu verständigen, sie verständigten sich aber doch, denn sie liebten einander und der, welcher am meisten liebte, gab nach.

Er ging zu seiner Geliebten, die immer betete und weinte, und er kündigte ihr an, daß er um ihretwillen seinem Vaterlande und den Gräbern seiner Ahnen, so wie dem Kriege, seinem zweiten Leben, entsage, daß er sich im Christenglauben unterrichten lassen und mit ihr in der Provence wohnen werde, wenn sie um diesen Preis ihm angehören wolle.

»Für eine solche That bin ich die Deine, Arun.«

Sie reisten noch in derselben Nacht ab mit der Mutter des Helden, einigen Dienern und auch einigen Kisten mit Gold und Juwelen, die

ihr Gewissen vielleicht ein wenig drückten . . . Er umgab seine Abreise mit Geheimnis, hinterließ seinen Gefährten eine Prophezeiung, in welcher er ihnen ihren baldigen Untergang verkündete und verlangte nichts von ihnen, als daß sie ihn auf dem Wege nicht störten, den ihm Allah vorgezeichnet.

Mehrmals schwankte er noch, aber die Liebe überwand Alles und sie kamen in Marseille an.

Die Liebenden begaben sich in die Abtei St. Victor und stiegen in die Katakomben in die Gräber der Märtyrer hinab, wo ein Geistlicher Messe las. Anna betete inbrünstig und bald betete der überwundene Muselmann wie sie, denn er war Christ. Nur die Taufe fehlte ihm noch. Anna geleitete ihn zu dem Bischof, bei dem sich eben ein Bündnis aller Barone der Umgegend, unter Wilhelm Grafen von Marseille, zum Kampfe gegen ihn bildete.

Die Worte: »Arun ist hier und zum Christenthume bekehrt« fielen wie ein Blitzstrahl unter sie. Alle Anwesenden zuckten zusammen und ein jeder griff nach dem Schwerte; als aber Anna das Wunder erzählte, erhob sich ein Ausruf der Bewunderung und Begeisterung zum Himmel empor. Der fromme Prälat segnete Alle und nach pomphaften Zeremonien empfing der Sarazene die heilige Taufe gleichzeitig mit der Hand der provenzalischen Jungfrau.

Die Vergangenheit war indeß noch nicht gesühnt und von diesem Augenblicke an verfiel er, trotz seinem Glücke, in tiefe Traurigkeit. Er hatte gräßliche Erscheinungen; er sah jede Nacht seine erste Frau, die ihn mit schnellem Tode und einer Strafe bedrohte, welche bis ans Ende der Zeiten andauern sollte. Er fiel ab und starb einige Monate nachher. Anna verlebte und beschloß ihre Tage in einer Einsiedelei unter der Burg, welche Arun gebaut hatte, und starb in dem Rufe einer Heiligen, die Gott zu sich gerufen, nachdem er sie lange genug auf Erden gelassen.

Die Leute in der Gegend versicherten, in der Nacht seines Todes sey der Geist Aruns seinen Kameraden erschienen, als sie in Cabruari zu einem Gelage versammelt gewesen. Er benachrichtigte sie von seiner Bekehrung und zeigte ihnen an, daß er in dieser Gegend umher irren werde, um stets nach hundert Jahren einmal zu

erscheinen, da er die Gnade Gottes nicht erhalten könne, bis er noch zwanzig Jahrhunderte unter der Macht des Teufels verblieben.

Ob die Leute Recht hatten, weiß ich nicht, dagegen weiß ich, daß der Seeräuber dem allgemeinen Gerüchte zu Folge mehr als jemals in dem Besitze des Thales war und daß ich mir fest vorgenommen hatte ihm zu begegnen, wenn nur dadurch zu ermitteln seyn sollte, wie es mit seiner Existenz stehe.

Von der Grotte und der Kapelle Anna's ist nichts übrig geblieben; die Burg aber steht zum Theile noch. Wir stiegen hinauf, oder ich vielmehr allein mit meinem Begleiter, nicht Pomarest, den ich dem Fürsten gelassen hatte, sondern einem Italiener, Ritter Carmenti, ferner einem Zwerge, der mich nie verließ und größeren Muth hatte als ein Riese, und zwei Dienern, die ich von Bidache mitgenommen hatte und die auf einen Wink von mir den König ermordet hätten. Der Rest meines Gefolges blieb unten und gar nicht ungerne.

Kaum hatte ich die Plattform betreten, als ich im Gebüsch gehen hörte.

Siebzehntes Kapitel.

Ich blieb stehen und wir horchten Alle. Man ging, selbst ohne alle Vorsicht. Mein Kavalier wollte mich entfernen, aber ich lachte ihn aus und fragte ihn, ob er mir gar keinen Muth zutraue.

»Ich bin gekommen, um zu sehen und ich werde sehen. Geht Alle dorthin und sucht; Ihr habt Waffen, fürchtet also nichts. Auf den ersten Lärm erhalten wir übrigens Beistand von unten. Ich bleibe hier mit meinem muthigen Zwerge; er genügt zu meiner Vertheidigung. Vielleicht kommen die Geister zu mir; Arun liebte mein Geschlecht; wenn er Lust hat mich zu sehen, mag er kommen.«

Sie versuchten mich anderen Sinnes zu machen, ich setzte mich aber entschlossen auf eine umgestürzte Säule und winkte ihnen mir zu gehorchen. Dem Zwerge gebot ich, als wir allein waren, zu schweigen. Ich hatte den Kleinen nach einem Gemälde von Paul Veronese in unserer Galerie kleiden lassen.

Er zog seinen kleinen Degen und stellte sich als Schildwache auf. Mir war es, als warte ich auf der umgestürzten Säule auf den Bösen. Gern hätte ich gelacht, wenn ich nichts Besseres zu thun gehabt.

Nach einigen Minuten war es mir, als bewegten sich hinter mir, einige Zweige eines Busches der so dicht war, daß man nicht hindurch sehen konnte; ich blickte scharf dahin und glaubte ein glühendes Auge und raschen Atem zu erkennen. Mein Kavalier ging noch immer einige Schritte von mir auf und ab. Ich horchte. Man näherte sich offenbar, man kroch: ich saß wie angeschmiedet und fürchtete mich wahrhaftig nicht. Die Gefahr gefiel mir sogar. Sollte ich einen Dolch blitzen oder eine entsetzliche Gestalt erscheinen sehen? Keine Gewalt auf Erden hätte mich vermögen können eine Bewegung zu versuchen. Leise, ganz leise hörte ich nahe bei mir eine wohlklingende Stimme flüstern:

»Ich bin es.«

»Wer?« fragte ich ohne mich umzusehen.

Ich dachte zuerst an Peguilhin dann an Philipp.

»Rathen Sie!« antwortete man.

»Ich weiß es nicht. Arun zufällig. Ich kenne Sie nicht.«

»Sie kennen mich.«

Die Neugierde gewann unterdeß das Übergewicht: ich drehte mich rasch um und erblickte Biaritz. Ich hätte ihn errathen können. Wer außer ihm konnte die Rolle eines gespenstigen Seeräubers spielen wollen? Ich staunte, kam in Verlegenheit und freute mich doch auch. Es war ein wahres Bild: er halb in Zweigen versteckt, Blitze sprühend aus seinen schwarzen Augen, die in der Weit nicht ihres Gleichen haben, als die der Herzogin von Mazarin, ich verlegen und erfreut, die Augen niederschlagend wie ein Mädchen am Sprachgitter ihres Klosters, und der tapfere Zwerg mit geschultertem Schwerte und bereit, jeden feindlichen Besuch, gleichviel ob Körper oder Geist, zu durchbohren, nun verblüfft über mein vertrauliches Gespräch mit dem Gespenst. Ich habe später oft darüber gelacht, wenn ich daran gedacht.

Meine Phantasie flog in wenigen Sekunden weit und ich begriff und errieth alles. Er war der Bundesgenosse des Zigeuner und meiner wegen da; es war eine That nach Art seiner wilden Vorfahren. Er wollte mich sehen, vielleicht entführen, was mir weniger zusagte. Meine Stellung als Fürstin gefiel mir ganz gut und ich hatte durchaus keine Lust sie gegen einen Roman in altem Gemäuer zu vertauschen, selbst nicht in Gesellschaft mit dem wirklichen großen Arun. Er benutzte mein Schweigen um vorzutreten und kniete bald neben mir. Die Glut seiner Augen brannte fühlbar auf meinen Wangen, von denen sie sich nicht abwendeten; der Wind trieb die Locken seines Haares zu den meinigen und sie kitzelten meinen halb entblößten Nacken, denn der Mantel war allmählig mir entfallen.

»Sie sind es! Sie sind es!« sagte er wohl zwanzigmal hintereinander in dem Tone eines Berauschten und ohne daraus zu achten, ob er gehört werde, gleich als wären wir Beide allein in der Welt.

Ich konnte mich mehr beherrschen und versuchte zu lächeln, während ich sagte:

»Warum ziehen Sie so vermummt umher und erschrecken die

Kinder?«

Er antwortete mir nicht; ich hatte ihn verletzt.

»Man sucht Sie, man wird Sie finden, was werden Sie dann sagen?«

»Nichts was Ihrem Rufe nachtheilig wäre; lieber stürbe ich.«

»Das wünsche ich nicht. Meine Leute werden wieder kommen und dann . . . «

Ich hatte nicht ausgesprochen als der Kavalier am Ende der Allee erschien; ich fand sofort meine Geistesgegenwart wieder, winkte Biaritz aufzustehen, rief meinen Kavalier und den Zwerg, wies auf den Fremden, der sie so sehr ängstigte, und sagte:

»Der Herr ist seit vierundzwanzig Stunden im Gebirge umhergewandert und hat nichts gefunden; sicherlich sind es also Geister oder die Bauern haben nicht gesehen was sie glaubten.«

Cormenti verbeugte sich ehrerbietig, denn in Monaco widersprach man mir nicht. Meine beiden baskischen Diener beunruhigten mich weit mehr als er, denn sie erkannten sicherlich den Landsmann und ich wollte doch ein Geheimnis nicht mit ihnen theilen. Die Sache wurde schwierig und ich mußte ihn fortschicken; ich mußte mich mit grausamer Tugend rüsten und die schöne Liebe entlassen. Es war Schade. Ich habe nie zu lügen verstanden, mich selbst vermochte ich nie zu belügen, — ich wünschte sehr, daß er bliebe. Zwischen einem Wunsche und einer Gefahr aber zögert ein weibliches Herz nie. Warum war auch Herr von Monaco so langweilig, und ich habe versprochen aufrichtig zu seyn und ich bin es. Ich kann eine Neigung meines Charakters nicht leugnen, der ich mich immer fast ohne Widerstreben überlassen habe. Es liegt in mir viel von den Männern meiner Familie; ich gleiche dem Marschall unendlich mehr als meiner frommen Mutter. Von ihm habe ich den Muth, die Aufrichtigkeit und Alles was damit zusammenhängt; ist es meine Schuld?

Jetzt war Eile nöthig, denn meine Leute mußten zurückkommen. Bei mir dachte ich, er werde mich schon wieder zu finden wissen, wenn ich ihm nur einigermaßen behilflich sey. Ich machte ihm also jene italienische Gebärde, eine der anmuthigsten die ich kenne und

die so viel sagt; ich begleitete sie mit den Worten:

»Es freut mich mit Ihnen gesprochen und aus Ihrem Munde erfahren zu haben, wie widersinnig das Umgehen Aruns ist. Das beruhigt mich wegen meiner Unterthanen. Ich kehre nach Monaco zurück und werde von nun an an die Existenz des schönen Seeräubers nicht eher glauben, bis ich ihn mit eigenen Augen in meinem Palaste gesehen habe. Man rufe meine Bearer; sie streichen mit wahrer Lust in den Bergen umher, denn es erinnert sie an Bidache und ihre Kindheit, die ich auch nicht vergessen habe.«

Ich sprach mit einem Manne, dessen Herz jedes meiner Worte wie ein Pfeil traf, ich brauchte also nichts hinzuzusetzen, ich war verstanden. Als ich die Ruine verließ, war er bereits im Gebüsch verschwunden, meine Leute sahen ihn nicht als sie zurückkamen.

»Signora!« riefen sie alle auf einmal, um denselben Eifer zu zeigen, es sind Zigeuner, wir haben sie erkannt, und nichts weniger als Gespenster. Wenn der Herr Fürst einige Mann Soldaten herschicken will, wird er sie bald zu Paaren treiben.«

Wir wanderten hinunter zu den Anderen, dann kamen wir nach Roque-Brune, wo ich wieder in meinen Wagen stieg und nach Monaco fuhr. Ich dachte an meine Kindheit, an meine Jugend, an meine Bekanntschaft mit Biaritz. Wie glücklich war ich damals! Wie viele Erinnerungen weckte dieses so seltsame schöne Gesicht! Abends kam ich im Palaste an. Die Leute in der Stadt standen in den Thüren und freuten sich sehr, mich wieder zu sehen.

Als der Wagen in den Ehrenhof fuhr, sah ich eine Schar meiner Höflinge mit Fackeln umherlaufen und Monaco mit einer Dame am Fenster. Ohne sie zu erkennen, bemerkte ich doch, daß sie eine Fremde sey. Ich stieg eilig aus, da mich die Neugierde trieb; sie kam mir an der Hand des Fürsten entgegen. Ich hörte sie unter dem Schleier lachen, eine Hand, die ihres Gleichen in Frankreich außer jener der Königin Mutter nicht hatte, hielt die Spitzen und eine Stimme rief mir heiter zu: »Rathen Sie!«

Es war eine Person, an die ich gewöhnlich nicht dachte, deren ich mich aber gerade an diesem Tage wegen der Augen des Biaritz erinnert hatte, — Hortense Mancini, Herzogin von Mazarin, die von

ihrem Manne floh und sich zu der Connetable, ihrer Schwester, ganz wie eine Abenteurerin, nach Rom begab. Sie war höchst erfreut über die Flucht und begann in dieser Weise ihr Leben voll so zahlreicher und seltsamer Abenteuer. Ich ahnte nicht was sie in den Falten ihres Kleides in das Haus meines Mannes brachte, und welche Thorheiten Monaco aus Bewunderung über diese irrende Fürstin begehen sollte. Sehr deutlich indeß erkannte ich, daß sie weit schöner sey als ich und daß mir ihre Nähe nicht behagte.

Achtzehntes Kapitel.

Die Mancini, die Erbin ihres werthen Oheims, hatte sich, wie man weiß, mit einem Laporte de la Meilleraie unter der Bedingung verheirathet, daß er Namen und Wappen des illustrissimo fuguino annehme und nur der Marschall Laporte konnte diese Frau annehmen, ohne sich ein Hinterthürchen nach dem Tode des Cardinals offen zu lassen. Der neue Mazarin war ein Quer- und Dummkopf und seine schöne, reizende, geistreiche Frau allerdings auch so seltsam, als nur ein Mensch seyn kann. Und sie *war* es nicht blos, sie *ist* es noch. Sie leben beide noch, sind was sie *waren* und werden es wahrscheinlich bleiben, so lange sie die Erde trägt.

Sie hatte ihre Straße verlassen, um zu uns zu kommen und reiste wie eine Abenteurerin oder eine Romanheldin, allein mit einem Pagen und einer Zofe. Der Page, schön wie ein Liebesgott, war der Sohn des Herzogs von Beaufort und der Tochter jener Fischhändlerin, wissen Sie noch? — Der Chevalier von Pezon, der noch viele Zeit an meinem Bette verplaudern sollte und kein Kind mehr ist. Sie hatte ihn sehr jung zu sich genommen; er war ein Zeitvertreib für sie und sie nannte den Kleinen nur die *Fronde*. Er hatte damals schon einen ausgeprägten Sinn für Intrigen und Abenteuer. Er leitete die Flucht und die Verkleidungen seiner Gebieterin, als wenn er seit vielen Jahren Übung in derlei Dingen gehabt hätte. Die Mazarin stellte ihn uns vor und ich beneidete sie um ihn, da er in der That ein gar schöner Page war. Zwölf von den meinigen hätte ich für ihn gegeben.

Herr von Monaco machte ihr von dem ersten Abende an die Cour. Man hätte seinen Eifer sehen sollen; nichts war für die Mazarin seiner Meinung nach gut oder schön genug.

Ich zuckte die Achseln und hätte sie gern Mancini genannt, um sie an ihren Vater zu erinnern. Übrigens war sie allerdings reizend und lachte über meinen Mann und sich selbst. Sie erzählte, während sie sich todtlachen wollte, wie sie mit ihren Pagen und ihrer Begleiterin

entflohen und Herr von Mazarin vierundzwanzig Stunden im Gefängnis geblieben sey, um den lieben Gott um Gnade für seine Frau zu bitten.

Ich war sehr ermüdet oder ich wollte vielmehr gern allein seyn, um in Bequemlichkeit über den Tag nachzudenken. Die Herzogin hielt uns bis um drei Uhr Morgens vom Schlafengehen ab und kokettierte mit meinem Gemahl, der auch sofort Feuer fing. Die kleine Frau war wie von Stahl und Eisen; sie hätte ganz ermüdet seyn sollen, da sie, glaub ich, von Paris aus noch nicht geschlafen hatte und theils zu Pferde über Berg und Thal, theils in Böten unter Stürmen mit Schiffen gereist war, welche ihr gern gesagt hätten, wie sehr sie ihnen gefiel. Sie lachte über alles viel. Ihre Schwestern liebte sie wenig, besonders Olympia, welche sie bössartig und schlecht nannte und der sie Alles zutraute. Gewiß ist es, daß sie bei dem Tode »Madame's« (der Schwägerin des Königs) nicht ganz rein war, wie wir sehen werden. Von ihrem Oheime wußte sie so viel, daß sie Bände hätte vollschreiben können, und sie schwur darauf, daß er mit der Königin Mutter verheirathet gewesen.

Von diesem Tage und diesem Besuche an, der sich auf fünf oder sechs Tage verlängerte, wurde Monaco der Sklave dieser Frau; er lebte nur noch für sie und ich kenne keinen andern Zweck seines Lebens, als sie. Wie man versichert, beschäftigt er sich jetzt ausschließlich mit der Regierung und dem Glücke seiner Unterthanen; es ist möglich, seit ich nicht mehr da bin. Als die Herzogin abreisen, wollte er sie bis Rom begleiten, sie ihrer Schwester zuführen und nur erst verlassen, wenn sie in Sicherheit sey. Ich widersetzte mich dem nicht und habe meinem Gemahl stets Alles gestattet, wenn es meinen Neigungen nicht hinderlich war.

Von Arun hatte ich nichts wieder gehört und ich sah ihn auch noch nicht; meine Reise hatte ihn vertrieben, wie man versicherte; das Land war beruhigt und hing seinen gewöhnlichen Geschäften wieder nach und kümmerte sich nur um Oliven und Orangen, um die Nachbarn, um uns und Galane, um das Gespenst nicht im Geringsten. Das gefiel mir wohl und paßte für mich und da ich allein war, erwartete ich ihn jeden Tag trotz meiner wachsamem

Umgebung; denn ich war überzeugt, daß er Allen zum Trotz einen Weg finden werde. Ich entließ jeden Abend meinen »Hof« zeitig, um mich auf eine Terrasse mit Orangen zu setzen, welche auf das Meer sah, von dem Sternenhimmel überspannt, von Wohlgeruch und lieblicher Musik erfüllt war. Diese Musik bestand in allerlei Liedern und Arien, die aus der Ferne herklangen und vom Echo wiederholt wurden. Es gibt in Monaco keinen Winter; die Nächte sind das ganze Jahr hindurch reizend, ich glaube sogar, es regnet da niemals.

Seit einer Woche war ich meine alleinige Gebieterin und meine Macht, wie meine Umgebung langweilte mich. Wenn man an St. Germain und Fontainebleau gewöhnt ist, kommt Einem Monaco sehr klein vor, selbst wenn man Souveränin da ist. Die Leute konnten nichts reden, was *unser* Leben beschäftigt und in meinen Staaten herrschte noch die Mode aus der Zeit Ludwigs XIII. Zur Unterhaltung zeichnete ich den Entwurf zu einer Kirche, die ich zu bauen gedacht, um meinen Namen mit einem dauernden Bau in Verbindung zu bringen. Schade, daß meine Krone so klein ist, für meinen Ehrgeiz hätte ich sonst viel gethan.

Die Briefe, welche ich aus Frankreich erhielt, theilten mir Alles mit, was da vorging; man vermißte mich sehr, wenigstens sagte man es mir. Die Prinzessin und mein Bruder setzten ihr unvorsichtiges Liebesverhältnis fort und ärgerten den König, den Prinzen und die Valière, damit aber den König doppelt. Man wird später sehen was daraus folgte. Lauzun vergaß mich ein wenig.

Eines Sonntags Abends hatte man eine Prozession ich weiß nicht zu Ehren weiches monacanischen Heiligen gehalten und ich war sehr ermüdet an der Repräsentation den Tag über. Ich ließ sagen, daß ich den Tag über Niemanden empfangen und legte mich in Negligé mit einem Roman auf ein Ruhebett. Ich befand mich in der Galerie meiner Ahnen, dicht bei dem Zimmer, in welchem Lucian von Grimaldi von seinem Neffen Gorio, dessen Vormund er war, ermordet wurde, weil er sich weigerte, ihm sein Vermögen herauszugeben, vielleicht auch, weil er selbst in seiner Jugend seinen älteren Bruder ermordet hatte. Dieser Mord ist berühmt in der Familie Grimaldi und das Porträt des Mörders noch mit schwarzem

Crepp behangen, während das des Opfers den Ehrenplatz einnimmt. Man schauert unwillkürlich vor diesen beiden stummen Zeugen der Gerechtigkeit.

Ich hatte meine Frauen entlassen und las; es dunkelte allmählig und aus dem Garten zog lieblicher Duft herein; da ich mich an ein Fenster lehnte, spielte ein schalkhafter Wind mit meinem Haar und bewegte die Spitzen über meinem Busen; ich wurde schläfrig als wiege mich ein Zaubergeist ein. Da ließ sich ein leichtes Geräusch nach dem Mordzimmer zu hören. Meine schweren Augenlider hoben sich wieder um aufzumerken. Gleich darauf wiederholte sich das Geräusch. Ich glaubte, es sey Lusby, der auf der Terrasse umher laufe, wie er es häufig that. Ich drehte mich nach der anderen Seite hin um und befahl ihm in verdrießlichem Tone, mich in Ruhe zu lassen und anderswo zu spielen. Einige Sekunden lang hörte ich nichts; dann begann es von Neuem und die Tritte kamen näher. Man konnte kaum noch sehen. Ungeduldig und fast zornig richtete ich mich rasch auf dem Ellenbogen auf und fragte heftig wer da sey. Niemand antwortete, aber eine bleiche blutige Gestalt, gleich der auf dem Bilde Lucians, stand in der Thür des Mordzimmers.

Ich muß gestehen, ich erschrak so sehr, daß ich ohnmächtig wurde.

Neunzehntes Kapitel.

Ich weiß nicht wie lange ich mich in diesem Zustande befand, ich weiß bis heute nicht, ob ich etwas Wirkliches sah oder ob mir meine Phantasie einen Streich spielte; ich weiß nur, daß ich an derselben Stelle und noch im Dunkel lag als ich die Augen wieder aufschlug. Ich war aber nicht mehr allein; neben mir kniete ein Mann, der meine kalte Hand in der seinigen hielt und sie mit seinen Küssen erwärmte. Anfangs errieth ich nicht, wer es seyn könnte, auch nicht was es wohl bedeute; ich hatte mein Bewußtsein noch nicht wieder. Erst seine Stimme brachte mich ganz wieder in das Leben; es war Biaritz.

»Hören Sie mich an! Hören Sie mich an!« sagte er »Kommen Sie zu sich, fürchten Sie nichts und hören Sie mich an; die Zeit drängt, man könnte kommen.«

»Waren Sie eben hier? fragte ich in der Erinnerung an das, was ich gesehen hatte.

»Nein,« antwortete er, »nein. Unter tausend Gefahren dringe ich bis hierher und finde Sie sterbend. Vielleicht habe ich Sie erschreckt. Vielleicht bin ich die Ursache . . . Aber Sie sind wieder zu sich gekommen, hören Sie mich an. Hören Sie mich an. Leben und Tod hängen davon ab.«

An eine solche Sprache war ich nicht gewöhnt. Der Mann hatte aber etwas stolz Wildes, etwas Unterjochendes an sich, das mich unter seinem Blicke gebannt hielt. Ich richtete mich also matt auf und hörte ihn an, wie er es verlangte, fast gegen mein Willen.

»Ich liebe Sie, Madame, nicht wie die Andern lieben, am Hofe und sonst, sondern wie ein Mann meines Namens, meines Stammes, meines Blutes lieben kann. Ich liebe Sie so, daß ich in Ihr Leben eindringen und mich um jeden Preis desselben bemächtigen könnte.«

Das klang wie die Sprache Rolands und der Ritter von der Tafelrunde im Augenblicke des Wahnsinns. Ich mußte unwillkürlich

lächeln und er sah es.

»Lachen Sie nicht, es ist nur zu ernsthaft. Sie müssen mir angehören, Alles um meinetwillen verlassen oder sterben.«

Er sprach also nicht bloß von einem Eindringen in mein Leben, sondern von einer Wegnahme desselben und nur Barbaren können sich so benehmen. Ein solches Verlangen nach Besitz, nach so ausschließlichem, war sanguinisch und daran waren wir zu Lande doch nicht gewöhnt.

»Noch ein Wort,« fuhr er fort, als er sah, daß ich antworten wollte, ohne alles gehört zu haben. »Wenn Sie in das willigen, was ich erbitte, werden Sie Königin seyn, Königin wie es das geliebte Weib Aruns war, dessen Namen ich annahm, um mich Ihnen nahen zu können. Dieses ganze Land, unsere ganzen Pyrenäen, wenn Sie es wünschen, werden mir angehören, oder die Küsten Afrika's oder Corsica's, deren sich ein fester Muth bemächtigen kann. Sie brauchen nur zu wählen; von Ihnen geliebt bin ich allmächtig und unbesieglich.«

Der arme Biaritz kam nicht an die rechte Person. Hätte er das der Herzogin von Mazarin, der Geliebten meines Mannes geboten, so würde sie es schwerlich ausgeschlagen haben und man hätte so beide auf Abenteuer ausziehen sehen können. Ich aber, die ich Lauzun liebte, den Hof, den König, die Macht, die Bequemlichkeit, die Eleganz, das Vergnügen, die Schönsten; ich die Tochter des Marschalls von Gramont, die Schwester des Grafen von Guiche, die Souveränin von Monaco! Welche Thorheit! Und warum! Um Gefahren ausgesetzt zu seyn, auf Brettern oder Haide zu schlafen, wie die Zigeuner, meine Freunde und Beschützer! Um eine Krone von Goldpapier zu tragen und einen allerdings schönen, wohlgewachsenen und sehr verliebten jungen Mann zum Geliebten, zum Sklaven oder Gebieter zu haben! Ich schwöre es, das paßte mir nicht und ich hatte große Lust ihm ins Gesicht zu lachen, da meine Gedanken eben gegen den wilden Verliebten recht nachsichtig waren.

»Das ist nicht Ihr Ernst, Herr,« sagte ich nur in etwas verwundertem Tone.

Er regte sich anfangs nicht, dann stand er auf. Ich erwartete Ungestüm und wunderte mich sehr, als ich dafür unerschütterliche kaltblütige Ruhe fand.

»Bedenken Sie wohl, Madame, bedenken Sie wohl.«

Ich sah ihn nicht. Es war zwar eine klare Nacht, aber er befand sich im Schatten zwischen den Fenstern und der Klang seiner Stimme erschreckte mich fast.

»Ich habe nichts zu bedenken, mich mit solcher Thorheit gar nicht zu beschäftigen . . . Sprechen wir nicht mehr davon.«

»Sie wissen nicht Alles,« setzte er hinzu.

»In der That? Noch etwas? Noch nicht genug?«

»Spotten Sie nur, spotten Sie, schöne Fürstin, verspotten Sie den Thoren, den Unsinnigen, der Sie besitzen will, der Sie liebt; verspotten Sie ihn, halten Sie ihn für einen Eisenfresser, der um einen Blick von Ihnen dem Himmel und der Erde trotzt, vorher aber erfahren Sie, was derselbe Mann zu seiner Rache thun kann. Ich bin Jetzt nicht allein, Sie zu beschützen, werde aber auch nicht allein seyn Sie anzugreifen.«

»Ich werde mich nicht vertheidigen, denn das ist nicht meine Sache,« antwortete ich mit Verachtung, die ich nicht mehr von mir fernhalten konnte.

»Ich werde Ihnen überall folgen, Ihnen selbst das entreißen, was Sie so stolz macht, — Ihre Schönheit.«

»Sind Sie der Teufel oder einer seiner Diener, daß Sie diese Macht haben?«

»Sehen Sie sich vor! Versuchen Sie mich nicht, denn ich würde Sie aus der Stelle tödten.«

Der Tiger erwachte: allerdings hatte ich ihn schon lange an der empfindlichsten Stelle gereizt. Nach einer der unerklärlichsten Neigungen meines Charakters gefiel er mir in diesem Augenblicke um vieles besser und ich fühlte mich ihm gegenüber in der Stimmung wie Leute, die sich gern umbringen würden, wenn sie gewiß wüßten, daß sie am nächsten Tage wieder aufstünden. Für vierundzwanzig Stunden hätte ich mich gern als Königin der Berge

und der Zigeuner von ihm krönen lassen. Aber dann . . .

Im Mondenstrahl glänzte in seiner Hand eines der schönen catalonischen Messer, die ich schon kannte, und die jeden Widerspruch aufheben. Ich weiß nicht, warum die Erinnerung an jenen entsetzlichen Auftritt, der mir einen Todfeind gab, nur einen lächerlichen Eindruck auf mich machte. Der Mann ist indeß vielleicht die Ursache meines Todes; Blondeau sagt, er habe sich dessen gerühmt; ich weiß es nicht gewiß, denn sonst müßte ich ihn hassen. Ich hasse ihn in der That nicht und würde sehr in Verlegenheit kommen, wenn ich angeben sollte, warum. Ich bin nun einmal so.

Er ging ohne Zweifel mit sich zu Rathe, um zu dem Entschlusse zu kommen, ob er sofort mit mir ein Ende mache oder mir das Vergnügen erzeige, einige Jahre zu leiden, damit er sich daran weide. Ich sah es wohl, aber ich fürchtete ihn nicht, ich bewunderte ihn vielmehr. Es zeigte sich in ihm eine ganz andere Persönlichkeit, als in Philipp. Beide waren schön, wenn auch in verschiedener Weise, schöner beide als Lauzun, dennoch verdrängten sie ihn in meinem Herzen nicht, wenn sie ihn auch gelegentlich in meiner *Laune* verdrängten, wie sich Ninon so hübsch ausdrückt, um einen Liebhaber für einen Tag zu bezeichnen.

Er seinerseits sah nichts als seine Mordsucht und die Befriedigung seiner Löwenwuth. Er stampfte wie ein ungeduldiges Pferd, das aber das Joch doch nicht zu zerreißen wagt. Ich vertheidigte mich durch meine Schwäche und Ohnmacht besser, als durch ein bewaffnetes Bataillon.

-Ah!« sagte er endlich, »ich kann Ihnen doch das Leben nicht nehmen; mein feiges Herz liebt Sie zu sehr.«

Darauf sank er wieder auf seine Knie und begann von neuem seine unwiderstehlichen Versuchungen, wobei er mich durch allerlei schöne Aussichten zu verlocken suchte; wie z. B. daß wir auf einem unzugänglichen Berge, umgeben von Räubern und Zauberern, leben wollten. Diese Bilder besänftigten seinen Schmerz, ich aber dachte an etwas ganz Anderes und die Zeit verging. Etwas fiel mir in seinen Worten auf: er hatte die Entführer ganz in der Nähe, die mich auf ein an der Küste liegendes kleines Schiff bringen sollten. Dabei war ich

doch nicht ganz ruhig.

Wir sprachen so mit einander oder er sprach vielmehr und ich hing meinen Gedanken nach, ich überlegte, wie ich ohne ihn zu beleidigen aus dieser Verlegenheit kommen könnte. Das Fenster stand offen und mit drei Sätzen wäre er über die Terrassen hinweggewesen, selbst wenn er mich auf seinen Armen fortgetragen hätte; denn die Leute aus dem baskischen Gebirgslande besitzen eine Kraft und Gewandtheit ohne Gleichen. Meine Leute würden es nicht gewagt haben zu kommen, da ich verboten hatte mich zu stören; nur mein Zwerg, mein geistreicher Zwerg hätte so viel Kühnheit besitzen können, mich zu retten, er liebte mich sehr. Ich überließ indeß alles der Vorsehung und suchte Zeit zu gewinnen; denn an Hilferuf war gar nicht zu denken.

Ich habe nun allerdings versprochen, daß die Leser Alles erfahren sollten, aber ich habe nicht gesagt, daß ich Alles erzählen würde. Es gibt gar Mancherlei, was man erräth, und ein kluger Beichtiger fragt darnach gar nicht. Man brachte mir letzthin den Pater Bourdaloue; er wollte meine Seele erforschen; ich erschloß sie ihm nicht ganz, aber er errieth auch alles, ich brauchte es ihm nur anzudeuten. Gott wird mir verzeihen, ich glaube fest daran, er hat ja die Strafe neben das Vergehen gestellt. Meine Vergehen bringen mich um, und der Biaritz, der mich an jenem Abende ganz versöhnt verließ, hat mich vielleicht in den Zustand gebracht, in dem ich mich befinde, und mich so zum Grabe geführt. Man nimmt mir die Spiegel und ich habe nicht mehr die Kraft aufzustehen und Spiegel aufzusuchen, ja ich habe nicht einmal mehr die Lust dazu; ich fühle kein Bedürfnis, mich von meinem Verfall zu überzeugen. Ich sehe ja meine Hände, und das genügt mir. Ach, es ist ein gar trauriger Gedanke, daß man jung, schön und geliebt gewesen ist, daß man im achtunddreißigsten Jahre sterben soll, und vielleicht von Niemanden betrauert wird.

Ich war seit länger als drei Stunden mit meinem Korsaren beisammen, als ich in der anstoßenden Galerie gehen hörte. Lasky rief zugleich so laut er konnte:

»Frau Fürstin, wollen Ew. Durchlaucht einen französischen Herrn empfangen, der von dem Könige kommt und Saint-Mars heißt?«

Biaritz war verschwunden, ehe der muthige Zwerg zu mir gekommen.

Zwanzigstes Kapitel.

Ich habe in meinem ganzen Leben stets Keulenschläge durch das Schicksal erhalten, wann sie gar nicht erwartet wurden. So kam mir in diesem Augenblicke die Erinnerung an Philipp wie ein Stich in das Herz. Da nun vollends der Name des Königs damit in Verbindung gebracht ward, so empfand ich zugleich ein Gefühl der Furcht, das mich wohl von den Höhen zurückbringen konnte, auf die Biaritz mich geführt hatte.

Der Zwerg sah mich nicht, sondern errieth mich nur; er ahnte, daß ich mich gern stören ließe und blieb.

»Ist das Abendessen bereit?« fragte ich und suchte so viel als möglich wieder Würde zu erlangen.

»Es wartet schon lange auf die Frau Fürstin, man wagte nicht, ihr Meldung zu machen; aber jener Herr hat so große Eile, er will morgen Früh wieder abreisen und zeigte einen Befehl des Königs vor. Ich glaubte also befugt zu seyn . . . «

»Du hast ganz recht gethan. Meine Frauen sind jedenfalls in den Zimmern; Herr von Saint-Mars warte nur eine kurze Zeit, dann werde ich ihn empfangen.«

Es war eine Ungnade, ich ahnte es. Saint-Mars brachte gewiß nicht um eines geringfügigen Umstandes wegen eine Nacht in Monaco zu; man hatte wahrscheinlich mein Einverständnis mit Philipp ermittelt, und es zeigte sich vielleicht da ein Haß der Gewalt, der Alles zermalmt. Meine Thorheiten als junge Frau, meine Abenteuer begannen mich zu beunruhigen. Andere sahen sie nicht mit denselben Augen an wie ich; ich hatte mich in eine Intrige gemischt, deren Zweck und Quelle mir unerklärlich blieben. Die Abwesenheit des Herrn von Monaco beruhigte mich indeß; ich war ganz unumschränkte Herrin . . . Ich ließ in Eile meinen etwas in Unordnung gebrachten Anzug wieder in Ordnung bringen und begab mich in den Thronsaal, weil jener Kerkermeister von dem Könige kam, der in Frankreich unser Souverän und überdies Schutzherr des

Fürstenthums Monaco war.

Saint-Mars erwartete mich bereits da. Unsere italienischen und französischen Herren boten Alles auf, dies Kerker Gesicht aufzuheitern, ohne daß es ihnen gelang. Als ich erschien, trat er aus mich zu, machte mir seine Verbeugungen und fragte ohne weitere Einleitung, ob er die Ehre haben könne, mit mir zu sprechen.

»Nach dem Souper, Herr Gouverneur, mit Vergnügen.«

»Vor dem Souper, wenn ich bitten darf, denn die Befehle des Königs erlauben keinen Aufschub.«

»So mögen die Herren sich entfernen und uns allein lassen.«

Als wir allein waren, setzte ich mich und forderte den Gesandten aus, Platz zu nehmen, da er als Gesandter das Recht hatte, in meiner Gegenwart zu sitzen. Ich entschädigte mich für die Etikette durch die Form, und eine Kaiserin würde nicht stolzer haben fragen können:

»Was ist es, Heer Ich bin bereit.«

Dieser Mann von Stein war durch nichts in Verlegenheit zu bringen.

Er verbeugte sich gerade so tief als es nöthig war und begann:

»Euer Durchlaucht werden mich entschuldigen, aber ich muß meine Pflicht erfüllen. Hier ist der Befehl Sr. Majestät. Sie werden die Gnade haben, mir zu antworten.«

»Je nach den Umständen.«

»Bedenken Sie, daß die Güte Sr. Majestät Ihnen die gewöhnlichen Formen erspart, wie die Unannehmlichkeiten eines Eclat. Ich halte Sie nicht für schuldig, Sie wissen vielleicht nur zu viel; suchen Sie also nichts zu verheimlichen, antworten Sie aufrichtig, und wenn Sie schweigen können, hoffe ich mich dabei beruhigen zu dürfen.«

Der Eingang versprach nichts Gutes.

»Sie haben in Pignerol meinen Gefangenen gesehen.«

Ich zögerte und meinte, es sey besser, wenn ich schwiege; ich leugnete.

»Er ist in der Nacht in dem Anzuge des Zigeuners in Ihrem Zimmer gewesen und mehre Stunden da geblieben; was hat er

Ihnen gesagt?«

»Ich verstehe Sie nicht.«

»Noch einmal, hier ist der Befehl des Königs; ich spreche in seinem Namen mit Ihnen.«

»Ihr Gefangener hat mir nichts gesagt, was für den König oder Sie ein Interesse haben könnte.«

»Was wissen Sie über ihn?«

»Nichts.«

»Was wußte er selbst?«

»Das ist mir nicht bekannt.«

»Hat er nicht von Ihnen ein Porträt erhalten, das ihn zu falschen Folgerungen verleitet?«

»Davon verstehe ich nichts.«

»Haben Sie seit Ihrer Anwesenheit in Monaco von ihm gehört?«

»Nein.«

»Auch nicht von dem Zigeuner?«

»Auch nicht.«

»Sie haben ihn in Ihrer Kindheit gekannt und bei ihm Ihre Majestät die Königin getroffen, — was dachten Sie?«

»Was man in diesem Alter denken kann.«

»Und seit dem?«

»Daß seine Geburt ein wichtiges Geheimnis umhülle und ich nicht mehr darüber erfahren solle.«

»Haben Sie über dieses Zusammentreffen mit Niemand gesprochen?«

»Mit Niemand.«

»Sehen Sie sich vor! Der Zufall hat Sie in den Besitz eines Staatsgeheimnisses gebracht, eines jener Geheimnisse, die den Tod bringen, wenn man sie enthüllt. Zum Glück wissen Sie nur den geringsten Theil davon, sonst würden Sie weder durch Ihren Rang, noch durch Ihre Schönheit und Jugend geschützt werden.«

Ich fing an mich nach Biarritz und dessen Helden zu sehnen, denn sie waren jedenfalls der Bastille vorzuziehen. Ich machte indeß gute

Miene und fragte nun meinerseits:

»Warum legen Sie mir diese seltsamen Fragen vor?«

»Der König hat es befohlen.«

»Sollte Philipp oder dem treuen Zigeuner ein Unglück begegnet seyn?«

»Ich habe keinen Befehl, Ihnen darüber etwas zu sagen.«

Mein Gott! der zu einer lebendigen Ordre gewordene Mann konnte mich zur Verzweiflung bringen.

»Ich nehme Antheil an dem jungen Manne, großen Antheil; sein Unglück ist beispiellos; er verdient das Mitleid Aller; ich bitte also, beruhigen Sie mich; es ist Barbarei nicht zu antworten, da mir die Besorgnis über sein Schicksal nur das Herz zerreißt.«

»Madame, Sie sind jung und schön, und man müßte ein Herz von Stein haben, wenn man durch Ihre Worte nicht erweicht würde. Hören Sie denn: Wenn Sie leben und einem schrecklichen Kerker entgehen wollen, in dem Sie bis an Ihren Tod begraben seyn würden, so lassen Sie nie, nie, hören Sie? auch gegen mich, wenn wir wieder zusammentreffen sollten, durch ein Wort, eine Gebärde, einen Blick ahnen, daß Sie von jenem Geheimnisse irgend etwas wissen. Ob derjenige, welchen Sie Philipp nennen, noch unter den Lebendigen ist, werden von nun an weder Sie, noch wird es irgend Jemand auf Erden erfahren; kein menschliches Auge wird ihn sehen; er ist nicht mehr in der Welt, *wenn er noch in ihr ist*. Ich überschreite meine Pflicht, indem ich Ihnen diesen Rath gebe, aber ich kann nicht widerstehen. Danken Sie mir nicht dafür; ich selbst will es vergessen, daß Sie ihn gehört haben . . . Den Zweck meines Besuches dürfen Sie dem Herrn von Monaco nicht mittheilen. Wenn er darnach fragt, so weichen Sie aus und lassen Sie die Wahrheit nicht einmal ahnen. Es handelt sich um Ihre Freiheit und Ihr Leben, ich wiederhole es noch einmal, um den Untergang Ihres Hauses.«

»Ich habe so viele Jahre schweigen können, und in einem Alter, in welchem man gewöhnlich nicht schweigt. Ich werde von nichts sprechen. Ist Ihr Auftrag zu Ende?«

»Er ist es.«

»So wollen wir zum Souper gehen, denn es ist Zeit.«

Ich ging voraus und that, als sähe ich die Hand nicht, die er mir bot; diese Hand hatte vielleicht Philipp gemordet! Mir graute.

Seitdem habe ich durch Lauzun erfahren, der es, ich weiß nicht wo, entdeckt — er entdeckte Alles, dieser Günstling des Königs — ich habe also erfahren, der arme Gefangene habe, mit Beihilfe des treuen Zigeuners, zu fliehen, Pignerol in der Nacht zu verlassen versucht, indem er sich an einem Strick in einen grauenhaften Abgrund hinabließ. Sie waren aber entdeckt worden. Der Zigeuner gestand selbst auf der Folter nichts und starb muthig. Philipp dagegen war so aufgebracht und empört, daß er von seiner Zusammenkunft mit mir, von unserer Liebe und Allem sprach, was er erzählen konnte. Er mußte mit seinem Hüter dieses Gefängnis verlassen und man brachte ihn in ein anderes; — in welches, weiß ich nicht. Ich glaube, er ist jetzt wieder in dieser Feste, da Saint-Mars Kommandant da ist und Fouquet bewacht; Lauzun und ich wissen nicht wen sonst.

Man kann sich denken, ob und wie Peguilhin-Lauzun diese Entdeckung gegen mich benutzte. Es war zur Zeit der Frau von Montespan und wahrscheinlich erfuhr er Alles von ihr und Louvois, wenn sie auch von dem Gefangenen nichts Näheres angeben konnten, den sie nicht kannten. Genug, Lauzun brauchte diese Entdeckung als Waffe gegen mich und machte mir diesen Liebesdienst immer zum Vorwurfe, als ob ich nicht das Recht habe, mit Leidenden mitleidig zu seyn. Er freilich liebte gern Glückliche!

Vierter Teil.

Erstes Kapitel.

Man soupierte und dann wollten die Herren vom Hofe dem Fremden den Palast bei Fackellicht zeigen. Es ist ein recht hübsches Gebäude, nicht zu alt und vor hundertfünfzig Jahren neu gebaut. Man sieht indes noch viele Spuren des Alten. Die vier Flügel sehen nach den vier Himmelsgegenden, der nach Mittag zu ist seltsam gebaut: er hat an den Seiten zwei Thürmchen und in der Mitte bewundert man ein Thor, die Arbeit der Heidin, wie die alten Weiber in Monaco sagen. Der große Grimaldi-Saal mit seinen Fresken von einem berühmten Maler und sein kostbarer Camin sind in ganz Italien berühmt. Es ist in der That ein Meisterwerk und der Stolz der Herren von Monaco.

Bewunderungswürdig, wie schon gesagt, ist die Gegend; die Felsen und die grünen Rasen, die sich bis an das blaue Mittelmeer hinunterziehen, gewähren den reizendsten Anblick, der fast mehr als irgend ein anderer geeignet ist, den Geist und die Sinne zu entflammen. Ich begreife wohl, daß Biaritz hier den Schauplatz seiner Thaten suchte. Saint-Mars aber sah Alles kaltblütig an und ohne ein Wort zu sagen. Mein Zwerg versicherte sogar, er habe nichts angesehen und ich traue es ihm wohl zu.

Am andern Tag reiste er ab. Ich ließ ihm folgen, aber er hatte es geahnt, begab sich nach Mentone und bestieg da einen Küstenfahrer, den er für sich und seine Leute miethete und auf den er kein fremdes Gesicht ließ. Wir erfuhren also nicht, wohin er sich wendete.

Als ich an demselben Abend mit Lasky im Garten an der Meeresküste umherging, erblickte ich Biaritz in einer Mönchskutte.

Mönche des Ordens, den er gewählt hatte, haben überall Zutritt, selbst bei dem Fürsten, fast ohne um Erlaubnis zu fragen. Ich ward bei seinem Anblick bewegt. Als er auf mich zukam, lief mein Zwerg, der in einiger Entfernung mit meinem Hündchen spielte, auf mich zu und rief:

»Durchlaucht, der Herr Fürst!«

Ich habe ihn oft peitschen lassen, um es ihm abzugewöhnen, so mit mir zu sprechen, es war aber nicht möglich. Die Ankunft meines Gemahls befreite mich aus der Verlegenheit und ich empfing ihn so freundlich, daß er sich höchlich verwunderte und die Contenance verlor.

»Schon von Rom zurück?« fragte ich.

»Ich habe Briefe erhalten, wir müssen nach Frankreich zurückkehren, wenn es Ihnen nicht unangenehm ist.«

»Briefe aus Frankreich nach Rom. Welche Hexenmeister konnten das errathen, daß Sie dort wären? Darauf aber, daß es mir unangenehm seyn könnte, in mein Vaterland zurückzukehren, weiß ich nicht zu antworten. Wann reisen wir?«

»Nun . . . bald . . . morgen.«

»Morgen! vortrefflich, aber etwas schnell ist es doch . . . Haben Sie nicht Vielerlei hier zu ordnen? All Ihre Minister sind nicht vorbereitet, Ihr Volk hoffte Sie noch lange zu behalten . . . womit wollen Sie es trösten?«

Er liebte den Spott über seine kleine Krone gar nicht; gewöhnlich wurde er heftig darüber und verließ mich; diesmal lächelte er. Ich wußte damals noch nicht, wie sehr er sich durch die Mazarin und die Connetable hatte fesseln lassen, aber ich errieth es gar bald. Trotzdem wunderte ich mich über die plötzliche Abreise, da ich nicht sogleich darauf kam, daß der Fürst von Monaco als außerordentlicher Gesandter der Frau Connetable Colonne und der Herzogin von Mazarin zu den Liebhabern dieser Damen nach Paris gehen könne. Er war gewiß der beschäftigteste Diplomat in Europa.

Er verwickelte sich in tausend Albernheiten, um eine einzige große zu verdecken, und erzählte mir die seltsamsten Märchen, die ich natürlich zu glauben schien. Ich merkte, daß er mir untreu war und

sah das gar nicht ungern; warum brauche ich nicht ausführlich auseinander zu setzen.

Drei Tage nach dieser Unterredung setzten wir uns in den Wagen, um nach Paris zurück zu kehren. Ich hatte Biaritz nicht wieder gesehen, weil ich unter dem Vorgehen, ich befinde mich unwohl, in meinem Zimmer blieb. Lasky wurde nicht müde von Erscheinungen und seltsamen Tönen in der Nacht mir zu erzählen. Das Gespenst Lucians zog durch die Galerien; die Pagen und Mädchen konnten vor Angst nicht schlafen. Ich konnte mir die Sache recht gut erklären und doch zitterte ich in der Erinnerung an das, was ich gesehen hatte. Die drohende Erscheinung deutete, meiner Meinung nach, auf einen Unfall im Hause Monaco. Auch irrte ich mich nicht. Mein Mann beging unter der Herrschaft zweier Leidenschaften, seine Liebe zu der Mancini und seiner Eifersucht gegen mich, allerlei thörichte Streiche und meinem Sohne traue ich nichts Besseres zu.

Ich freute mich Italien zu verlassen und Frankreich, den Hof, meine Freunde, namentlich Lauzun, wieder zu sehen. An Philipp dachte ich nur mit Angst, an Biaritz mit großer Furcht, denn ich stellte mir ihn wüthend vor. Am Tage meiner Abreise, Früh, übergab mir die Blondeau einen Brief, den sie unter ihrer Adresse erhalten hatte.

*»Sie reisen ab, Sie verlassen mich und schenken mir
»nicht einmal einen Abschiedsblick; Sie sind nicht mehr da, ich
»kann Sie nicht finden, Sie werden also leben. Freuen
»Sie sich aber dessen nicht, denn dieses Leben wird schlim-
»mer seyn als der Tod; ich werde mich an allem rächen
»was Sie lieben, wenn Sie irgend etwas lieben. Sie
»werden sich an mich erinnern müssen, ich aber werde Sie
»vergessen, außer in den Augenblicken, wo dies Herz von
»Rache schlägt, das Sie so grausam mit Füßen getreten
»haben; ich werde da seyn, wenn Sie es am wenigsten er-
»warten, aber auch nur, um Ihnen zu fluchen und Ihnen
»das Böse zu vergelten, das Sie mir thun. Lügnerin! Treu-
»lose! Verrätherin! Nicht einmal mir die Illusion und das
»Bedauern zu lassen! Ich begreife gar nicht mehr, wie ich*

»*Sie so sehr lieben konnte.*«

Diese Drohungen erschreckten mich nicht sehr. Ich hielt Biaritz wie die alte Königin für etwas übergeschnappt. Wir schlugen den direkten Weg diesmal ein, so daß wir nicht über Pignerol kamen und reisten schneller, weil ich nicht mehr schwanger war. Man hielt viele Reden an uns, und man empfing uns überall als souveräne Fürsten, selbst der Herr von Savoyen, den wir begrüßten. Ich hätte wohl vierzehn Tage da zu bleiben gewünscht; aber Herr von Monaco wollte es nicht, denn er brannte vor Verlangen, die Aufträge der beiden Mancinis auszurichten und sich den Dank zu verdienen. Atti fünfzehnten Tage nach unserer Abreise aus Monaco erreichten wir Paris.

In Lyon trafen wir Herrn von Villeroi, der wegen einer Liebesthorheit dahin in das Gouvernement seines Vaters verwiesen war; es war dies seine erste Verbannung. Er war damals einer der elegantesten und schönsten Herren vom Hofes auch hatte man ihn den *Chatmantar* genannt. Dagegen versicherte Frau von Solanges, die wir bei ihrem Vater in Lyon fanden, er sey noch mehr *bezaubert* als *bezaubernd*.

Zweites Kapitel.

Mit wahrem Entzücken kam ich in Paris an; ich fand aber Peguilhin, der nun Graf von Lauzun war, minder zärtlich als bei meiner Abreise und Guiche theilte mir bald mit, daß er um Athenais von Tournay-Charente schmachte, die jetzt Marquise von Goudrin und Montespan ist. Sie nannte ihn auch ihren Versmachtetenden und er ließ sich den Namen gefallen. Sie stellte sich grausam, aber sie sah es gern, daß man sie verehrte und daß dies bekannt werde, namentlich auch, daß ich für aufgegeben gelte. Sie beehrte mich schon damals mit ihrem Hasse und ich erwiderte ihn mit aller meiner Macht, die darin nicht klein ist.

Die Prinzessin sank mir weinend in die Arme und der Prinz nannte mich sein Glück; auch setzte er hinzu, er habe mich mit Ungeduld erwartet.

»Seit Sie nicht mehr da sind, schöne Fürstin«, sagte er, »verliere ich jedes Spiel.«

Ich weiß nicht woher diese Zärtlichkeit kam; sie erschien mir gar seltsam, denn der Prinz hatte mir nie so viel gesagt, seit wir kälter gegen einander geworden. Ich werde bald von beiden sprechen, Jetzt aber sofort mein Abenteuer mit dem Könige erzählen, damit die Sache zu Ende komme. Man hat in jeder Weise davon gesprochen; ich meines Theils werde den Muth haben Alles zu sagen wie es wirklich war. Es ist nicht schmeichelhaft für meine Eitelkeit, mein Aufgegebenseyn zu gestehen. Indessen ich bin nicht die Einzige, denn gar Viele theilen mit mir dies Schicksal. Ich erlag einer Cabale, vielleicht auch wegen meines Charakters, vielleicht . . . nun man wird ja hören.

Alles dieses geschah im nächsten Jahre, zur Zeit als der König der Valière überdrüssig war und, wenn er könnte, sie zu vergessen suchte, wenn auch gerade nicht um — sich von ihr zu trennen. Er sah sich um, Allen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, und ich muß gestehen, daß Alle seine Gunst suchten, und sich so viel als möglich

herausputzten. Ich war nach meiner Niederkunft und seit meiner Wiederkehr von Monaco viel schöner geworden und der König hatte mich mit Auszeichnung empfangen. Er sprach wenig mit mir, sah mich aber um so mehr an. Die Prinzessin, deren Augen Alles beobachteten, trotz ihrem Liebesverhältnis mit meinem Bruder, sagte es mir mit einiger Bitterkeit. Lauzun, der erklärte Günstling, ging mit dem Herrn auf Umwegen in das Zimmer des Hoffräuleins, um die Lamothe-Haudancourt zu sehen, welche ihn gar aufmerksam anhörte. Lauzun dagegen, der vor allem ehrgeizig war, suchte die Frau von Montespan zu fördern, denn er hoffte durch dieselbe den König zu beherrschen und von den Andern zu isolieren. Gedacht war es gut, Gott lenkte es aber anders.

Eines Tages waren wir in Saint-Germain sehr heiter und in guter Gesellschaft. Selbst der Prinz schmolte nicht, ganz gegen seine Gewohnheit. Er hatte seinen lieben Kavalier von Lothringen und die Frau von Granzie, die er sich allmählig zur Geliebten geben ließ, obgleich sie in der That die Geliebte Lothringens war, den wir später noch kennen lernen werden. Die Prinzessin tändelte mit Guiche und Vardes, die Valière war unwohl und blieb in ihrem Zimmer; Frau von Montespan entschleierte sich noch nicht; Frau von Haudancourt, Frau von Soubise und zwei oder drei Andere waren noch da, die nach der Gunst des Königs strebten, aber er kümmerte sich eben nicht um sie.

Lauzun und ich sprachen seit drei Wochen nicht mit einander. Ich war höchst unwillig und aufgebracht, ließ es mir aber nicht merken.

Der König sprach von einer Spazierfahrt im Walde. Er liebte solche Partien, namentlich in Abwesenheit der Königin. Es war eine herrliche, warme klare Mondscheinnacht, wir Alle waren jung, mehr oder minder verliebt und freuten uns also über den Plan. Der König begann damals die kleinen Kaleschen zu versuchen, die er später bevorzugte und die für ein beginnendes Verhältnis sehr bequem sind, weil sie nur zwei Personen aufnehmen können. Später fuhr er selbst, damals hatte er einen vertrauten Kutscher, dem er unter den strengsten Strafen verboten hatte, sich umzusehen. Der Kutscher hieß Simon, ich habe ihn nicht vergessen. Er starb endlich in Folge

eines Sturzes vom Pferde.

Se. Majestät hatte sich den ganzen Abend mit mir beschäftigt und ich triumphierte. Er glich Philipp zum Verwechseln, ich hütete mich aber davon zu sprechen. Ich hatte Saint-Mars und seine Drohungen nicht vergessen. Als man sich zur Fahrt bereit machte, trat er zu mir und fragte, ohne daß es Jemand hörte:

»Madame, ist Ihnen gefällig, in meinem Wagen zu fahren?«

Ich errötete vor Stolz und Freude, antwortete sehr fest: »ja« und warf dabei Lauzun, der mich beobachtete, einen Blick zu. Der König bot mir die Hand und führte mich nach seiner Gewohnheit mit Galanterie gegen die Damen, der Niemand gleich gekommen ist, und die namentlich ausfallend denen gegenüber war, welche ihm gefielen. Ehe wir einstieg, sagte er zu Simon halblaut:

»Fahre immer zu auf den Wegen hin, ohne Dich um die Andern zu kümmern und Sorge dafür, daß Du Dich verirrst.«

Der Kutscher und die Hofleute kannten das Signal. Wenn er bei dem Einsteigen nicht sagte: »Meine Herren, Sie folgen mir«, so hatten sich Alle fern zu halten.

Ich errieth was geschehen sollte und der erste Eindruck war ein betrübender. Ich liebte Lauzun, ich würde stolz gewesen sein ihm ein solches Opfer zu bringen, war es aber in diesem Augenblicke möglich? Ließ er mich nicht im Stiche und durfte ich aussehen, als wäre ich verlassen worden? Konnte ich den größten König, den galantesten Mann um des Liebhabers der Montespan willen abweisen? Ich würde mich jetzt für erniedrigt gehalten haben.

»Madame«, fragte der König, nachdem wir eine kleine Strecke gefahren waren, »ist es wahr, daß Sie Herrn von Lauzun liebten?«

Die Frage brachte mich in Verlegenheit. Er liebte weder gegenwärtige noch frühere Nebenbuhler. Leugnen konnte ich nicht wohl; ich wußte aber auch nicht was ich antworten sollte und stotterte.

»Ich bin Ihres Vertrauens würdig«, fuhr er fort; »fürchten Sie nichts; ich bin immer sehr verschwiegen gewesen und werde es auch jetzt seyn. Also antworten Sie mir.«

Ich konnte nicht ausweichen.

»Sire, wir sollten einander heirathen, waren verwandt, wuchsen mit einander auf und Sie können sich denken . . . «

»Ja wohl, eine Kinderei, ich verstehehe.«

»Ich sah im Mondscheine, wie sich seine Stirne in Falten zog und es war mir nicht wohl zu Muthe. Er ist immer aus Stolz eifersüchtig gewesen.

»Und jetzt?« fuhr er fort.

»Ach jetzt, Sire, liebe ich ihn nicht mehr.«

Ich sagte dies in der allernatürlichsten Weise und glaubte es auch. Der König lächelte.

»Wissen Sie es gewiß?«

»Ganz gewiß.«

»Sollten Sie zufällig Herrn von Monaco lieben?«

Dieses zufällig gefiel mir sehr und nun lächelte ich.

»Er steht mit der Mazarin gut?«

Mein Mann war damals mit ihr in Italien, von wo er sie nach England begleitete, bis sie ihn fortschickte wie einen Lakeien, um St. Evremont zu befriedigen, ihren ehemaligen Liebhaber, und ein halbes Dutzend junger Männer.

»Da sie weder Lauzun noch Monaco lieben, wen lieben Sie, Madame?« fuhr er fort. »Jemanden müssen Sie doch lieben.«

Ich konnte nicht so direkt antworten, als ich gefragt worden worden war, schlug also die Augen nieder. Er ergriff meine Hand und küßte sie. Der König war gegen Damen, wie gesagt, äußerst achtungsvoll und demüthig. Er behandelte sie mit der größten Rücksicht bis . . . Doch dies soll das letzte Kapitel meiner Denkwürdigkeiten sein; ich habe versprochen, die Wahrheit über ihn zu sagen und werde es halten.

»Wollen Sie mir nicht sagen, wen Sie lieben? Was würden Sie antworten, wenn man Ihnen sagte, daß man Sie liebte?«

»Es käme darauf an, wem ich zu antworten hätte.«

»Würden Sie der Wahrheit gemäß antworten?«

»Allerdings, Sire.«

»Und wie?«

»Ew. Majestät hatte mich noch nicht mit einer Antwort beehrt.«

»Sie weichen meiner Frage aus.«

»Ich weiche ihr nicht aus, ich erwarte sie.«

»Bin ich gewöhnlich der Vertraute Anderer? Es kann nur von mir die Rede seyn.

»Ew. Majestät erzeigen mir große Ehre, aber . . . «

»Aber meine Werbung gefällt Ihnen nicht?«

»Das sage ich nicht.«

»Was sagen Sie denn?«

»Ich wage nicht zu sagen was ich denke und wage auch nicht zu denken, was ich sagen möchte.«

»Ah!«

Ich muß gestehen, daß der König reizend war.

Drittes Kapitel.

Wir fuhren lange so. Der König war zärtlich, eifrig, verschwenderisch, und wenn auch nicht so leidenschaftlich wie Biaritz, so zeigte er doch ein so lebhaftes Gefühl, daß ich berauscht wurde, ich gestehe es. Zum ersten Mal in meinem Leben vergaß ich Lauzun ganz und gar; in den himmlischen Augenblicken, die alle meine Leidenschaften befriedigten, fiel mir es gar nicht ein, daß er in der Welt sey. Außer mir vor Freude kam ich nach Hause; ich sah bereits die Welt zu meinen Füßen, mich als die Gebieterin des Hofes und ganz Frankreichs und träumte den glänzendsten Ruhm für den König und mich . . . Er liebte mich! Er hatte es mir geschworen, hatte mir versprochen, die Valière zu verlassen und mir die erste Stelle einzuräumen; er hatte mir versprochen, ich soll von nun an sein einziger Gedanke, seine einzige Liebe sein.

Meiner Familie war ich sicher; mein Vater hatte mich in der Wohnung der schönen Corisandra, einer der »Freundinnen« Heinrichs IV., meiner Vorfahrin, erzogen. Mein Bruder konnte mit der Prinzessin philosophieren und meinen Mann würde die Mazarin, die ihn über Alles tröstete, auch über eine kleine Verweisung in seine Staaten trösten. Alles stand also vortrefflich. Am nächsten Tage sollte die Valière gestürzt und ich erklärt werden; ich konnte die Nacht nicht schlafen.

Früh am Morgen begann ich meine Toilette und wohl nie war ich schöner. Ich legte meine prachtvollen Perlen an, die mir vortrefflich standen. Ich besaß für sechzigtausend Thaler. Ich zog einen Rock und ein Leibchen von blaßgelben und himmelblauem Brokat mit Chenillenstickerei an, welche später so außerordentlich gefiel und die ich zuerst trug. Die Blondeau hatte einen Sticker ausfindig gemacht, der durch mich wohlhabend wurde und allerdings sehr schöne Sachen erfand. Es war Pfingstmontag und der Tag der Procession der Heiligen-Geist-Ritter, wobei der König so schön aussah. Die Damen verdoppelten ihren Putz, sonst würden sie von

den Herren in den Schatten gestellt worden seyn.

Als ich erschien, entstand ein Gemurmel. Einige lobten, Andere tadelten mich, Alle waren gespannt aus das, was geschehen werde. Meine Spazierfahrt am vorigen Tage mit dem Könige war bekannt. Alle sprachen davon je nach ihren Hoffnungen oder Befürchtungen. Die Valière war sehr blaß, aber allerdings auch sehr schön; die Prinzessin biß sich auf die Lippen, Frau von Montespan lachte gezwungen und Lauzun endlich stellte sich gleichgültig, aber seine Augen funkelten vor Zorn.

Ich verbeugte mich vor der Königin, die nichts ahnte. Die Königin Mutter war damals todt; sie würde sofort Alles errathen haben. Ich begrüßte die Prinzessin und ging zu ihr, wie es mein Amt verschrieb. Anfangs sprach sie nicht mit mir, dann musterte sie mich von oben bis unten und warf mir laut das Kompliment zu:

»Sie sind sehr schön, Madame, und sehen aus wie eine Braut oder Neuverheirathete.«

Ich wollte antworten, aber der König trat ein und ich dachte nun nur an ihn. Alle Prinzen und Hofleute folgten ihm. Mein Vater blinzelte mir von weitem zu, woraus ich erkannte, daß er Alles wußte. Der König war wie gewöhnlich, er zeichnete mich nicht aus und das überraschte mich.

Man begab sich in die Kapelle und ich folgte der Prinzessin, trostlos über meine zerfallenen Hoffnungen. Ein Blick der Montespan brachte mich wieder zu mir selber; sie triumphierte über meine Niedergeschlagenheit. Da richtete ich den Kopf stolz empor; ich wollte schön seyn und ich war es; ich hatte das Vergnügen, es oft um mich her zu hören. Die Zeremonie ging vor sich, man kehrte in die Gemächer zurück und Jeder ging wohin es ihm beliebte. Der König hatte sich in seine Zimmer begeben.

Ich hatte viel Komplimente über meine beginnende Gunst empfangen und diese meine Nichtbeachtung durch den König überraschte den Hof fast noch mehr, als mich selbst. Ich ging vergnügt plaudernd umher, obwohl ich den Tod im Herzen trug, als Herr von Marcillac zu mir trat und mich leise aufforderte ihm zu folgen. Er war der wohlbekannte Vertraute der Liebesverhältnisse Sr.

Majestät, der Nebenbuhler Lauzun's, der einzige Günstling Ludwigs XIV., welcher bis jetzt nur flüchtig von Ungnade berührt worden ist. Er scheint sich auch noch lange zu erhalten, denn er ist ein mittelmäßiger Mensch.

Alle Gesichter wechselten die Farbe, nur das meinige nicht, denn ich verstand es mich zu beherrschen. Ich blieb noch einige Augenblicke, theils um mich an der allgemeinen Verlegenheit zu weiden, theils um nicht zu schnell abzubrechen. Dann entschuldigte ich mich und ging nach meinem Zimmer, um dann einen andern Weg zu nehmen. Herr von Marcillac ging voraus. Er kannte die geheimen Gänge im Schlosse so gut wie Bontems, zu dem wir uns begaben. Der Kammerdiener des Königs wartete auf mich und verbeugte sich sehr tief vor mir. Herr von Marcillac blieb, aber keiner von Beiden sprach ein Wort. Ich fragte was das bedeute.

»Se. Majestät wünschen Sie zu sehen, Madame.«

»Wohin habe ich da zu gehen?«

»Bontems wird Sie geleiten; er kennt das Wort, nach dem geöffnet wird.«

»Ich verstehe Sie nicht.«

»Der König wird Ihnen das Weitere sagen.«

»Warum riefen Sie mich denn, Herr Herzog?«

»Auf Befehl des Königs, Madame.«

Das Alles glich den Versprechungen vom vorigen Tage gar nicht. Gern hätte ich meinem Herzen Luft gemacht, aber ich hielt an mich und nahm mir vor das Ende abzuwarten.

»Nun, Herr Bontems, geleiten Sie mich, da ich Ihnen zu folgen habe«, sagte ich.

Er ließ es sich nicht wiederholen und führte mich durch ein Labyrinth von dunkeln, übelriechenden Gängen, für die sich ein Anzug wie der meinige gar nicht eignete, an eine kleine Thür in einem dunkeln Korridor und einem Theile des Schlosses, den ich noch nie betreten hatte und der nur für die Dienerschaft bestimmt war. Ich erstickte fast vor Zorn und war zehnmal daran nicht weiter zu folgen. An jener Thür blieb Bontems stehen, öffnete sie mit einem

kleinen Schlüssel, den er bei sich hatte, verbeugte sich dann noch einmal, winkte mir einzutreten und sagte leise:

»Der König ist hier.«

Ich trat ein und sah ihn in der That in einem sehr reichen, aber auch dunkeln Kabinett sitzen, das sein Licht von oben erhielt durch Gitter und Glas. Er kam auf mich zu und reichte mir die Hand. Ich gab ihm die meinige nicht, sondern begnügte mich mit einer zeremoniösen Verbeugung.

»Ah, Madame, Sie sind schöner als alle Schönen und ich freue mich sehr, Sie wieder zu sehen.«

Ich verbeugte mich nochmals.

»Wie? Finde ich Sie so wieder? So ganz anders als gestern! Sind Sie schon verändert? Haben Sie vergessen . . . «

»Ich habe nichts vergessen, Sire, ja ich allein scheine ein gutes Gedächtnis zu haben.«

Der König errötete und versuchte zu lächeln.

»Ah, ja gestern! Sie haben Eile, Madame, und ich sehe, daß man mich nicht getäuscht hat, und daß in Ihnen der Ehrgeiz größer ist als die Liebe.«

Eine solche Erklärung mir in das Gesicht und in ganz anderer Weise als ich sie am vorigen Tage erwartet hatte, brachte mich in große Verlegenheit. Meine Feinde mußten sehr rührig seyn, da sie schon Mittel gefunden hatten, in einigen Stunden Alles zu ändern. Ich wußte damals nicht, daß die Valière Abends den königlichen Liebhaber besuchte, und daß sie lange nach mir beisammen blieben. Ihre Thränen, ihre Verzweiflung, ihre Bitten, seine noch nicht erloschene Glut für sie, die Furcht vor einem Skandal und vor Allem die Gewohnheit hatten zusammen gewirkt gegen mich. Der König, ich muß es sagen, wünschte meinen Besitz, aber er liebte mich nicht. Seine Jugend, seine Leidenschaft zogen ihn zu mir; sein Herz, sein Verstand hielten ihn zurück. Meine Familie war zu mächtig, — eine Favorite aus dem Hause Gramont, ein Favorite von meinem Charakter wäre eine Macht gewesen. Das fühlte er; er ahnte besonders auch den Widerstand, den er finden werde, und diesen fürchtete und haßte er über Alles.

Frau von Montespan mußte eine Willensausdauer, die ich nicht besaß, aufbieten, nur dahin zu gelangen, wo sie sich noch befindet, wenn auch fast nur noch im Bilde. Die Montemarts sind wohl so vornehm wie wir, aber sie haben nie den Intriguengeist und die Kühnheit wie mein Vater und mein Oheim. Der dicke Vivonne hat sich durch den Einfluß seiner schönen Schwester zum Marschall von Frankreich und Gouverneur der Champagne machen lassen, aber nie über Jemanden zu befehlen gesucht, nie einen Rath ertheilt und an nichts gedacht, als wie er sich vergnüge und der Frau von Luders den Hof mache. Mein Vater hätte sicherlich an ganz andere Dinge gedacht.

Ich sah mich von einer schwindelnden Höhe herabgestürzt. Ich bin stolz, wie man weiß, ich dulde keinen Zwang, nicht den Schatten von Geringachtung und machte eine Bewegung, um nach der Thür hin zu gehen.

»Wohin?« fragte der König sehr erstaunt.

»Mein Platz ist nicht hier, da Ew. Majestät mich verkennen. Geruhen Sie zu gestatten, daß ich mich entferne.«

»Im Gegentheil, Fürstin; kommen Sie, setzen Sie sich und lassen Sie uns plaudern.«

Das war ein Befehl und ich gehorchte.

Viertes Kapitel.

Der König verstand nicht zu scherzen und konnte sich auch nicht verstellen im Scherz. Er wollte sehr klug seyn, ich durchschaute ihn aber auf der Stelle und war auf meiner Hut.

»Sie halten mich für recht schuldig, nicht wahr?« fragte er und dann fuhr er fort: »Ich hätte nach dem Ordensfeste die Frau von Monaco an der Hand nehmen und, wie es unter Philipp August geschehen, für die Königin der Schönheit und der Liebe erklären sollte; das verlangten Sie, nicht wahr?«

»Sie spotten, Sire, aber damit entschuldigen Sie sich nicht und erwerben sich noch weniger Verzeihung, wenn Sie mir dies Wort gestatten wollen.«

»Ich entschuldige mich nicht, weil ich keine Schuld trage, Madame. Ich habe Zartgefühl, vielleicht übertrieben, in der Liebe; aber ich würde Alles gethan haben, was ich gestern versprochen, wenn mich nicht ein Wort, ein einziges Wort davon abgehalten hätte.«

»Darf ich fragen welches?«

»Ich habe Ihnen bereits gesagt, Madame, ich fürchte, nicht geliebt zu werden, wenigstens nicht so sehr und in der Art wie ich es wünsche.«

»Ich verstehe Sie nicht, Sire.«

»Mit einem Worte, ich fürchte in Ihnen mehr die ehrgeizige Frau als die hingebende Geliebte zu finden. Ich irre mich vielleicht und Sie mögen mich von meinem Irrthume befreien.«

»Wie?«

»Begnügen Sie sich mit meinem Herzen, lassen Sie sich das Geheimnis gefallen; verlangen Sie nicht mehr; bleiben Sie im Stillen meine Geliebte, bringen Sie mir an diesen unbekanntem Ort das Glück, das ich von Ihnen erwarte, und lassen Sie uns vor den Augen der Welt einander fremd seyn. Wenn Sie darauf eingehen, erkenne

ich, daß Sie verleumdet wurden, und glaube an Sie wie an mich selbst.«

Damit war die Sache auf einen gefährlichen Boden gebracht; es blieb mir keine Wahl und ich antwortete deshalb fest:

»Ich gehe darauf ein, Sire.«

»Wie? Auf das Geheimnis, auf seltenes, Niemanden bekanntes Beisammenseyn, auf die Verleugnung Ihrer Neigungen und das Opfer alles dessen, was Ihnen gefällt?«

»Ja, Sire.«

»So lieben Sie mich wirklich?«

Ich liebte ihn in der That, oder ich machte mich selbst vielmehr blind darüber und so wurde es mir auch nicht schwer ihn selbst zu blenden. Ich sprach mit solcher Beredsamkeit, daß er nichts entgegnen konnte, und nach einer halben Stunde war er so zärtlich, so vertrauensvoll wie am vorigen Tage, ja er kam aus die früheren Anträge und Versprechungen zurück und drang in mich, sie anzunehmen. Ich konnte mich selbst mehr beherrschen als er, und schlug es aus.

»Nein, Sire; erst wenn ich bewiesen haben werde was ich hin, erst wenn ich meine Ankläger beschämte, werde ich den Triumph annehmen oder vielleicht auch dann noch ihn ablehnen. An Ihnen ist es zu zeigen, wie schlecht meine Feinde sind, da Sie dieselben besser kennen lernen werden. Stören Sie meine Freude nicht durch nutzloses Andrängen, sonst nehmen Sie mir alle Luft, Sie wieder zu suchen.«

Meine Bitten, meine Gewandtheit und meine Gefühle unterwarfen mir ihn gänzlich. Wir blieben sehr lange in diesem herrlichen Kabinett und als ich nach Hause kam, war ich so angegriffen von dem Zwange, den ich mir hatte anthun müssen, daß ich mich zu Bett legen mußte. Die Blondeau blieb die Nacht über bei mir.

Am andern Morgen stand ich neugestärkt auf, meiner sicher und bereit und gefaßt, Allem entgegen zu treten und Alles zu Ende zu bringen. Mein Vater kam zu mir, um von mir selbst die Wahrheit zu hören; denn die Gerüchte am Hofe, wo man von nichts Anderem sprach, beunruhigten ihn. Ich gab ihm keine Antwort.

»Ich bin krank gewesen und ich befinde mich wohl, das ist Alles«, sagte ich. »Der König ist allerdings mit mir spazieren gefahren, aber er fährt oft so mit Damen und man spricht nicht darüber, warum gerade über mich? Ich werde mich wieder zeigen und Allen sagen was ich Ihnen sage; damit wird die Sache ein Ende haben.«

So geschah es; ich hielt mein Versprechen. Ich war natürlich, würdevoll, heiter, je nach den Umständen. Den König sah ich fast alle Tage in unserem Kabinett, in das mich Bontems geleitete. Herr von Marcillac kümmerte sich nicht mehr darum. Ich hatte den Muth zu schweigen und Niemanden merken zu lassen, was ich empfand. Ich hielt mich ruhig vor dem Spotte und benahm mich so maßvoll, daß man endlich die Wahrheit zu ahnen begann. Der König wünschte mir Glück darüber und wollte sogar in einem Augenblicke des Edelmuths und der Liebe mir Gelegenheit geben, meine Neider zu demüthigen, und mich öffentlich für seine Geliebte erklären, aber ich lehnte es nochmals ab. Ich wollte mehr.

Endlich kam das Ziel und alle Umstände dabei stehen noch lebendig vor meinem Gedächtnisse. Es geschah an diesem Tage ein Ereignis, das ich erzählen werde, weil es zum Ruhme des Königs gereicht und er sich in seiner ganzen Willenskraft, in seiner ganzen Geistesgröße und in seiner ganzen Weisheit zeigte.

Es war vor der Messe. Herr von Dangeau begann bereits eine Art Günstling zu seyn. Er rühmte sich die Literatur zu lieben und die Schriftsteller zu fördern. Er sagte dem Könige, »Herr Corneille sey in der Galerie und wünsche sehr, einen Augenblick mit ihm zu sprechen. So etwas war nicht gewöhnlich, der König aber hielt damals nicht so streng auf die Etikette.

»Lassen Sie Herrn Corneille kommen«, sagte er.

Man rief den Mann, den Se. Majestät mit aller verdienten Auszeichnung empfing und der überglücklich durch diese Gunst war. Man begann ihn über Racine zu vernachlässigen und seine Zustände litten darunter.

»Und was wünschen Sie von mir, Herr Corneille?« fragte der König.

»Sire, mein Jahresgehalt ist sehr gering, er reicht nicht aus und

ich bin sehr arm.«

»Herr Colbert hat Ihnen nicht gegeben was Sie brauchen? Ich liebe das Genie, Herr Corneille, und Sie sind ein Glanz meiner Regierung.«

»Herr Colbert hat mir nicht einmal geantwortet, Sire.«

»Dann thaten Sie wohl sich an mich zu wenden; thun Sie das immer; es soll Ihnen an nichts fehlen.«

Corneille war so bewegt, daß er nicht antworten konnte. Der König befragte ihn sodann über gleichgültige Dinge, um ihm Zeit zu lassen sich wieder zu erholen. Er antwortete fast mit Thränen in den Augen. Se. Majestät ward davon tief gerührt wie die Umstehenden, so daß man die Zeit der Messe vergaß und die Hofleute in der Galerie warteten. Da kam endlich der Diener und verbeugte sich vor dem Könige, um anzudeuten, daß es Zeit sey.

Se. Majestät erhob sich, nahm Corneille am Arme, drückte selbst die beiden Flügel der Thür auf, ehe der Diener sie berühren konnte, und erschien mit dem Dichter vor dem ganzen Hofe.

»Meine Herren«, rief er so laut, daß es auch die Entferntesten hören konnten, »meine Herren, der König und der große Corneille!«

Die Ehrfurcht hielt zwar laute Beifallsäußerungen zurück, aber Alle waren gewaltig ergriffen, und Corneille selbst hat seitdem sehr oft gesagt, dies sey der schönste Augenblick seines Lebens gewesen.

Fünftes Kapitel.

Nach oder vielmehr während der Messe gab mir der König ein Zeichen, das wir unter uns verabredet hatten und das mir sagte, ich möchte mich in unser Asyl begeben. So hatte ich das Zimmerchen getauft, das damals nur uns bekannt war, später aber auch der Frau von Souhi so gedient hat. Ich habe es wohl gewußt; da findet sie noch jetzt den König, denn seine Gunst währt ewig, widersteht Allem und besiegt Alles. Ich lasse sie da wie sie sich seit zehn Jahren eingerichtet hat, trotz der La Valière und der Montespan und trotz der Maintenon, die anfängt und es wahrscheinlich weit bringt. Ich weiß und sehe alles von meinem Bett aus.

Lange schon, wie gesagt, sprach Lauzun nur noch mit mir, um nicht das Ansehen zu gewinnen als verachte er mich. An jenem Morgen, als die Messe kaum vorüber, die Prinzessin zu Ihrer Majestät ich weiß nicht in welchem Geschäfte gegangen war und ich mit vielen andern Personen in der Galerie wartete, kam er mit einer Miene zu mir, die ich an ihm nicht kannte.

»Madame«, sagte er, »Sie sehen diesen Morgen sehr triumphierend aus und blicken Ihre Freunde gar nicht mehr an.«

»Wenn meine Freunde wünschen, daß ich sie ansehe, müssen sie sich zeigen.«

»O sie werden sich zeigen, verlassen Sie sich darauf.«

Diese Worte enthielten eine Drohung, ich fühlte es.

»Wenn sie sich zeigen«, antwortete ich, »werde ich sie gewiß auch ansehen.«

Dann plauderte er von meinem Kopfputze, von meinem grünen Kleid, das ich diesen Tag trug. Anfangs war ich etwas unruhig, aber dann rief mich die Prinzessin und ich achtete nicht mehr darauf. Sie sagte mir, wir würden den Tag in St. Cloud zubringen und erst den andern Tag zurück kommen; der König habe einen Courier bekommen und den Hof entlassen. Ich errieth, daß dies eine Meldung für mich war und das Rendezvous vielleicht auf den

nächsten Tag verschoben sey. Die Prinzessin diente uns gar oft als Mittelsperson, ohne es zu ahnen; wenn sie es gewußt hätte!

Als man diese Abänderung meldete, zeigte Lauzun eine höchst üble Laune und ließ sie rücksichtslos an Jedermann aus. Man bildete einen Kreis um ihn; die Prinzessin lachte sehr und ich auch, obgleich ich ahnte, daß irgend eine Bosheit gegen mich dahinterstecke. Die Frau von Montespan trieb ihn auf einen Weg, auf dem sie sich auszeichnete, und es war gewiß, daß sie damals sehr gut mit einander standen.

Wir befanden uns also in St. Cloud und zwar bei glühender Hitze. Die Prinzessin hatte solche Einfälle, wenn es mit ihrer Liebe nicht recht ging. Sie hatte Lauzun und viele andere Herren vom Hof mitgenommen; die Wagenreihe war groß. Wir kamen ganz erhitzt und gar nicht aufgelegt an.

Die Prinzessin harte das Gute, daß sie das zeremoniell nicht liebte und es gern verbannte, wenn ihr Gemahl nicht da war, denn er hielt sehr darauf. Sie kam also auf den Gedanken, sich überall hinzusehen, z. B. auf das Parquet, um mehr Kühle zu finden; der ganze Hof that dasselbe, wenigstens die Damen, und die Herren flatterten wie Schmetterlinge umher. Lauzun spielte den Galanten im Kreise umher; ich lag halb und hatte eine Hand unter den Kopf gelegt; er kam ganz dicht an mich heran, wie um der Fürstin von Tarent zu antworten, die ihn neckte, trat mir dabei mit der Ferse in die hohle Hand, drehte sich so um und ging hinweg.

Ich fühlte fürchterlichen Schmerz, aber der Gedanke an die Folgen hielt mein Aufschrei zurück; ich zog die fast zermalmte Hand zurück, barg sie in den Falten meines Kleides und schwieg. Ich glaubte ohnmächtig zu werden; wenn ich gestanden, wäre ich gewiß gefallen. Welche Mühe ich mir auch gab, bemerkten es doch einige Personen und man sagte es der Prinzessin, die gerade nicht sehr gut mit mir stand. Es war während des Exils meines Bruders; bei ihr hatten die Abwesenden stets Unrecht und sie kokettierte mit Vardes, der später . . . nun man wird ja sehen.

Sobald man ihr gesagt hatte, was geschehen, rief sie mich. Ich mußte zu ihr gehen, obwohl ich mich kaum aufrecht halten konnte.

»Man sagt, Sie wären verwundet.«

»Ich? durchaus nicht.«

»Das freut mich; es wäre auch so eine gar zu schlimme Verletzung gewesen.«

Sie sprach dies ganz laut vor dem Hofe, was mich so verletzte, daß ich kaum an mich halten konnte. Ich antwortete ihr beinahe anzüglich, beherrschte mich aber, weil ich auf eine glänzendere Rache hoffte.

»Morgen«, dachte ich, »soll der König Alles erfahren und ich nehme an, was ich so oft ausgeschlagen habe, um die Kecken zu züchtigen.«

Dieser Vorsatz beruhigte mich, ich scherzte und spielte und brachte die Prinzessin sogar so weit, daß sie sich gegen mich benahm wie in unsern schönsten Tagen, wie große Augen auch Vardes machte. Freilich, als ich in mein Zimmer kam, war ich so aufgereggt, daß ich mich nicht niederlegte, sondern mit der Blondeau und einem Bedienten in dem Park umherging.

Man sollte bei guter Zeit wieder nach Versailles kommen, was mir sehr recht war, denn ich hoffte den König zu sehen und meine Audienz zu haben, wie Frau von Beauvais sagte, seine erste Geliebte. Die Prinzessin nahm mich wie gewöhnlich in ihren Wagen. Ich hatte einen Handschuh über die Hand gezogen, die noch sehr schmerzte und sehr geschwollen war. Die Prinzessin sah es, sprach aber nicht davon. Die Fahrt ging ungestört von statten; auf der Hälfte des Weges begegneten wir dem Herrn von Marcillac, der uns sagte, mit welcher Ungeduld der König uns erwarte und wie Vielerlei er der Prinzessin zu sagen habe. Ich that als verstehe ich es nicht.

Se. Majestät ging mit Le Notre und einigen Gärtnern im Park spazieren. Sie sprachen eifrig und schienen unsere Ankunft nicht zu bemerken, aber sie sahen uns doch. Ich begab mich nach Hause und wartete. Sehr bald kam dann auch Bontems und sagte mir, man sey ich wisse schon wo.

Ich nahm meine Mantille, ging hinter ihm, weniger verhüllt als sonst, aber um Vieles ungeduldiger.

Wir kamen endlich an der glückseligen Thür an, aber mir war als

höre ich leises Geräusch.

Gewöhnlich machte der König, sobald er ankam, die Thür auf, steckte den Schlüssel in das Schloß und machte sie wieder zu. Diesmal suchte Bontems vergeblich nach dem Schlüssel. Der König indes war da; er wartete, was war zu thun?

»Se. Majestät wird vergessen haben, die Thür zu öffnen«, sagte er.

Er klopfte an, anfangs leise, dann stärker, noch stärker, bis endlich der König kam und fragte wer da sey.

»Ich, Sire«, antwortete der Kammerdiener.

»Allein?«

»Nein, Sire.«

»So komm herein.«

»Das geht nicht; Ew. Majestät haben den Schlüssel vergessen.«

»Ich habe ihn wie gewöhnlich angesteckt.«

»Ich kann versichern, daß er nicht da ist.«

»Ich habe ihn eingesteckt.«

»Wollen Ew. Majestät uns öffnen?«

Der König versuchte es und es ging nicht.

»Es ist an dem Schlosse etwas geschehen . . . Wer ist der Freche?«

Wir parlamentirten so durch die Thür und befanden uns in der allerlächerlichsten Situation. Wenn man es gewußt hätte!

Sechstes Kapitel.

Ich kenne nichts Lächerlicheres als dieses Gespräch durch eine verschlossene Thür hindurch, die wir nicht zu öffnen vermochten. Der größte König der Welt durch ein so erbärmliches Hindernis in seinem Willen gehemmt! Boutems suchte den unglückseligen Schlüssel am Boden, der König mühte sich ab, das Schloß zu öffnen, ich war in der größten Verlegenheit und wußte nicht, was endlich geschehen würde. Mein Zorn war nahe daran loszubrechen, als der König mir ein sehr trockenes »gute Nacht!« zurief und wir nichts mehr von ihm hörten.

»Se. Majestät ist sehr verstimmt«, sagte Bontems; »es ist etwas sehr Wichtiges für ihn; er wird glauben, die Schuld trage ein geheimer Liebhaber und das verzeiht er nicht.«

Ich antwortete nicht und der Vertraute des Königs, bei dem ich mich nicht entschuldigen mochte, geleitete mich nach Hause. Ich hatte große Lust zu sagen, ich sey krank und nicht wieder zu erscheinen, aber ich bedachte, daß ich, wenn man mir einen Streich gespielt habe, den Böswilligen gewonnenes Spiel gäbe und die Lacher auf deren Seite brächte.

Man höre was geschehen war.

Lauzun hatte, ich weiß nicht durch wen, von meinen Zusammenkünften mit dem Könige gehört, auch meinen Weg ermittelt und war an jenem Tage auf Kundschaft ausgegangen, um ein Versteck zu suchen; er hatte auch eines ganz in der Nähe gefunden. Kaum zehn Minuten befand er sich da, als er den König die Thür öffnen, den Schlüssel außen anstecken und wieder hineingehen sah. Darauf schlich er sich heraus, nahm den Schlüssel, warf ihn in das geheime Kabinett, versteckte sich selbst da wo er wartete.

Er war demnach Zeuge des ganzen Abenteuers, von dem er zwar wohlweislich nicht sprach, das er später aber mir erzählte, als wir uns auf kurze Zeit wieder ausgesöhnt hatten.

Abends beim Spiele sagte der König, der gewöhnlich immer mit mir sprach, kein Wort zu mir; er grüßte mich mit seiner gewöhnlichen Galanterie, aber dies war Alles. Er spielte sehr hoch mit Lauglée, Dangeau und meinem Onkel. Ich wollte statt des Grafen Gramont mich einsetzen, um an den Tisch zu kommen.

»Nein«, sagte der König, »heute Abend keine Dame; es ist zu ernsthaft . . . Sie würden uns von der Sache abbringen.«

Bontems hatte Recht gehabt, aber wenn es in meinem Charakter liegt, an dem, was mir entgeht, aus Kräften festzuhalten, so thue ich auch nichts, um es wieder zu erlangen. Ich leide, aber ich beuge mich vor Niemanden, nicht einmal vor der Laune des Königs. Ich hatte mir nicht das Geringste zu Schulden kommen lassen und wollte warten. Ich sah weder ängstlich noch bekümmert aus, litt aber unsäglich.

Es verging eine ganze Woche, ohne daß ich etwas hörte. Die Geschichte wurde ohne Namen erzählt, Niemand wagte an den König zu denken oder wenn Jemand an ihn dachte, so sagte er es nicht; noch weniger nannte man die Dame, aber man lachte laut über sie und den eingeschlossenen Liebhaber. Selbst im Wagen der Königin sprach man davon, »wo ich mit der Königin und dem König saß. Die Prinzessin lachte lange darüber. Ich war wie aus der Folter.

»Wie endigte die Sache?« fragte die Königin.

»Ich weiß es«, antwortete der König, »denn ich kenne das Abenteuer besser, als sonst Jemand.«

»Sie, Sire?«. fragte die Prinzessin, indem sie mich mißtrauisch ansah. »Wie so?«

»Jedermann weiß, daß ich nicht sehr verschwiegen bin, auch weiß Jedermann, daß für meine Polizei im Schlosse nichts verborgen ist. Ich kenne die beiden Liebenden. Ich kenne die Dame, die dabei eine gute Lehre erhalten hat, welche sie hoffentlich benutzt. In meiner Jugend las ich ein spanisches Buch, in welchem der Held fast nur in Sprichwörtern redet; ich habe davon nur ein einziges behalten« und jene Dame wird wohl thun, wenn sie es sich auch merkt: *man darf nicht zwei Hasen auf einmal hetzen.*«

»Die Sprichwörter sind in der That etwas sehr Gutes«, sagte die

Königin, die nichts merkte; »ich weiß welches Buch Sie meinen; wir halten es in Spanien sehr hoch und ich wundere mich, daß Sie es nicht ins Französische übertragen lassen.«

Niemand sagte etwas darauf. Ich hatte den Stich bekommen und mußte alle meine Kraft aufbieten, um nicht loszubrechen. Die Prinzessin merkte die Sache, wie ich sah. Und wenn man mich umgebracht, ich hätte das Lächeln von meinen Lippen nicht weichen lassen.

»Die arme Frau«, sagte ich, »wird sich zurückziehen müssen; wenn sie bleibt, ist sie zu allem fähig.«

Diese Kühnheit rettete mich in den Augen der Anderen; was der König dachte, weiß ich nicht.

»Sie sprechen das ganz ruhig aus, Frau Herzogin«, fuhr er fort; »man kann aber nicht immer das thun was man wünscht; man hat einen Mann, eine Familie, Pflichten, vielleicht und wahrscheinlich auch ein Amt. Hat man es mit einem rechtlichen Manne zu thun, so schweigt er, wie seht er sich auch verletzt fühlen mag, und berücksichtigt mehr die Umgebung als die Person, er begnügt sich mit stiller Verachtung.«

Die Frau von Montespan lachte; sie brütete über einer Bosheit und die Bosheit kam zu Tage.

»So, Sire, behandeln Sie die Sachen? Was würden Sie an der Stelle des Liebhabers thun?«

»Welches?« fragte die Prinzessin.

Man gab mir das Gift tropfenweise.

»Des eingeschlossenen. Welche Figur mag er gespielt haben! die komischen Leute!«

»So komisch es auch sein mag, Madame«, sagte der König, der sich kaum beherrschen konnte, »ich hätte es gerade gemacht wie er. Ich hätte mich hinter meine Verachtung verschanzt und die Frau dem überlassen, den sie vorzieht, ohne irgend Jemand etwas zu Leid zu thun. Die Sache ist zu klein und zu unwürdig für ein großes Herz, wenn sie so weit sich herabläßt. Aber nun genug von dieser Albernheit; sprechen wir von etwas Anderem.«

Von diesem Augenblicke an benahm sich der König stets in derselben Weise gegen mich, vollkommen artig, aber kalt; er that mir nichts zu leid, aber er gewährte mir nichts. Ich hatte für den Herrn von Monaco den Titel und Rang eines auswärtigen Fürsten erbeten, worauf er sicherlich so gutes Recht hat, als die Herren von Rohan und Andere, die überdies nirgends souverän sind; er hatte es mir versprochen, später schlug er es bestimmt ab. Meine Brüder wurden unablässig verfolgt und gepeinigt um nichts. Der arme Guiche verbrachte die Hälfte seines Lebens im Exil; allerdings hörten seine Thorheiten nicht auf. Louvigny konnte das Regiment nicht erhalten, als es Guiche aufgeben mußte, und mein Vater ärgerte sich sehr darüber und litt ebenfalls. Außer seiner freien Sprache, die man ihm nicht untersagte, weil sie unterhaltend war, behielt er wenig von seiner sonstigen Gunst. Nur der Graf und die Gräfin von Gramont blieben ganz in ihrer gewohnten Weise. Allerdings konnte meine Tante mich nicht ausstehen und mit meinem Onkel kann sich Niemand erzürnen; er lacht über alles, er nimmt nichts ernsthaft.

Seiten habe ich so viel gelitten als auf jener Spazierfahrt. Sie dauerte über drei Stunden; dann war großer Empfang eines venezianischen Gesandten, dem wir alle beiwohnten, ich neben der Prinzessin, meinem Amte gemäß. Abends hatte die Königin bereits eine andere Qual und die Prinzessin ersann eine Promenade mit Fackeln, wie in den ersten Tagen ihrer Ehe. Man lachte sehr dabei, ich mehr als die Anderen.

Lauzun überraschte mich in einem Versteck, denn wir spielten wie die Kinder; er hielt mich hinter einem Baum fest und sagte:

»Sie besitzen den Muth der römischen Gladiatoren, welche lachend starben, wie gestern Herr von Condom bei der Königin erzählte.«

»Ich sterbe nicht und habe gar keine Lust dazu.«

»Wenn ich Sie nicht kennete, würde ich es glauben, so wunderbar stolz und schön sind Sie.«

Ich suchte von ihm loszukommen, er hielt mich aber fest.

»Sie zürnen mir sehr?«

»Ich? Warum sollte ich Ihnen zürnen? Sie lieben mich nicht mehr,

es beliebt Ihnen so und ich pflege Niemanden mit Gewalt zurück zu halten.«

»Ich Sie nicht mehr lieben! Ach, wenn es doch wahr wäre!«

»Die Frau von Montesperan ruft Sie, glaube ich.«

»Es thut mir leid, Sie verlassen zu müssen, aber leider hat Bontems den Schlüssel verloren.«

Nach diesem Spott, den ich nicht vergaß, entfloh er.

Siebentes Kapitel.

Nachdem ich das erzählt habe, was mich in Bezug auf den König betrifft und was ich bei Seite bringen wollte, um die Geschichte meines Bruders und der Prinzessin frei zu machen, nehmen wir diese zur Zeit meiner Abreise nach Monaco wieder auf. Wenige Personen kennen sie genau; man macht gewöhnlich eine wahre Idylle daraus, die sie niemals war. Die Prinzessin tröstete sich über die Abreise Guiche's und dieser über den Tod der Prinzessin, nachdem er lange bei meiner Mutter und seinen Hunden geweint hatte. Er verliebte sich in seiner Weise in die Frau Herzogin von Brissac, die ihn vergötterte. Es war ein seltsames Liebesverhältnis. Ich glaube nicht, daß sie einander ein einziges Mal in dem Tone anderer Leute gesagt haben: »Ich liebe Sie.« Sie verdrehten die Augen, hoben die kleinen Finger gen Himmel, um ihn zum Zeugen anzurufen und philosophierten Stundenlang; wie es mit dem Übrigen stand, weiß ich nicht. Es gingen seltsame Gerüchte über Guiche zu Ende seines Lebens und Ninon sagte von Frau von Grignan und mir:

»Diese beiden Damen sind die einzigen Männer in ihren Familien.«

Louvigny zeigte indes einen Anflug von Männlichkeit zur Zeit seiner Verheirathung mit Fräulein von Castelnau, die er sehr hübsch entführte. Ihr Bruder verstand keinen Spaß und setzte Louvigny das Pistol auf die Brust. Er heirathete dann mehr aus Furcht als aus Liebe; denn mit seinem Muthe war es nicht weit her. Seine arme Frau hat es ihm vergolten, wie die Leute am Hofe erzählen. Der einzige gute Augenblick, den sie bei ihm hatte, war der, als der Tod seines älteren Bruders ihm das Herzogthum Gramont sicherte.

Wie ich gesagt habe, wollte ich mit den Angelegenheiten meines Bruders Guiche und der Prinzessin nichts mehr zu thun haben. Während meiner Abwesenheit geschah Folgendes:

Als die Prinzessin mich nicht mehr bei sich hatte, schloß sie sich der Gräfin von Soissons mehr an, einer gefährlichen Vertrauten, und

ihr fügte sie eine andere bei, welche ihres Intriguengeistes und ihres Wandels wegen auch keineswegs zu empfehlen war. Es war dies Fräulein von Montalais. Schwester der Frau von Marans, von der wir schon sprachen, die ein Kind von dem Herzoge hatte, sich wie viele Andere in den Herrn von Longueville verliebte und später fromm wurde, weil sie nur noch Gott lieben konnte.

Die Hoffräulein der Königin und der königlichen Prinzessin hatten die Liebhaber zu Dutzenden. Man hätte mit ihren Kindern ein ganzes Waisenhaus füllen können. Die Viennes hatte eines von dem Chevalier von Lothringen, das sie der Frau von Armagnac gab, welche es mit den ihrigen erziehen läßt; es ist eine eingestandene Sache und sie machen auch nur in so weit ein Geheimnis daraus, um nicht ganz und gar für schamlos zu gelten. Wer Memoiren über diesen ganzen Hof schriebe und alles, was vorgeht, genau verzeichnete, würde der Nachwelt ein schönes Buch hinterlassen. Man sagt, der Graf von Bussy-Rabutin beschäftige sich damit; ich möchte wissen, ob er von mir spricht und was er von mir sagt.

Die Montalais war gleichzeitig die vertraute Freundin der La Valière und Geliebte eines Freundes meines Bruders, eines Sonderlings, Malicorne. Sie hatte eine ganze Legion Intriguenteufel im Kopfe, liebte fünf bis sechs Männer auf einmal, ging von einem zu dem andern, hatte immer die Taschen voll Liebesbriefe und gab niemals einen falsch ab, was ich sehr bewundere. Sie war keck genug, sich selbst in die Angelegenheiten ihrer Gebieterin und meines Bruders zu mischen, denen sie geradezu sagte: sie stehe ihnen zu Diensten, wenigstens meinem Bruder, denn mit der Prinzessin ging sie doch zarter um.

Einmal ging sie zu ihr, als sie krank war (sie war guter Hoffnung und litt sehr), warf sich vor ihr nieder, schmeichelte ihr, was der Prinzessin in solchen Augenblicken sehr gefiel, und beklagte sie wegen ihrer Leiden und des Verdrusses, den ihr der Prinz mache. Allmählig sprach sie dann von Tröstungen und Entschädigungen, von einem schönen jungen Herrn, der nach ihr schmachte und bewunderungswürdige Briefe schrieb, und bat die Prinzessin wenigstens einen anzuhören.

Die Prinzessin weigerte sich anfangs, die Montalais ließ sich aber nicht abschrecken und begann mit unverständlichen Phrasen, die ihr der Graf von Guiche mitgeteilt hatte. Scherzend gebot ihr die Prinzessin Schweigen, sie hörte aber doch noch immer zu und die Montalais umstrickte sie so, daß sie gestand, die Liebe Guiche's mißfalle ihr nicht; nach einigen Tagen gab sie sogar zu, daß sie ihn auch liebe.

Dies geschah in Fontainebleau, wohin Guiche nach der Reise nach Nantes zurück gekommen war; er wußte schon vorher woran er war, aber die Reise konnte ja Alles geändert haben und die Montalais leitete Alles vortrefflich. Als die Prinzessin Fontainebleau im Tragsessel verließ, warf ihr die Montalais mehr als zwanzig Briefe Guiche's zu, die sie unterwegs zur Unterhaltung las und auch aus anderen Gründen, nicht weil sie sehr verliebt war, sondern um einen Roman zu spielen und sich zu amüsieren. Einen hat sie aber auch ernstlich geliebt.

Sie bewohnte damals die Tuileries und blieb da einige Wochen, ohne sie zu verlassen. Das hinderte die Montalais nicht; sie leitete gleichzeitig die Angelegenheiten der La Valière und der Prinzessin, erzählte der Einen die Geheimnisse der Andern und hielt sich mit ihrem Malicorne für die Beherrscherin Frankreichs, weil sie die Hand in den Liebesabenteuern des Königs und dessen Schwägerin hatte.

Bald genügten ihr die Briefe nicht mehr; sie wollte meinen Bruder zu der Prinzessin bringen und erbot sich dazu mit einer nur ihr eigenen Keckheit. Wenn der Prinz etwas geahnt hätte, ich glaube er hätte sie durch die Pagen auspeitschen lassen. Sie steckte also den Grafen in Frauenkleider und gab ihn für eine Wahrsagerin aus; sie hatte die Verkleidung auch so gut gemacht, daß sie ihn am hellen Tage in die Tuileries brachte vor den Lakaien, die ihn jeden Abend sahen und doch nicht erkannten.

Sie führte ihn in die Gemächer der Prinzessin, wo sie sich vorlesen ließ und wo alle ihre Damen um sie versammelt waren. Guiche trat ein und machte Knixe wie eine alte Frau, daß Niemand den Mann in ihm ahnte; er verstellte seine Stimme und seinen Blick, erbot sich den Mädchen wahrzusagen und sagte ihnen natürlich was

sie gerne hörten. Dann kam die Reihe an die Prinzessin, die im Bett lag und jammerte. Er wollte mit ihr allein seyn; sie machte Schwierigkeiten, gab aber endlich doch nach und sie sprachen heimlich mit einander. Die Hauptsache waren Verspottungen des Prinzen. Darum sich Gefahren auszusetzen!

Mein Bruder ging wie er gekommen war, ohne Verdacht zu erregen. Auf der Treppe begegnete er dem Prinzen, der ihn aber nicht beachtete. Diese Besuche wiederholten sich mehrmals und immer mit Glück, einmal aber wurde er bald ertappt. Eines Abends, als der Prinz mit dem Könige in St. Germain jagte und erst nach zwei Tagen zurück kommen sollte, kam er zum Souper, entweder weil er gewarnt worden war, oder selbst mißtraute. Guiche war bei der Prinzessin und allein mit ihr. Die Montalais hielt Wache, hörte den Gemahl rasch die Treppe herauskommen und konnte kaum vor ihm in das Zimmer hineinkommen. Die Liebenden verloren den Kopf, die Montalais aber nahm meinen Bruder am Arme und versteckte ihn hinter der Thür, die sie ganz aufmachte. Die Prinzessin flüchtete sich in ein Nebencabinet, warf sich auf eine Chaise Longue und that als schlafe sie. Der Prinz schritt rasch durch das Zimmer seiner Gemahlin; in dem der Liebhaber sich befand, und da er Niemand sah, beruhigte er sich. Zum Glück war er allein, die Andern würden sich nicht haben täuschen lassen.

Die schlaue Montalais hielt ihn in dem ersten Kabinett fest, indem sie ihm sagte, die Prinzessin schlafe und leide sehr, man möge sie doch ja nicht stören. Unterdes entschlüpfte mein Bruder und mischte sich im Vorzimmer unter die Wartenden als sey er eben angekommen. Niemand achtete darauf. Der Prinz hatte vergebens sich bemüht und die Prinzessin mißhandelte ihn sehr, weil er sie in ihrer Ruhe gestört.

»Ja«, sagte er zu seiner Entschuldigung, »man hatte mir für gewiß gesagt, der Graf von Guiche sey hier.«

»Und wenn er da wäre? Kommen nicht auch Andere?«

»Allerdings, aber ich habe auch das Recht zu kommen.«

Ich weiß nicht, ob seine Entschuldigung anerkannt wurde.

Achtes Kapitel.

Die Sache wurde bald durch die Dummheit der Valière verdorben, die gewiß ein ganz gutes Mädchen war, aber auch keine Spur von Geist hatte. Sie verheimlichte dem Könige die Geheimnisse der Prinzessin, welche sie durch die Montalais kannte, der sie Stillschweigen geschworen hatte, aber sie that es in einer Weise, daß der König merkte, sie habe Geheimnisse vor ihm. Das haßte er im höchsten Grade, von seiner Geliebten wollte er Alles wissen und er duldete es nicht, daß sie ihm irgend etwas verheimlichte; jede Minute fragte er sie: »Was sagt man? Was wissen Sie?«

Außerdem war er ihretwegen auf einen gewissen Bragelonne eifersüchtig, der sie in Blois geliebt hatte und den sie beinahe geheirathet hätte. Die Montalais wußte sich ihrer später zu bedienen, um die Gunst des Königs zu erlangen, wie ich erzählen werde. Er fragte also die Valière die nichts sagen wollte. Er drang in sie, er bat, aber sie beharrte im Schweigen und er verließ sie zornig. Sie hatten einander versprochen, wegen einer Erzürnung sich nicht zu quälen und sie wartete deshalb, aber es erfolgte nichts; sie weinte die ganze Nacht, endlich sehr früh am Morgen entfernte sie sich wie wahnsinnig und begab sich in ein Kloster.

Der Teufel, der sich in Alles mischt, wollte nun, daß gerade am Tage vorher bei Herrn Le Grand Jemand sagte, es stehe mit der Prinzessin schlecht, viel schlechter, als man sage, und sie werde sicherlich nicht davon kommen. Mein Bruder, der in solchen Dingen sehr albern ist, wurde halb ohnmächtig, und führte Vardes in eine Ecke, um ihm zu sagen, wie er mit der Prinzessin stehe, wie leid es ihm thun werde, wenn ihr ein Unglück begegne und Alles, was er hätte für sich behalten sollen.

Vardes aber war der schlechteste und treuloseste Mensch und als ob dies noch nicht genug sey, war seine Geliebte die Gräfin von Soissons, die noch bösertiger und intriganter war als er, wo möglich. Vardes ging sogleich zu ihr, um ihr Alles zu erzählen, während mein

Bruder sich zu der Prinzessin begab und ihr sein Ausplaudern gestand, worüber sie sich sehr erzürnte, auch ihm befahl, sofort mit Vardes zu brechen.

»Ich werde mich sofort mit Vardes schlagen, wenn Sie es verlangen«, antwortete er, »brechen aber kann ich mit einem Freund nicht, weil ich ihm etwas anvertraut habe. Vardes ist ein ehrlicher Mann, er wird uns nicht verrathen, ja er kann uns nützlich seyn.«

Unterdes entfloh die Valière. Am Morgen meldete man dem Könige, daß sie aus den Tuileries verschwunden sey und man nicht wisse, wo man sie suchen solle.

Der König begab sich zu der Prinzessin, um nach seiner theuren Geliebten zu fragen, die Prinzessin antwortete, sie wisse nichts von ihr und der König entgegnete, sie müsse es wissen. Es kam zu einem Wortwechsel, während dessen der Prinz erschien, der sehr ernsthaft sagte:

»Sie hat wohl gethan, daß sie gegangen ist, zu mir darf sie nicht wieder.«

Der König that als habe er das nicht gehört, entfernte sich, suchte in dem ganzen Schlosse, fragte die andern Hoffräulein und selbst die Lakeien und Mägde. Die Montalais jammerte laut und schwur, sie wisse nichts, was auch wahr war. Endlich erzählte ein Kutscher, wohin er sie gefahren. Der König eilte zu ihr. Er fand sie am Fußboden und in Thränen, nahm sie sogleich mit sich, konnte aber nicht vergessen, daß sie ein Geheimnis vor ihm habe. Sie merkte dies und sagte Alles.

Er ließ darauf die Prinzessin in ein schwarzes Kabinett rufen und bat sie, sie möge die Valière wieder aufnehmen. Man weiß, daß sie diese nicht ausstehen konnte, weil sie sie für die Ursache ihres Bruches mit dem Könige hielt; jetzt glaubte sie mächtig genug zu seyn und antwortete, um sich zu rächen, kurz: nein.

»Warum nicht?« fragte der König. »Welchen Grund haben Sie?«

»Sie kennen ihn recht wohl, auch wird mein Gemahl seine Zustimmung nicht geben.«

»Mein Bruder vertreibt sie also, weil man glaubt, sie sey meine Geliebte.«

Die Prinzessin schlug die Augen nieder und schwieg.

»Wenn dem so ist, so kenne ich Mittel ihn nachgiebiger zu machen . . . Ist die Geliebte des Grafen von Guiche mehr als die des Königs von Frankreich?«

»Wer ist die Geliebte des Grafen von Guiche?« fragte die Prinzessin stolz.

»Sie, Madame.«

»Leugnen Sie es nicht, ich weiß es.«

Und er erzählte alle Details, alles was er von der Valière erfahren hatte, so daß sie nichts leugnen konnte, doch verschwieg er, von wem er alles dies wisse.

Die Prinzessin war wie vom Blitz getroffen. Der König, welcher viel geweint hatte und sich nicht sehen lassen wollte, wurde gerührt und versprach der Prinzessin, alles zu vergessen, wenn sie mit Guiche brechen und die La Valière wieder zu sich nehmen wolle. Sie versprach was er verlangte, verwünschte aber die Verräther.

Die La Valière kehrte zurück, der König kam Abends zu der Prinzessin und ließ die Montalais rufen, die gar stolz auf diese Auszeichnung war. Er fragte sie über Bragelonne und ließ sich zehnmal erzählen was ihr zu sagen beliebte. Sie log wie gedruckt. Der König verließ sie beruhigt und höchst erfreut; seine Geliebte war ja gerechtfertigt und die Montalais galt für ein Orakel.

Der König ging wie sonst alle Tage zu der Gräfin von Soissons. Die Valière konnte ihn daran nicht hindern, aber sie haßte die Gräfin und diese wußte es wohl. Vardes und sie complottirten den ganzen Tag gegen sie und endlich glaubten sie ein gutes Mittel gefunden zu haben. Es war dies der bekannte spanische Brief, welchen sie an Molina, die Kammerfrau der Königin, richteten, damit er an Ihre Majestät gelange, und in dem sie die Liebschaft des Königs mit der Valière mit vielen Details erzählten. Als die Molina den Brief gelesen hatte, gab sie ihn nicht der Königin, sondern dem König, der außerordentlich zornig wurde und schwur, er werde die Verfasser rädern lassen, wenn er sie ermittelte. Er wendete sich auch an Jedermann, selbst an den schlechten Vardes, der nichts Besseres zu thun wußte, als den Verdacht auf den Herzog und die Herzogin

von Navailles zu lenken, was viel zu der Ungnade beitrug, die sie bald darauf traf.

Der ganze Hof war in Aufruhr. Die Prinzessin und der Graf von Guiche wußten die Sache und waren in großer Aufregung, sie sahen einander täglich durch die Vermittlung der Montalais, um, sagten sie, darüber nachzudenken wie sie sich trennten. Obwohl Liebende bei einander Mittel dazu finden?

Vardes, welcher der Freund und Vertraute der Prinzessin geworden war, kam eines Tages zu der Ansicht, daß sie doch jünger und schöner sey, als die Gräfin von Soissons, daß sie sehr viel Geist besitze, daß sie die Schwägerin des Königs sey, kurz daß sie für einen Mann seiner Art weit mehr Werth habe als die Nichte Mazarin's. Er spielte also den Verliebtem ohne ihr indes von seiner Liebe etwas zu sagen.

Als er sah wie die Angelegenheiten seines Freundes standen, dachte er darüber nach, wie er ihn beseitige, ohne daß man etwas merke, und unter der Maske großer Liebe. Er ging zu meinem Vater, erzählte ihm Alles, sagte ihm, daß Guiche sich in das Verderben stürze, daß man ihn selbst gegen seinen Willen der Gefahr entreißen müsse, und daß es kein anderes Mittel gebe, als ihn als Kommandanten der Truppen von Nancy nach Lothringen zu schicken. Als der Marschall davon überzeugt war und den König darum anging, zweifelte er nicht, daß keinesweges Alle mit dieser Art, ihn ohne Aufsehen zu entfernen, einverstanden wären, und er sagte es Abends der Prinzessin, welche in übergroßen Schmerz versank, nicht weil sie meinen Bruder verlor, sondern weil sie geglaubt, er wolle sie verlassen, ohne ihr etwas davon zu sagen.

Guiche, der stolz und nichts weniger als gehorsam war, schrieb ihr, er werde nicht gehen, er werde alles abschlagen und wenn sie ihn unterstützen wolle, gegen den König im Beiseyn Aller versichern, daß er um dieses Kommando nicht nachgesucht habe, das er denn auch ablehne. Wäre Vardes nicht gewesen, der dabei für sich fürchtete, so hätte er diese Thorheit gewiß begangen.

Die Montalais führte ihn (meinen Bruder natürlich) zu der Prinzessin, damit sie mit einander Rath halten und Abschied

nehmen konnten. Als sie am zärtlichsten waren, kam der Prinz. Man hatte nur noch Zeit, meinen Bruder in einem Camine zu verstecken, in dem er lange bleiben mußte, ehe er heraus konnte. Endlich holte ihn die Montalais und sie hielt ihn für gerettet, während ihn gerade die größte Gefahr bedrohte, welcher er bei dieser Liebe noch ausgesetzt gewesen war.

Neuntes Kapitel.

Die Montalais hatte Feindinnen unter ihren Genossinnen, welche neidisch auf ihre Gunst bei dem Könige und ihrer Gebieterin waren, namentlich eine gewisse Artigni, ein in jeder Weise sehr wenig exemplarisches Mädchen, die sie beobachtete und zu verderben beschloß. Sie sah den Grafen von Guiche mit ihr zu der Prinzessin gehen und begab sich auf der Stelle zu der Königin Mutter, um ihr Alles zu erzählen.

Die Königin ließ sofort den Prinzen rufen und theilte ihm Alles mit. Man kann sich seinen Zorn vorstellen. Sogleich befahl er, die Montalais fortzuschicken, welche den Kopf nicht verlor und ihre Kästchen mitnahm, in welchen sich alle Briefe befanden. Dann ging er zu der Prinzessin, der er sogleich sagte, was er gethan habe, worauf er sie mit Beleidigungen und Schmähungen überschüttete und ihr ihr Verhältniß mit Guiche vorwarf, den er nun ganz kenne, wie er sagte.

»Ich werde sofort zu der Königin, Ihrer Mutter, im Palais Royal gehen und ihr anzeigen, daß ich Sie verstoße, Sie in ein Kloster schicke, Sie nicht behalte und daß Sie meiner Güte nicht werth sind.«

Die Prinzessin war wie aus den Wolken gefallen. Anfangs antwortete sie gar nicht; als sie sich etwas gesammelt, besaß sie die Geistesgegenwart, seinen Redestrom anzuhören, ohne etwas zu gestehen. Sie errieth, daß er wenig wisse, rechnete es sich als Verdienst an, dies Wenige zu gestehen und verschwieg das Übrige. Sie gestand eine einzige Zusammenkunft und einige Briefe ein.

»Und doch bin ich unschuldig«, setzte sie hinzu.

Der Prinz glaubte ihr nicht, aber er stellte sich so, denn sie betrat einen Boden, der für ihn selbst nicht sicher war und auf den er ihr nicht folgen mochte. Sie meinte, sie dürfe doch auch einen Freund haben und Guiche habe keineswegs so vertraut mit ihr gestanden, als der Chevalier von Lothringen mit dem Prinzen.

»Der Chevalier von Lothringen ist Ihr Graf Guiche. Ich wollte auch einen Freund haben, wie Sie einen hatten; der Freund ist aber nicht immer bei mir, er wohnt nicht in dem Schlosse, er folgt mir nicht bis in Ihr Zimmer und läßt mich täglich mehr als drei Viertelstunden ungestört bei Ihnen. Sie sehen, wir sind noch nicht quitt«, sagte sie.

Wenn man mit dem Prinzen so von dem Chevalier von Lothringen sprach, kam er in große Verlegenheit, warum, will ich nicht untersuchen, denn ich habe es immer vermieden, mich in Anderer Angelegenheiten zu mischen. Er sprach kein Wort mehr von dem Kloster und verlangte nur, sie solle meinen Bruder nicht mehr sehen.

»Das wird aber ein Gerede geben«, entgegnete die Prinzessin.

»Ich werde dafür sorgen, ihn still und ohne Aufsehen fortzubringen.«

»Ist es nicht genug, daß Sie die Montalais fortgeschickt haben?«

»Ach, von der sprechen Sie nicht! Ich habe schöne Dinge von ihr gehört. Ich mag nichts mehr von ihr wissen.«

Es fiel der Prinzessin nicht ein, die Montalais zu vertheidigen; sie hatte andere Dinge zu thun und wußte, daß das Mädchen ohne ihre Hilfe sich herauswinden werde.

»Ich habe«, sagte sie, »mit Ihnen über nichts zu sprechen, was uns Beide angeht; Sie sind Herr, aber machen Sie Ihre Einbildungen wenigstens nicht bekannt und lassen Sie uns wenigstens für die einig leben, welche auf uns sehen. Wir befinden uns auf einer Bühne, wo wir von Allen gesehen und beurtheilt werden.«

Sie hatte wohl Recht. Die Kleinen richteten über uns; wenn sie uns nach unserem Maße beurtheilten, würden wir unschuldig sein, aber sie richteten uns nach ihren Leiden, von denen sie uns frei halten, und hassen uns.

Der Prinz war sehr erfreut darüber, einmal seine Autorität gezeigt zu haben, wie er glaubte, und hegte keinen Groll mehr gegen meinen Bruder. Er glaubte den Worten der Prinzessin oder wollte ihnen wenigstens glauben und verlangte weiter nichts, als daß sie die Montalais nicht wieder sehe. Die Montalais war der Sündenbock und man schickte das arme Mädchen in das Kloster.

Mein Bruder mußte wohl oder übel abreisen. Vardes redete ihm ein, seine Abwesenheit verletze die Prinzessin. Sobald er ihn fort hatte, suchte er sich einzuschmeicheln und jetzt, da ich nahe daran bin vor Gott zu erscheinen: sage ich der Wahrheit gemäß und um nicht zu lügen: wenn die Prinzessin in ihrem Leben einen Mann geliebt hat, so ist es Vardes. Vardes hat ihren Tod veranlaßt, Vardes muß vor Gott die Schuld tragen, nicht Guiche. Man wird davon bald so fest überzeugt seyn als ich.

Mein Bruder war ein Romanheld nach seiner Art; er liebte nur sich und zwar so sehr, daß er auch Anderen zu lieben schien, wenn man nicht genau darauf achtete. Diese Selbstliebe schloß bei ihm auch jede Intrige, jeden Ehrgeiz aus und er hätte um die Krone Frankreichs ein schwieriges Rendezvous nicht aufgegeben. Er war also kein gefährlicher Liebhaber für eine Prinzessin; im Gegentheil, er zog sie von aller Sorge über öffentliche Angelegenheiten ab und bot nie auch nur einen Schatten seines Einflusses für sich selbst oder die Seinigen auf.

Vardes dagegen, in dem alle Leidenschaften wühlten, der energisch, herrschsüchtig und ausdauernd war, liebte in der Prinzessin zunächst eben die Prinzessin und dann erst die Frau. Er wollte sie besitzen, mehr um sie zu leiten, als Glück von ihr empfangen. Ich habe ihn gekannt und vierundzwanzig Stunden in seltsamer Weise mit ihm verbracht; in diesen vierundzwanzig Stunden lernte ich ihn ganz und gar kennen. Wäre ich um die Prinzessin gewesen, würde ich sie vor ihm geschützt haben.

Es entstand ein Wetteifer zwischen ihm und dem Chevalier von Lothringen, der auch herrschsüchtig war. Die arme Prinzessin wurde das Opfer; da man sie nicht besiegen konnte, brachte man sie um.

Der Hof begab sich nach St. Germain und dort begann eine neue Intrige der Gräfin von Soissons und Vardes gegen die La Valière. Man wollte die Arme fortbringen und benutzte die Prinzessin, die sich auch gebrauchen ließ. Man wollte dem Könige die La Mothe-Haudancourt geben und redete dem Könige ein, diese vergehe aus Liebe zu ihm. Trotz seiner Leidenschaft für die La Valière glaubte er es, denn solche Dinge glauben die Männer stets, und er schlich mit

Lauzun umher, um sie zu sehen. Die Frau von Navailles ließ die Camine vergittern, denn man wollte durch diese sich einschleichen, und dies war ihr Gnadenstoß; sie wurde am nächsten Tage entlassen.

Mein Oheim, der Chevalier von Gramont, war damals in die La Mothe verliebt und gewissermaßen ihr Liebhaber; man verbannte auch ihn ohne Barmherzigkeit. Er ging nach England, von wo er als Gemahl der Miß Hamilton nach vielen Jahren zurückkam.

Alles schlug also gegen die arme La Valière aus, die still für sich weinte und nicht intrigierte, als die Königin Mutter, deren Haß nur schlummerte, nicht erstorben war, die ganze Sache entdeckte. Sie konnte die Soissons nicht ausstehen, welche zur Zeit der Minderjährigkeit des Königs ihr die Herrschaft über den Sohn entzogen hatte. Sie verlangte die Gewißheit, daß der Marquis von Aluye und Bouillon, die Freunde der Gräfin, alle Briefe der La Mothe an den König schrieben, diese selbst aber kein Wort schrieb.

»Glauben Sie mir, Sire«, sagte sie zu ihm, »und hier ist im voraus der, welchen man Ihnen heute Abend übergeben wird und in welchem man, wie Sie sehen, die Entfernung der La Valière verlangt.«

Abends empfing der König wirklich einen Brief genau so, wie seine Mutter ihm gesagt hatte. Er sandte ihn sofort mit der Copie zurück. Die Gräfin glaubte sterben zu müssen. Der König sah die La Mothe nicht wieder, die sich untröstlich stellte und die La Valière atmete wieder auf. Die Prinzessin, die ganz unter der Herrschaft des Vardes stand, entließ die Artigni nicht, welche sie verrathen hatte, als die Montalais (die nichts vergaß) von ihrem Kloster aus die Entdeckung machte, die Artigni sey schwanger an den Hof gekommen, habe einen dicken Jungen geboren und täusche Jedermann. Sie schickte sogar die Briefe der Artigni. Die Prinzessin wollte sie fortschicken, aber Vardes wollte nicht und so blieb sie.

Das Schönste dabei ist, daß der Prinz ihn liebte und gar nicht eifersüchtig war. Es gelang ihm alle Eifersucht desselben auf den Fürsten von Marcillac, den Sohn des Herrn von La Rochefoucauld zu lenken, denselben, von dem ich schon gesprochen habe. Der

Prinz erzürnte sich so gegen ihn, daß er ihn nöthigte, fort und nach seiner Besetzung sich zu begeben und Vardes begann triumphierend die Frau von Chatillon in sein Interesse zu ziehen, um sich noch nicht mit der Soissons zu veruneinigen, die ihm noch nützlich seyn konnte, bis er der Prinzessin ganz sicher sey.

Zehntes Kapitel.

Ich kann nicht umhin, die Erzählung meiner ehemaligen Abenteuer zu unterbrechen, um zu berichten, was mir heute widerfahren ist; es wird mir das Herz erleichtern. Es ist fast wunderbar, daß ich die Feder noch halten kann nach dem, was ich seit zwei Jahren leide. Fagon verheimlicht mir die Wahrheit nicht, ich weiß, daß ich verloren bin, ich weiß auch warum, und wenn ich es nicht wüßte, würde mich es der Austritt von diesem Morgen gelehrt haben. Hätte ich nicht den Charakter, den ich habe und wäre mir nicht Alles gleichgültig, so wäre ich vor Todesangst gestorben.

Ich sprach letzthin von meinem Vater und dessen Grausamkeit; seit dem Beginn meiner Krankheit übte er sie gegen mich in entsetzlichsten Weise und nun hat er sie aufs Äußerste getrieben. Ich weiß wirklich nicht mehr was ich von diesem Manne denken soll. Ich begreife Alles, auch das Schlechteste, wenn es Ruhm, Vergnügen, Ehre oder Gewinn bringen kann, aber nutzlose Grausamkeit! Folterung eines Leichnams!

Herr von Gramont spricht seit einem Monat bei seinen seltenen Besuchen von seiner Abreise nach seinem Gouvernement Bearn. Es sieht fast aus, als wolle er mit mir zanken, daß ich nicht schnell genug sterbe und wirft mir vor, daß ich ihn gleichsam nöthige, seine Pläne aufzuschieben.

»Werden Sie doch gesund, Madame!« sagt er in einem Tone, als fordere er mich auf, mich recht schnell begraben zu lassen.

Diesen Morgen kam er ziemlich zeitig. Ich hatte eine Stunde schlafen können und der Schlaf ist für mich der kostbarste aller Schätze dieser Welt. Die Blondeau hatte es ihm gesagt, er achtete aber nicht darauf und befahl mich zu wecken, weil er Eile habe. Einige Augenblicke konnte ich ihm gar nicht antworten. Er setzte sich an meinem Bette nieder, sah mich lange an und endlich begann er:

»Ich komme von Versailles.«

Ich sagte nichts.

»Ich habe den König gesehen und Se. Majestät hat mir dreimal wiederholt, ich müsse nach meinem Gouvernement abreisen; er wundert sich, daß ich noch hier bin; ich muß also packen lassen, ich mag wollen oder nicht.«

»Es thut mir leid, Vater, denn wir werden einander nicht wiedersehen.«

»Ich hoffe, dies Äußerste nicht zu erleben; ich hoffe, daß Du genesen wirst, aber es dauert sehr lange; die Pflicht ruft und ich muß gehorchen.«

»Ich halte Sie nicht zurück, Vater.«

»Du hast in der That eine starke Seele, mein Kind, und es ist eine Freude mit Dir bei so großem Muthe zu sprechen. Es ist traurig genug, in deinem Alter schon abtreten zu müssen, aber der Graf von Guiche ist vorausgegangen Quartier zu machen und ich werde bald nachfolgen; er bleibt nur Louvigny und die thörichte Frau, die uns alle auslachen werden.«

»Sie werden auch noch lange bleiben, Vater; Sie sind gut zu Fuß, haben gute Augen, gute Zähne, nehmen die Übel des Lebens wie ein Mann, der sie nicht fürchtet, und für Ihr Alter sehen Sie sehr gut aus.«

»Ich danke Dir für das Kompliment, liebes Kind; wenn es mit dem Menschen so steht wie mit Dir, pflegt er nicht zu schmeicheln, und wenn man deine Festigkeit und Seelenstärke besitzt, kann man auch die Wahrheit hören; ich werde sie Dir also vollständig sagen.«

»Ich bin begierig.«

»Jedermann wundert sich, daß Du keinen Geistlichen zur Beichte rufen lässest, und deine Schwägerin schlägt Dir den Pater Bourdaloue vor, welcher am besten geeignet sey, Dich auf die große Reise vorzubereiten; auch hättest Du ihn schon gesehen.«

Ich bin noch nicht entschlossen; ich bereite mich vor, will aber erst einige Angelegenheiten ordnen, um mich dann ausschließlich mit meinem Seelenheile zu beschäftigen. Ich weiß, wie lange ich noch zu leben habe, der Arzt Fagon hat es mir berechnet, und ich kann

noch einige Tage warten.«

»Nein, nein, Fagon hintergeht Dich, armes Kind; es hat Eile. Der König fragte mich gestern nach deinem Befinden und er wünschte auch sehr, daß der Pater Bourdaloue Dich besuche. Frau von Montespan und er sprachen von nichts Anderem. »Sie muß ihn sobald als möglich rufen lassen«, sagten sie; »wie Fagon meint, steht es sehr schlimm mit ihr.«

Die Montespan! dieser Name muß mich also selbst bis auf mein Sterbebett verfolgen.

Ich antwortete dem Marschall, ich würde mir die Sache überlegen, da ja auch meine Leiden schon eine Buße wären.

»Mein Kind«, antwortete er, wie Jemand, der in der Eile sich ganz offen gibt, »ich sehe wohl, daß Du mich nicht verstehst, und daß ich deutlich sein muß; es ist das hart aber nothwendig: Du hast vielleicht nicht zwei Tage mehr zu leben. Man braucht Dich nur anzusehen, um nicht zu zweifeln. Sieh selbst.«

Er nahm seinen kleinen Spiegel aus der Tasche und hielt mir ihn vor; meine Augen richteten sich unwillkürlich darauf und was sah ich? Großer Gott, eine für die menschliche Natur beleidigende Vertrocknung, eine Zerstörung aller Züge des Gesichtes, einen Totenkopf mit schwärzlicher, glänzender Haut, keine Spur von meinem sonstigen Wesen, keinen Überrest von jener Schönheit, auf die ich so eitel war.

Ich war wie vernichtet. Was? Das bin ich, die Fürstin von Monaco? Ich, die von so vielen Männern geliebt worden ist, deren Schönheit die Dichter gefeiert haben, die ich die halbe Welt zu meinen Füßen sah? Ach, was ist aus mir geworden! Es ist eine entsetzliche Grausamkeit, mir das gezeigt zu haben; meine arme Blondeau war mitleidiger.

Als der Marschall erkannte, was er angerichtet hatte und sah, daß ich einer Ohnmacht nahe war, klingelte er heftig— ich weiß nicht, ob er Reue fühlte — und rief meine Leute. Die Blondeau ließ nicht auf sich warten.

»Ach, Herr Marschall, was haben Sie gethan!« rief sie, als sie den schrecklichen Spiegel in meiner Hand sah.

»Mußte man ihr nicht Alles sagen, Mamsell? Man durfte sie doch nicht wie einen Hund sterben lassen. [Von dieser unglaublichen Unterredung des Marschalls Gramont mit seiner Tochter sprechen auch verschiedene Briefe der Frau von Sevigné und Bussy-Rabutins im Juni 1778.]

»Madame wird nicht sterben, es geht sogar besser, wie der Arzt sagt. Erlauben Sie mir nun, mich mit ihr zu beschäftigen.«

Sie schob ihn ohne weiters bei Seite und gab mir stärkende Mittel, die Fagon verordnet hatte. Ich kam wieder zu mir und einen Augenblick hatte ich einen Vorgeschmack der Hölle. Beschreiben kann ich es nicht. Vor allem fühlte ich einen unaussprechlichen Haß gegen meinen Vater und ich wünschte ihm, daß er auf seinem Sterbebette eine solche Qual erfahren möge, aber die Freude machte ich ihm nicht, Schmerz zu zeigen. Als ich mich wieder erholt hatte, verlangte ich den Spiegel noch einmal von der Blondeau.

»Nein, ich gebe Ihnen denselben nicht.«

»Ich verlange ihn und zwar einen größeren. Bringe mir sogleich den von meiner Toilette.«

Nach einigem Streiten gehorchte sie. Ich richtete mich auf und betrachtete lange das scheußliche Bild in ihm, scheinbar mit der größten Kaltblütigkeit, obgleich tief verwundet.

»Nun«, sagte ich, »wird es mir nicht schwer werden ganz zu sterben; ich weiß ja wie wenig von mir noch übrig ist. Sie haben Recht gethan, Vater, ich danke Ihnen; ich bin Ihnen viel schuldig; erst haben Sie mir das Leben gegeben und nun bringen Sie mir den Tod.«

»Du hast Muth wie ein Marschall von Frankreich; hörte Dich doch der ganze Hof!«

Ich fand die Kraft zu lächeln.

»Daß er mich hörte? meinetwegen, aber nur nicht sehen. Blondeau, schicke sogleich zu Fagon; ich wünsche im Beiseyn des Herrn Marschalls mit ihm zu sprechen.«

Dann sprach ich von etwas Anderem, von dem Könige, dem Hofe, von Allem, was meinen Vater weit mehr interessierte als die

Seinigen. Ich war so ruhig, daß der Marschall in Verlegenheit kam. Er wußte nicht mehr was er mir antworten sollte, als Fagon erschien.

Ich empfing ihn lächelnd und zeigte ihm den Spiegel.

»Herr Fagon«, sagte ich, »durch den Herrn Marschall weiß ich nun, was Sie mir verheimlichten; Sie thaten unrecht daran, zumal ich eine Ihrer besten Kunden bin. In solchem Zustande bin ich — und Sie haben es mir verborgen! Sie müssen das sogleich wieder gut machen und wegen des Übrigen ganz offen mit mir sprechen. Das Schwerste ist ja überstanden. Sie achten mich doch zu sehr, als daß Sie mir zutrauen, es könne mir mit diesem Gesicht an dem Leben etwas liegen. Wie lange habe ich noch zu leiden?«

Fagon sah mich verwundert an und wußte nicht, was er antworten sollte. Ich ließ ihn nicht los.

»Herr Fagon, ich verlange eine Entscheidung. Leute meiner Stellung sterben nicht, ohne Bestimmungen wegen ihrer Angelegenheiten getroffen zu haben. Sprechen Sie unverhohlen; wie viele Tage habe ich noch zu leben?«

»Sie sind noch nicht so weit, Frau Fürstin, daß Ihr Leben nach Tagen zählt?«

»Um so besser; wie viele Wochen also?«

»Mehr als Wochen.«

»Wirklich? Monate? Der Herr Marschall wird also die angenehme Überraschung haben, seine schöne Tochter wieder zu sehen. Wie viele Monate also?«

»Mindestens drei, Frau Fürstin.«

»Drei Monate? Das ist viel. Ich habe also Zeit Alles zu beenden und der Welt zu zeigen, was eine Frau von meinem Charakter vermag, wenn sie will. Sie irren sich doch nicht, Herr Fagon?«

»Leider gibt es Krankheiten, in denen wir uns bisweilen irren, die Wissenschaft ist nicht unfehlbar; dagegen ist der Gang anderer ganz bekannt und geregelt. Zu diesen gehört das Leiden der Frau Fürstin. Wie ich Ihnen auf Ihre Frage gesagt habe, es sey unheilbar, so sage ich heute, es wird lang währen, und Sie werden zuletzt gar keinen Schmerz mehr haben. Ich muß hinzufügen, daß ich dies keiner Frau

sagen möchte, und daß ich wenige Männer kenne, die so viel Muth haben, um das, was ich Ihnen gesagt habe, mit Ihrer Ruhe anhören zu können.«

»Ja«, sagte der Marschall, »meine Tochter ist eine wahre Heldin.

»Nun, Herr Marschall, können Sie der Frau von Montespan und dem Könige sagen, was Sie gehört haben; Sie können dieselben wegen meines Seelenheiles beschwichtigen. Ihr Gewissen als Hofmann und Vater wird nun beruhigt seyn.«

»Du spottest, Kind.«

»Ich spotte ganz gewiß nicht, ich spreche ganz im Ernst. Sie reisen nun, nicht wahr? So wollen wir Abschied nehmen, damit die Sache heute gleich abgethan sey. Ich wünsche Ihnen mehr als mir. Mögen Sie so lange Sie noch leben, Ihre Philosophie und Ihre gute Laune behalten. Ich wünsche Ihnen die Erfüllung Ihrer Wünsche, besonders aber so ruhige letzte Augenblicke, wie Sie mir gegeben halten.«

Fagon war fort als ich so von meinem Vater Abschied nahm, so daß wir uns allein befanden.

»Du hast ein beneidenswerthes Ende, mein Kind, das des Anfangs würdig ist. Du hast Dir nie viel versagt, hast gut gelebt, viel Genuß und viele Liebhaber gehabt. Das Leben hat Dir also nur noch das Alter zu bieten und dies ist ein trauriger Gefährte. Von dem kann man vorzugsweise sagen: *Laßt den Vorhang nieder, das Stück ist aus.*«

So ist mein Vater; an meinem Sterbebette scherzt er und sein Abschied ist ein Spott.

Als er ging, wollte er mich küssen.

»Nein, nein! Ersparen Sie sich diese Überwindung; ein solches Gesicht kann man nicht küssen. Wir scheiden darum doch ganz im Guten.«

Er ging mit dem Taschentuche auf den Augen, um zu verbergen, daß er — nicht weinte.

Es ist geschehen . . . Ich werde ihn nicht wieder sehen. Und doch ist er mein Vater!

Elftes Kapitel.

Ich werde diese Memoiren beendigen, wenigstens das was ich aufzuschreiben entschlossen war, denn ich habe noch Zeit; dann lasse ich Bourdaloue rufen und ich bin fertig mit der Welt. Ich werde mich Gott ganz hinzugeben suchen. Es thut mir leid, daß ich es nicht früher gethan habe, denn es widerstrebt mir, in dem Zustande, in welchem ich mich befinde mich zu ihm zu wenden. Er ist allerdings unendlich gütig, aber man versündigt sich doch an ihm, wenn man ihm solche Trümmer und den Rest der Leidenschaften bietet. Mein Muth würde mich in Erstaunen setzen, wenn mir mein Stolz nicht bekannt wäre. Nur der Stolz hält mich aufrecht und leitet mich; der Stolz gibt mir die Macht, welche die menschliche Schwäche mir nehmen würde. Ich werde einen guten Tod haben, wenn ich auch schlecht gelebt habe; ich werde meine Rolle als starke und ihrer gewisse Frau zu Ende führen und Niemand soll sie nach mir besser spielen.

Ich war bei der Zeit stehen geblieben, als die Chatillon in die Angelegenheiten der Prinzessin einigermaßen eintrat; sie blieb aber nicht dabei, weil Vardes sie fürchtete. Die Montalais, die sich auf Befehl des Prinzen in Pontevrault befand, verzweifelte, sie schrieb trostlose Briefe an Malicorne und ihren Freund Corbinelli; diese beiden besaßen ihre berüchtigten Kästchen und sie beschlossen Gebrauch davon zu machen, um eine Linderung ihres Schicksals zu erlangen. Alles war in Bewegung wegen dieser Briefe. Selbst mein Vater mischte sich ein, aber Malicorne wollte sie nicht ausliefern, und Vardes, der vertraute Freund Corbinelli's, versuchte sie sich zu verschaffen, um sich einen Vortheil zu erwerben.

Er rechnete sich diese Schritte bei der Prinzessin als Verdienst an und erbat sich eine geheime Zusammenkunft. Sie fand in Chaillot statt durch Vermittlung der Mutter Lafaytte's, der ehemaligen Geliebten Ludwigs XIII., welche die Prinzessin sehr liebte, da sie dieselbe als Kind in ihrem Kloster gehabt hatte. Die Prinzessin sah

Vardes unter vier Augen und zwar nicht bloß da, sondern auch bei der Chatillon, die Frau von Mecklenburg geworden war, und ich bin überzeugt, daß sie ihm gewährte, was mein Bruder erhielt. Sie hat mir selbst kurz vor ihrem Tode gestanden, daß sie Vardes mit wahrer Leidenschaft geliebt habe, so daß sie ihm nichts habe verweigern können.

Während dieser Zeit verrieth er sie nach allen Seiten hin. Er hatte sich in ihr Vertrauen geschlichen, so daß sie ihm ihre Briefe an den König von England, ihren Bruder zeigte, und er stellte sich, als unterstütze er sie gegen unsern König, dem er doch den Inhalt jener Briefe zutrug; dann schrieb er an Guiche, die Prinzessin sey ihm mit Marcillac untreu, während er den letzteren gleichzeitig bei dem König und dem Prinzen anschwärzte, damit er entlassen werde, was denn auch zum zweiten Male geschah.

Der König begab sich nun nach Lothringen, empfing da meinen Bruder mit ungewöhnlicher Huld und ließ sich von ihm sogar die Geschichte der Prinzessin erzählen. Weil er ihm aber auch schwören mußte, die Prinzessin nicht wieder zu sehen, machte er der Frau von Grancey den Hof, derselben, welche jetzt Geliebte des Prinzen ist. Die Prinzessin erfuhr es und schrieb ihm aus Antrieb von Vardes einen bitteren Brief, in dem sie ihm verbot, je ihren Namen wieder zu nennen. Guiche spielte deshalb nach der Einnahme von Marsat den Trostlosen und begab sich nach Polen. Er würde da den Tod gefunden haben ohne ein großes Medaillon mit dem Porträt der Prinzessin, welches den Schuß abhielt. Er zeigte darum das wunderthätige Medaillon überall, weshalb ihn Ungarn, Polen und Türken für den Liebhaber der Prinzessin Henriette hielten, was er doch — in diesem Augenblicke wenigstens — nicht war.

Vardes hatte somit Guiche und Marcillac entfernt, er wollte auch die Favoritinnen beseitigen und bediente sich der Einen gegen die Anderen. Frau von Mecklenburg widerstand länger, aber Frau von Armagnac und Frau von Montespan hielten nicht aus. Er wußte sich von den Prinzen helfen zu lassen und man verlangte das Versprechen des Königs, daß er sich nicht einmischen werde. So stand denn die Prinzessin ganz allein. Ich würde nicht fertig werden,

wenn ich von allen Intrigen berichten wollte, die sich kreuzten; es war ein wahres Netz, mit welchem die Prinzessin umstrickt wurde und das Vardes lenkte. Sie sahen einander täglich insgeheim. Die Mecklenburg empfing sie wie sonst.

Was beabsichtigte der Mann? Ich habe mir es nie erklären können. Gewiß ist, daß er trotz der Liebe der reizendsten Prinzessin zu der Frau von Soissons mit der großen Nase zurück kehrte, und zwar in einer Weise, daß es der Prinzessin nicht entgehen konnte.

Er kam nicht mehr zu den Rendezvous, er zog sich allmählig zurück, nicht von den Intrigen, denn er wollte Alles wissen, sondern von der heimlichen Liebelei und brach nur eben nicht ganz.

Die Prinzessin beging den Fehler, daß sie zu viel schrieb und in ihren Briefen Alles sagte. Vardes zeigte sie dem Könige und so wurde Alles bekannt.

Eines Abends war die Prinzessin zum Diner bei der Königin Mutter geladen. Ehe man sich dahin begab, war man in Fontainebleau und sie ging zu der Mecklenburg, wo Vardes sie erwarten sollte. Sie war sehr geputzt und sah sehr gut aus. Auch war sie sehr heiter und sang fast. Vardes war da, aber sehr ernst und betrübt. Sie fragte ihn was ihm fehle.

»Nicht viel. Ich weiß bloß, daß Sie mich nicht lieben, und daß es nicht lange mehr mit uns bleiben kann, wie jetzt.«

»Ich Sie nicht lieben? Woher diese Einbildung? Warum bin ich hier?« Er wollte Streit suchen und antwortete bitter:

»Weiß ich denn nicht, wie Sie mit dem Könige stehen!«

»Ich?«

»Ja. Sie benehmen sich, daß ein ehrlicher Mann nicht glauben kann, was Sie sagen.«

Kein Mensch als etwa Lauzun war so resolut als Vardes.

Die Prinzessin stand auf.

»Ich sehe, daß Sie entschlossen sind, mich zu beleidigen, und daß Sie mich nicht mehr lieben.«

»Habe ich Sie denn jemals geliebt?«

»Ich glaube es nicht.«

»Bin ich ein Mann, der sich Jeder an den Hals wirft, und muß ich meine Geliebte mit den Erinnerungen Guiche's und den Vertraulichkeiten des Königs theilen?«

»Da ist zu viel, Herr«, antwortete die Prinzessin, außer sich über diese impertinente Hochmüthigkeit, »und ich breche auf immer mit Ihnen. Der Graf Guiche soll alle Dienste erfahren, die Sie ihm geleistet haben.«

»Alle?«

»Er soll wissen, was Sie werth sind; ich weiß es nun.«

Sie ging so aufgebracht fort, als sie heiter gekommen war.

Bei dem Diner bei der Königin Mutter, die schon damals nicht aß, sprach Jemand von der polnischen Armee und dem schrecklichen Zustande, in dem sie sich befände.

»Nichts kann wahrer sein«, bemerkte der Graf Duplessis; »ich habe die Frau Marschallin von Gramont in Thränen über ihren Sohn Guiche gesehen, der sicherlich nicht zurück kommt.«

Die Prinzessin, deren Liebe zu Guiche durch ihren Haß gegen Vardes neu geweckt worden war, wurde tief gerührt. Sie sagte nichts, nach der Tafel aber traf sie ihren Ungetreuen, der gleich den Anderen alles gehört hatte und dem sie sagte:

»Ich sehe ein, daß Sie Recht haben und daß ich den Grafen Guiche mehr liebe, als ich glaubte.«

»Ich wußte das vorher und da Sie es selbst zugestehen, haben Sie mir nichts vorzuwerfen.«

Von diesem Tage an war zwischen ihnen alles zu Ende und zwar weil Vardes nicht wieder beginnen wollte; denn die Prinzessin wäre wieder gekommen, so sehr hing sie an diesem Manne. Sie liebte ihn gegen ihren Willen mit dem Herzen, während nur der Kopf und die Romane sie für Guiche stimmten; sie hat mir selbst hundertmal gesagt:

»Eine natürliche Neigung habe ich nur für den schlechten Vardes gehabt; mit den Andern, dem Könige und Guiche, spielte ich nur, ans Ehrgeiz und Eitelkeit.«

Vardes war ihr Lauzun. Auch gleichen beide einander in mehr als

einem Punkte.



Zwölftes Kapitel.

Die Prinzessin war einer der wankelmüthigen und zugleich aufgeregten Charaktere, welches Alles mit Leidenschaft beginnen und dann eben so schnell wieder vergessen. Ihre Gefühle für Vardes schlummerten ein und es blieb ihr nur die Lust, sich an dem boshafte Marquis zu rächen und ihn für den unerhörten Vorzug zu strafen, den er der Nase der Frau von Soissons vor ihrem hübschen und reizenden Gesichte schenkte. Die Gräfin, die nichts gesagt, so lange sie Ursache gehabt hatte, kam auf den Gedanken eifersüchtig zu sein, als es nicht mehr Zeit war. Sie war krank und ersuchte die Prinzessin um einen Besuch. Sie kam, obschon sie die Gräfin haßte, freilich in der Hoffnung ihr einen Streich zu spielen und ihr in aller Ruhe die Wahrheit zu sagen. Nichts konnte auch günstiger sein, denn die Gräfin begann sogleich das Gespräch in der gehofften Weise. Sie beklagte sich, daß die Prinzessin sie nicht liebe.

»Ich liebe Sie nicht?« entgegnete die Prinzessin. »Ich begreife Sie nicht. Warum halten Sie mich für so undankbar?«

»Undankbar ist allerdings das rechte Wort, da ich Ihnen so achtungsvoll ergeben bin und Sie so innig liebe. Ich beklage mich aber nicht ohne Grund, verlassen Sie sich darauf; ich weiß recht wohl was ich sage.«

»Einbildungen!«

»Und Ihr Verhältnis seit drei Jahren mit Vardes, während Sie doch wissen, wie er zu mir steht? Ohne mein Vorwissen!«

»Sie hätten es recht gut wissen können, denn ich habe es nicht verheimlicht.«

»Sie haben es verheimlicht, besonders vor mir. Wenn es Galanterie war, so verletzten Sie mich empfindlich; war es nur Freundschaft, so begreife ich nicht, warum Sie mir sie verheimlichten, da Sie doch wissen, welchen Antheil ich an Ihnen nehme.«

»Ach, liebe Gräfin, Sie sind ganz im Irrthume. Vardes hat immer

nur mich einigermaßen vorgezogen und zwar mehr aus Ehrgeiz als aus irgend einem andern Grunde; Sie liebt er und er liebt Sie mehr als Sie glauben, verlassen Sie sich darauf; selbst nicht um die Schönsten würde er Sie verlassen.«

»Gewiß?«

»Ich bürgе dafür.«

»Sie wollen mir nicht Schmerz machen?«

»Nichts liegt mir ferner.«

»So genehmigen Sie, daß man sogleich Vardes rufe und sagen Sie ihm, in meiner Gegenwart, daß Sie mit ihm nichts mehr zu schaffen haben wollen, als durch mich.«

»Von ganzem Herzen.«

Vardes kam und da er die beiden Damen beisammen fand, kam er in große Verlegenheit, denn er wußte nicht, ob sie sich nicht etwa verabredet hatten, in Gemeinschaft über ihn herzufallen. Die Gräfin sagte ihm endlich, um was es sich handle. Er war bestürzt, was ihr hätte auffallen können, aber sie wollte dem Scheine nicht trauen.

»Ich habe keine Schwierigkeiten gemacht, Ihnen das zu sagen, Herr von Vardes«, fuhr die Prinzessin fort, »und ich weiß auch nicht, warum ich sie hätte machen sollen. Wir haben einander nichts gesagt oder geschrieben, was die Gräfin nicht wissen könnte und ich habe nichts dagegen, daß es auch in Zukunft so sey.«

»Königliche Hoheit wissen, daß ich stets und in Allem Ihr ergebener Diener bin.«

»Sie haben mir es bewiesen. Sie haben mir es bewiesen, ich zweifle nicht und die Gräfin auch nicht . . . «

»Ich weiß nicht was mir zuflüstert, daß Sie mich hintergehen und daß, wenn nicht mehr, ein Liebesverhältnis unter Ihnen bestanden hat.«

»Frau Gräfin«, entgegnete Vardes, indem er aufstand, »da ich weder die der Frau Prinzessin schuldige Achtung aus den Augen setzen, noch mich mit Ihnen zanken will, so räume ich das Feld, denn ich kann unmöglich einen so zarten Gegenstand in meinem Beiseyn verhandeln lassen. Ich werde später wieder kommen und

Sie hoffentlich nicht in so böser Laune finden.«

»Nein, nein, im Gegentheil«, fiel die Prinzessin rasch ein, »ich gehe und Sie werden sich dann umso leichter vereinigen; ich habe gesagt was man verlangte und werde das Gesagte aufrecht halten, mehr kann man nicht fordern. Die Frau Gräfin wird stets unsere Geheimnisse kennen.«

»Ja«, entgegnete Frau von Soissons, »wenn die Vögel ausgeflogen sind, macht man den Käfig zu.«

Die Prinzessin entfernte sich lachend, was die Liebenden in Verlegenheit brachte, aber sie lachte eben nur mit den Lippen. Vardes wollte sie begleiten, aber sie gab es nicht zu; er mußte in der Schlinge bleiben und die Klagen und Beschwerden der Gräfin anhören. Sie brachte es richtig dahin, daß er sich verrieth. Da gab es dann Jammer und Thränen; er verlor den Kopf ganz und gar und gestand endlich Alles.

Die Gräfin von Soissons wurde ohnmächtig, ließ die Prinzessin rufen und sagte, sie werde sterben. Die Prinzessin kaut eilig herbei, denn sie ahnte nichts und wurde in einer Weise empfangen, daß sie bereute gekommen zu sein.

»Königliche Hoheit, er hat mich um Ihretwillen hintergangen, aber Sie wissen recht wohl, daß er Sie nicht liebt, nie geliebt, hintergangen, stets betrogen, bei dem Könige angeschwärzt, ihm und mir alle Ihre Geheimnisse zugetragen hat; nennen Sie das Liebe?«

Als die Prinzessin sah, daß Vardes sich so benommen habe, schonte sie ihn nicht mehr; beide erzählten, wie jede betrogen worden sey, und entdeckten so Dinge, die man kaum erdenken kann.

Die Gräfin tief in ihrer Verzweiflung aus:

»In meinem Leben sehe ich ihn nicht wieder; er ist ein Unmensch!«

Ich kann es aber beschwören, daß sie ihn wieder sah und daß sie dabei ihre Worte zurück nahm.

Gerade in dieser Zeit kam mein Bruder aus Polen zurück. Der

Prinz erlaubte ihm wieder am Hofe zu erscheinen, verlangte aber, daß er nie da sey, wo sich die Prinzessin befinde. Es war Zeit — nachdem er sie von Vardes hatte lieben lassen!«

Der Graf von Guiche spielte öffentlich den unglücklichen Liebhaber, im Geheimen aber ging er mit allen mauvais sujets vom Hofe um. Jedermann sagte ihm, die Prinzessin liebe Vardes; er wollte es zwar aus Stolz nicht zugeben, aber er fürchtete es doch sehr.

Vardes indes, der sich entschuldigen und sich mit ihm nicht veruneinigen wollte, erzählte ihm die Sache so, daß er nicht wußte, ob er sich rächen sollte oder nicht. Alles mischte sich ein, besonders Frau von Mecklenburg. Man versöhnte sie auf Befehl der Prinzessin, die durchaus nicht wollte, daß sie sich schlugen, aber Guiche hielt sich nicht für befriedigt.

Die Prinzessin wußte den König in ihrem Interesse zu erhalten trotz der Verräthereien des Vardes; auch fand sie Gelegenheit mit meinem Bruder bei einer Maskerade zusammen zu kommen, wo der Prinz selbst sie zusammenführte ohne sie zu kennen. Die Zusammenkunft war sehr zärtlich. Mein Bruder zeigte leidenschaftliche Liebe und die Prinzessin, die seine Briefe abgewiesen und sich geweigert hatte, ihn bei meiner Tante, der Gräfin von Gramont, zu sehen, hörte ihn mit um so größerem Vergnügen an, da sie erzürnt auf Vardes war, welcher schändliche Reden über sie führte und den sie endlich in die Bastille stecken ließ, um ihn später nach seinem Gouvernement zu schicken.

Die Gräfin von Soissons, die außer sich darüber war, daß sie ihn durch die Prinzessin verlor, wollte sich dafür an dem Grafen von Guiche rächen und beschuldigte ihn deshalb, er habe Dünkirchen den Engländern überliefern wollen. Der König war höchst erzürnt gegen Guiche und höchst freundlich gegen die Soissons. Da konnte die Prinzessin nicht länger sich halten. Sie sagte dem König, sie werde die Wahrheit entdecken und ließ ihn schwören, daß er den Grafen von Guiche begnadigen wolle, wenn sie ihm beweise, wie gering seine Fehler in Vergleich zu denen des Vardes und der Gräfin wären.

Der König versprach es und sie gestand nun die ganze Intrige mit dem spanischen Briefe in allen Einzelheiten, was den König in eine Aufregung brachte, wie man ihn nie gesehen. Er versprach die Soissons zu vertreiben und Vardes zu verbannen und er hielt Wort. Sie ist bald zurückgekommen, Vardes aber befindet sich noch immer in der Verbannung und scheint auch nicht sobald zurück zu kommen. Wir werden später wieder von ihm sprechen.

Mein Bruder würde trotz allem dem geblieben seyn, wenn ihn mein Vater in seiner Angst nicht nach Holland geschickt hätte. Vergebens bat Guiche, vergebens bat ich, ihn in Paris zu lassen; er hörte nicht auf uns. Mein Bruder wurde krank in Folge davon und er verlangte, ich solle es bewirken, daß er die Prinzessin sehe, aber ich hatte ihm erklärt, daß ich mich nie mehr in seine Liebesangelegenheiten mischen werde. Er fand daselbst ein Mittel, das seinen Wunsch erfüllte, von dem ich aber keine Kenntniß hatte. Er ließ sich eine Livrée der Valière machen und als man die Prinzessin in der Sänfte in den Louvre trug, konnte er mehrmals mit ihr sprechen. Am Tage der Abreise war er in seiner Verkleidung auf der Straße. Ich befand mich bei der Prinzessin, erkannte ihn und sagte:

»Der arme Teufel reist ab; haben Sie ihm nichts zu sagen?«

»Daß ich ihn sehr bedaure und er nicht in der Noth wäre, wenn sein Herr Vater mir hätte glauben wollen.«

»Madame«, sagte er nun, »ich werde es nicht überleben; ich zittere wie im Fieber und komme gewiß nicht zurück.«

»Ach, Sie werden schon zurückkommen und bald.«

»Madame, ich gehe für immer und mit der Überzeugung, daß Sie mich nicht lieben; Vardes hat mich aus Ihrem Herzen verdrängt, wenn ich jemals ein Bläschen darin hatte, und das ist mein größter Kummer.«

»Nein, nein, Ihr größter Kummer ist, daß Sie Frau von Grancey nicht mehr sehen; mit mir beschäftigen Sie sich gar nicht mehr.«

So kokettierte sie und philosophierte er auf die Gefahr hin überrascht zu werden, und Keines dachte daran, daß sie einander das letzte Lebewohl sagten. Es war das letzte; sie haben einander

nie wieder gesehen. Sie sprachen so wohl eine Viertelstunde, bis ich endlich erklärte ich würde gehen. Im Augenblicke, als er Abschied nehmen wollte, wurde mein armer Bruder ohnmächtig und wir mußten ihn in diesem Zustande verlassen.

Um ganz wahr zu seyn und diese Geschichte völlig zu beendigen, setze ich hinzu, daß er den Abend in einem kleinen Dorfe blieb, wo ihn Malicorne, Manicamp, Pomenars und ich weiß nicht wer noch erwarteten und wo sie die Nacht in voller Lust verbrachten. Guiche erzählte dabei seine ganze Geschichte bis zur letzten Ohnmacht. Er karikierte dabei sich selbst, die Prinzessin und mich, so daß er seine Gesellschaft unterhielt, die es weiter erzählte. Die Prinzessin erfuhr es und sprach gegen mich davon, ohne erzürnt zu seyn; nur ihr Stolz war verletzt. Ich suchte meinen Bruder zu entschuldigen und bei dieser Gelegenheit sagte sie mir:

»Bemühen und ängstigen Sie sich nicht; die Sache ist und war nicht, wie Sie und Andere glauben. Ich habe Ihren Bruder nicht ernstlich geliebt, sondern den schändlichen Vardes. Mit dem Grafen Guiche spielte ich einen Roman, der mir gefiel, bei Vardes war es Wirklichkeit. Wäre er nicht gewesen, wie er ist, er würde mich zu tausend Thorheiten verleitet haben; ich glaube ich hätte den Hof, den König, meinen Gemahl und Alles seinetwegen verlassen, wie man von Prinzessinnen in Ritterbüchern liest.«

»Sie sprechen von Romanen; dieses aber geht über alle Romane. Ich kann Sie versichern, daß Vardes sich die Sache zweimal überlegt haben würde, wenn Sie nicht etwa das Königreich England hätten mitnehmen können.«

Von der Zeit an bis zu ihrer Reise nach England, bis zu ihrem Tode, bei dem ich nicht zugegen war, da er während meines zweiten und letzten Aufenthaltes in Monaco erfolgte, sprach die Prinzessin mit mir nicht wieder von Vardes oder von meinem Bruder, als etwa in allgemeinen Ausdrücken. Sie soll noch einige Galanterien gehabt haben, aber ich glaube es nicht. Ohne Zweifel starb sie an Gift von dem Chevalier von Lothringen und dem Marquis von Essiat. Der König hatte auf ihre Bitte den Chevalier verwiesen, der in der That sich außerordentlich beleidigend gegen sie benahm. Er verzieh es

ihr nicht und wußte wohl, daß er nicht wieder erscheinen dürfe, so lange sie lebe. Er schickte das Gift aus Italien an Essiat und dieser that es in ein Glas Wasser, das sie unglücklicher Weise trank.

Ich bedauerte sie sehr. Mein Bruder trauerte tief um sie, was mich aber nur halb rührte, denn ich sah ihm in die Karten. Den Chevalier und seine Intrigen werden wir später am Hofe des Prinzen unter dessen zweiter Gemahlin wieder finden, die ihn duldet, aber wie!

Dreizehntes Kapitel.

Meine Rückkehr von Monaco gab mir eine gute Stellung am Hofe wegen der Art, wie der König gegen mich war. Ich gehörte zu allen Parteien wegen der Prinzessin, die ich nie verließ, und weil es Se. Majestät wünschte. Die Königin-Mutter starb bald, und man bedauerte sie wenig. Der König beweinte sie wie auch der Prinz, sein Bruder, die Prinzessin aber gar nicht; sie wußte wohl, daß sie von ihr nicht geliebt worden war.

Mein Vater hatte einen für einen alten Hofmann, wie er, ziemlich komischen kleinen Verdruß, über den wir viel lachten. Es sollte nicht davon gesprochen werden, aber wir konnten es uns nicht versagen.

Die Valière machte nämlich schlechte Verse und der König, der damals nur für sie Sinn hatte, ebenfalls. So hatte er auch ein kleines sehr unbedeutendes Madrigal gemacht und als er Früh meinen Vater sah, sagte er zu ihm:

»Herr Marschall, lesen Sie doch dieses kleine Madrigal und sagen Sie mir, ob Sie schon ein so impertinentes gesehen haben. Weil man weiß, daß ich Gedichte liebe, bringt man mir seit einiger Zeit Verse aller Art.«

Der Marschall nahm die Verse, las sie und verzog das Gesicht.

»Sire«, sagte er, »Ew. Majestät beurtheilen alle Dinge tadellos; dies Madrigal ist in der That das platteste und einfältigste, das ich jemals gelesen habe.«

Der König lachte.

»Nicht wahr?« fuhr er fort, »und der es machte, ist ein eingebildeter Narr?«

»Sire, es läßt sich ihm allerdings kein anderer Name geben.«

»Nun, es freut mich, daß Sie so aufrichtig gewesen sind, Marschall; ich habe das Gedicht gemacht.«

»Ach, Sire, welche Überrumpelung! Ich habe es flüchtig gelesen, erlauben mir Ew. Majestät dasselbe noch einmal . . . «

»Nein, nein, Herr Marschall, das erste Gefühl ist allemal das natürlichste. Ich werde daran denken und danke Ihnen für die Kritik.«

Er lachte dabei herzlich. Mein Vater war in der größten Verlegenheit, trostlos und versuchte sein Ungeschick wieder gut zu machen, aber der König wollte nichts hören und wiederholte fortwährend:

»Ich bin ein eingebildeter Narr, Sie haben es gesagt, Herr Marschall.«

Mein Vater konnte acht Tage lang nicht schlafen. Wir waren in St. Germain mit der Prinzessin, als man uns die Geschichte erzählte. Es war Messe da und ich will ein paar Worte darüber sagen, weil sie damals ganz etwas Anderes war, als sie jetzt ist. Es war ein großer Platz, in den man durch sieben Thüren gelangte und wo sich alle Reichthümer der Welt beisammen befanden. Jede Profession war beisammen, so daß das Suchen vermieden wurde. Ich spreche nicht von den Komödien aller Art, von gelehrten Hunden, den Hazardspielen und Allem, was sonst die Fremden aus allen Ländern herbeizog. Das dauerte zwei Monate. Das Volk war am Tage da, der Hof Abends oder in der Nacht, immer verkleidet und maskiert, in grauen Wagen. Man fuhr so in den Gassen der Verkäufer umher, kaufte für vieles Geld Edelsteine und Kleider, Möbels und große Spiegel, wie die Gräfin von Fiesque, die ein Landgut verkaufte, um einen solchen Spiegel zu erhalten.

Man begab sich in einen dunklen Gang zu geheimen Stelldicheins und Gott weiß welche Intrigen da vorkamen. Oder man spielte maskiert, oder zog in einer Lotterie, welche der König in die Mode gebracht hatte, und dann wärmte man sich am großen Feuer, denn es war im Februar und März. Die Prinzessin und ich gingen oft dahin, sobald der Prinz sich zur Ruhe begeben oder sich entfernt hatte, — um auch hinzugehen. Einmal begegnete uns etwas Drolliges; während mein Bruder die Prinzessin in den dunklen Gängen umherführte, blieb ich zurück und handelte um Zeug zu einem Hauskleide. Da flüsterte mir ein Page von hinten zu:

»Willst Du es haben?«

Ich fand die Frage etwas zu vertraulich und drehte mich um, um

ihm eine Ohrfeige zu geben; da erkannte ich den kleinen hübschen Pagen der Mazarin den Chevalier von Pezon. Ich besänftigte mich, da ich ihn hübscher als je fand.

»Nun«, fragte ich, »gibst Du mir es? Wofür?«

»Für mein Geld natürlich, hübsche Soubrette; denkst Du, ich habe keines?«

»Also eine Soubrette bin ich? Wer sagte Dir das?«

»Dein Fuß, dein Auge, dein Wuchs. Ich kenne sogar deinen Namen und weiß wer Du bist.«

»So sage es, geschwind.«

»Du bist bei einer schönen großen Dame, die ich einmal in Italien gesehen habe und deren Gemahl mir meinen Herrn entführt hat.«

»Und deshalb willst Du ihm sein Kammermädchen entführen?«

»Ich entführe sie selbst gern, wenn sie wollte.«

»Oho, schöner Herr, so geschwind geht es mit vornehmen Damen nicht.«

»Ach die, welche ich verlasse, machte nicht so viel Umstände; wir sind ganz gut nach Rom gekommen.«

»Und zurück? . . . «

»Nun, der Fürst . . . «

»Schweig! Man nennt nie Namen. Übrigens konnte die Dame wohl Zwei befriedigen.«

»Ich möchte ihr nicht nach England folgen und die Gedanken nicht ausgeben, die mir in den Kopf gekommen waren.«

»Welche Gedanken?«

»Die kann ich Dir nicht sagen, Du würdest plaudern.«

»Gewiß nicht.«

»Gewiß?«

»Da sieht man, daß Du mich nicht kennst.«

»Ich kenne Dich besser, als Du glaubst.«

»Wer weiß? So sage es nur.«

»Nun, ich bin einer schönen Dame wegen hier.«

»Wirklich?«

»Ja, ihretwegen, nur ihretwegen; seit ich sie gesehen, denke ich nur an sie; ich kenne nichts, was sich mit ihr vergleichen ließe.«

»Auch ich nicht, Schelm?«

»Mit Dir ist es etwas Anderes.«

»So gibt es also zwei Schöne statt einer.«

Er lachte und zeigte dabei zwei Reihen Perlen.

»Ich würde mich mit einer begnügen.«

»Mit welcher?«

Er zögerte einen Augenblick, dann ergriff er meine Hand, von der ich den Handschuh gezogen hatte, und sagte:

»Mit Dir, wahrhaftig; das ist ja eine königliche Hand.«

»Ah!«

»Willst Du?«

Nun kaut die Reihe an mich zu lachen.

»Komm mit mir dort hinunter in die Galerie, es ist jetzt kein Mensch dort.«

»Ich kann nicht, ich warte auf meine Herrin.«

»Deine Herrin? Sie ist hier? Wo?«

»Sie geht umher, dort unten, ich weiß nicht wo.«

»Mit einem Geliebten?«

»Mit dem Grafen von Guiche?«

»Ihrem Bruder?«

Er ging nun auch herum, um mich zu mustern und sprach für sich:

»Und doch . . . und doch . . . «

»Was murmelst Du?«

»Ich sage . . . ich sage . . . Du verspottest mich.«

»Gar nicht.«

»So gib mir deinen Arm und laß uns gehen.«

»Gut.«

Wir gingen; ich wußte aus Erfahrung, daß die Prinzessin und Guiche sobald nicht zurückkamen. Ich ging mit ihm wohl eine Stunde lang und unterhielt mich sehr gut. Ich wußte wohl, daß er mich kannte, aber ich ließ es mir nicht merken, und er auch nicht; er

machte mir als meiner Zofe Liebeserklärungen, was recht bequem war. Ich brauchte ihn nur anzuhören, ohne mich zu etwas zu verpflichten.

Ich besuchte die Messe mehrmals allein und traf immer den hübschen Pezon; ich sah ihn später noch oft, bis er Herrn Beaufort, seinem Vater, nach Candia folgte. Er erntete da viel Ruhm und er allein kann sagen, was aus dem Herzoge geworden ist.

Ein anderes Mal traf ich aus der Messe den Schauspieler Floridor, der sich an mich machen wollte. Es war zur Zeit seines Prozesses, als er, weil er Komödie spielte, die Vorrechte seiner Geburt nicht behalten sollte. Er gewann ihn. Er war ein Edelmann und sah gut aus; auf die Bühne war er nur gegangen, um Könige zu spielen. Man mußte ihn darüber hören.

»Ich bin drei Stunden lang König«, sagte er, »aber ich habe die Sorgen des Thrones nicht. Ich thue was ich will, entscheide, räche mich, schlage meine Feinde und sterbe endlich, aber mit meiner Einwilligung, das ist ein gar schöner Stand, Madame, und Molière hat wohl gethan, den Stand seines Vaters zu verlassen, um sich dem meinigen zuzuwenden.«

Was man auch sagen mag, Vater Poquelin, den ich gut gekannt habe, weil er in unserem Hause arbeitete, war gar nicht böse darüber, daß sein Sohn das Gewerbe aufgegeben. Er zürnte ihm nur, daß er kein Geld sammelte und auch wegen der Heirath.

»So viel Geld zu verdienen mit Worten, und ohne daß es etwas kostet, aber keinen rothen Heller bei Seite zu legen, das ist mein Ärger, Frau Fürstin. Sie würden sich an meiner Stelle gewiß auch ärgern.«

Ich kam gerade zu dem großen Caroussel, welches dem Plage vor den Tuilerien den Namen gegeben hat, und zu dem der König und die Herren vom Hofe so viel aufwendeten. Wir legten unseren schönsten Putz an, und ich trug alle Diamanten meiner Familie; meine Mutter ging nicht hin und gab mir die ihrigen; Monaco überließ mir seinen Schatz, und ich war gewiß eine von den am meisten Geputzten. Lauzun war an der Spitze einer Quadrille und hatte die Devise: »Ich steige so hoch als möglich.« Mademoiselle sang an ihn

zu bemerken, denn sie sagte zu mir:

»Sie haben da einen ehrgeizigen Vetter. Wer weiß? Vielleicht gelingt es ihm.«

Es lag weder an ihr noch an ihm, daß sein Steigen ein Verbrechen wurde.

Eine Person, die ich damals kennen lernte, und von der viel gesprochen worden, ist die Marquise la Baume.

Die Prinzessin ließ sie ohne Vorwissen des Prinzen kommen, der sie nicht ausstehen konnte, weil sie einen wunderbaren Geschmack im Putz hatte.

Sie war die Geliebte des schönen Herzogs von Candale gewesen, der so jung starb und so Vielen den Kopf verdrehte. Sie befand sich in Lyon, als sie die Nachricht erhielt, und verfiel in Verzweiflung Sie haßte ihren Mann und hat es ihm bewiesen. Er trat in ihr Zimmer, als ihr wunderbar schönes blondes Haar aufgelöst war; er rühmte es und wollte auch Anderes rühmen. Die Marquise, welche die Thränen kaum zurückzuhalten vermochte, erzürnte sich über diese Galanterie und da sie nicht gleich wußte, wie sie ihren Verdruß zu erkennen geben sollte, nahm sie ihr schönes Haar, schnitt es glatt ab und sagte zu ihrem Manne:

»Da Dir es so gefällt, so nimm es und laß mich in Frieden.«

Ihr Mann ließ sie ein paarmal einsperren; sie war jung und verschwenderisch; fortwährend brauchte sie Geld und um Geld zu erhalten, gab sie sich selbst hin. In der Casette Fouquet's fand man folgendes Briefchen von ihr:

»Ich liebe Sie nicht, ich hasse die Sünde, aber umsomehr fürchte ich den Geldmangel; also kommen Sie und besuchen Sie mich.«

Er gab ihr zehntausend Thaler.

Sie war es, welche sich mit der Marquise von Monglat in die Intrigen wegen des Buches Bussy's einließ, um dessentwillen er vom Hofe verwiesen wurde. Man sieht es nicht ganz; nur in Holland wurde es vollständig gedruckt. Frau von Baume stahl ihm den

größten Theil und ließ dasselbe heimlich sehen. Bussy wollte ihr Ohrfeigen geben; er ist sehr roh und ohne den Grafen von Lade, der zwischen beide trat, würde er es gethan haben.

Ihr Liebhaber war Louvois, der Sohn des Kanzlers Le Tellier, und jetzt ist sie seine Vertraute. Die Prinzessin theilte ihr mehr als nöthig war ihre Angelegenheiten mit, und hatte es zu bereuen; sie ist eine boshafte Person.

Sie hat sich auch mit Lauzun eingelassen, aber ich fürchtete sie nicht und wenn nur sie meine Nebenbuhlerin gewesen wäre, würde ich vielleicht ruhig bei mir und er bei sich seyn. Gott wollte es nicht.

Vierzehntes Kapitel.

Das damals beliebteste Spiel war blinde Kuh. Der König liebte es ungemein, verbot aber der La Valière daran Theil zu nehmen, weil er nicht wollte, daß eine andere Hand außer der seinigen sie berühre. Eines Abends gab er, um sich unkenntlicher zu machen, sein blaues Band an Lauzun, der mit seiner gewöhnlichen Keckheit zu ihm sagte:

»Gedenken Sie daran, Sire.«

Er dachte daran, aber nicht sogleich. Der Prinz erschien bei diesem Spiel oft in Frauenkleidung, die er seiner Gemahlin nahm, und er ließ sich auch pudern wie eine von uns, wenn der König nicht dabei war. So sagte auch der kecke Chevalier von Lothringen, wenn er ein Kleid faßte:

»Es ist ein Frauenzimmer oder Monsieur; der Teufel kann es unterscheiden.

Man spielte also überall blinde Kuh, von dem Gemach des Königs bis zu den Pagen, den Mädchen und den Lakeien. Fräulein Sevigné, diese Prude ersten Grades, jetzt Frau von Geignau, hatte dabei eine unbezahlbare Geschichte. Ich muß sagen, daß sie für meine Freundin gilt, aber wir liebten einander darum doch nicht, folglich unterlasse ich es auch nicht die Sache zu erzählen, wie sie war.

Es war im Sommer und sehr heiß; man spielte in einem Zimmer im Erdgeschoß, das in eine Art Garten ging. Der König war an diesem Abend so lustig, wie es manchmal bei ihm vorkam, obgleich er seitdem ganz anders geworden ist. Er neckte uns alle mehr oder weniger, wenn ihm die Augen verbunden waren, namentlich die Sevigné, welche die Augen auch nicht gar sehr abwendete.

Man hatte in eine Art Garten, in welchen das Zimmer sah, der Königin zu Liebe sehr große Orangenbäume von der Zeit Franz I. her gebracht und sie bosketartig aufgestellt; sie dufteten entzückend und man ging dahin, um zu träumen, um zu lieben, wie mein Vater sagte; es war der besuchteste Theil des Gartens. Der König zog

allmählig jene Schöne dahin und blieb etwa eine Viertelstunde mit ihr allein; sie kam endlich roth wie eine Klatschrose zurück und eilte zu ihrer Mutter, welche sie bald nachher fortführte.

Man erzählte damals, der König habe ihr Anträge gemacht. Der ganze Hof sprach dann auch davon und die Geschichte verbreitete sich bis in die Provinzen. Was war eigentlich zwischen dem König und ihr geschehen? Ich weiß es nicht, Niemand hat es gesagt; gewiß ist nur, daß er seitdem nie wieder auf sie achtete, selbst als sie die hohe Stelle in der Provinz einnahm; er empfing sie artig, aber so kalt, als sey sie achtzig Jahre alt und nicht eine der schönsten Damen Frankreichs. Man grübelte darüber, man stellte Vermuthungen an, aber Niemand erfuhr etwas, da der König sehr verschwiegen gewesen ist; sie dagegen rühmte sich nicht. Bussy namentlich bot alles auf, um die Sache zu erfahren, aber ebenfalls vergebens.

Wir besuchten bisweilen das Schloß Fresnes am Zusammenflusse der Beuvronne und Marne, das reizend liegt und schön eingerichtet war. Wir fanden da Frau und Fräulein von Sevigné, Frau von La Fayette, die unzertrennliche Begleiterin des Herrn von La Rochefoucauld, Frau von Coulanges, Abbé Testu, Brancas, den Marquis von La Fare, Herrn von Pomponne, Corbinelli und Quenti. Es konnte nichts Reizenderes geben, als diese Gesellschaften; es war ein Überrest von dem Hôtel Rambouillet. Mein Bruder gefiel sich sehr darin; ich ruhte von den Hofintrigen aus. Die Prinzessin wußte es und beneidete mich.

Wo sind meine schönen Tage? Ich glaubte noch etwas an Lauzun und seine Liebe. Er kam bisweilen Abends in meiner Livrée als Bote und brachte mir eine Nachricht oder einen Brief. Er trat dann keck ein, ohne andere Verkleidung als eine braune Perrücke, die ihn ganz veränderte. Man achtete nicht auf ihn; er hielt sich in einer Ecke bis zur Zeit, da Blondeau ihm meine Thüre öffnete. Welche langen Unterredungen hatten wir in dem schönen Park in der Nacht! Auch andere Paare gingen da einher wie wir, aber man war so artig einander auszuweichen und nichts störte die Liebesverhältnisse der gewöhnlichen Besucher. Niemand achtete darauf, außer der

Spürhund Benserade, der oft kam, alles sehen wollte und es dann nach seiner Art erzählte.

Ich erinnere mich des Salons in dem Schlosse noch so deutlich, als sähe ich ihn vor mir und ich erlaube mir, ein Bild davon zu entwerfen. Es sollte bald ein besonderes für die Gesellschaft geschriebenes Stück aufgeführt werden, in dem wir alle oder doch fast alle beschäftigt waren. Die Probe fand in der Bibliothek statt und wir waren um den alten Arnauld von Andilly versammelt, den Vater der Frau von Pompadour. Es waren da Frau von La Fayette, die vielleicht an Zayde dachte, Frau von Guénégau, die Bilder illuminierte, Frau von Motteville, die in einem geistlichen Buche las, Herr von Lassac, der später vom Hofe verwiesen wurde, weil er im Spiele bei der La Valière betrogen hatte, das Fräulein Guénégau von Sevigné, mein Bruder Guiche und ich.

Es war ein so freundliches, liebes Bild (von Lassac's Schlechtigkeiten ahnte man noch nichts), daß mir die Thränen in die Augen treten, wenn ich daran denke. Denselben Abend kam Lauzun, und das war der Anfang unserer Veruneinigung, denn er vergaß bei mir einen Brief der Montespan, oder er fiel ihm vielmehr mit dem Tuche aus der Tasche. Der Brief war so deutlich, daß er gar keinen Zweifel übrig ließ; ich dachte die Nacht darüber nach, denn es war die Rede in dem Briefe von mir. Gleich den andern Tag kehrte ich nach Paris zurück; ich mußte fort, ich konnte es nicht mehr aushalten. Als er mich ruhig fragte, warum ich so schnell ankomme, hätte ich ihn erdrosseln mögen.

»Und der Brief!« sagte ich zu ihm.

»Der Brief! Er ist nicht an mich.«

»Der Name steht ja darauf.«

»Das ist ein Schreibfehler.«

»Er ist von der Montespan; ich kenne ihre Hand.«

»Das leugne ich nicht, aber er ist nicht an mich.«

»An wen sonst?«

»Das kann ich nicht sagen, weil es nicht mein Geheimnis ist.«

»Ich will es wissen.«

»Habe ich Sie nach Ihren Geheimnissen in Monaco gefragt?«

»Das ist keine Antwort.«

»Sie ist der Frage würdig. Es sind mir Gerüchte zugekommen, aber ich erwähne sie nicht gegen Sie; thun Sie eben so; nehmen wir einander wie wir sind, und verlangen wir nicht mehr.«

»Undankbarer!«

»Sie vergelten Gleiches mit Gleichem.«

»Das beweisen Sie mir.«

»Das dürfte nicht gar schwer seyn. Sehe ich nicht deutlich, daß Sie mich nicht mehr lieben? Sind Sie gegen mich, wie Sie sonst waren? Ich glaube es nicht. Ich finde es spaßhaft, daß Sie wegen einer solchen Einbildung mit mir zanken. Frau von Montespan! Als ob die an mich dächte! Sie entschuldigen sich damit gar nicht geschickt.«

So reizte er mich über eine Stunde lang, und obwohl ich den Beweis in den Händen hatte, bat ich ihn endlich doch um Verzeihung. Es war seine Art mit mir zu zanken, damit ich nicht mit ihm zanke, bis der ganze Hof von der schönen Intrigue sprach, den König ausgenommen, der die schöne Athenais nichtsdestoweniger liebte. Ich glaube es ist hier der Ort, der Abenteuer Lauzun's und der Favoritin bis zu seiner Verheiratung mit Mademoiselle zu erzählen. Haben wir ihn so weit gebracht, so lassen wir ihn eine Zeit lang, um uns nur mit mir und einigen seltenen Geschichten Anderer zu beschäftigen, von denen ich Kenntniß erhielt.

Der König hatte ihn sogleich liebgewonnen, gab ihm sein Dragonerregiment, ernannte ihn bald darauf zum General und dann zum Generalobersten der Dragoner, welche Stelle er für ihn schuf. Dies war die Zeit unserer schönsten Liebe; ich freute mich über seine Erfolge, war stolz darauf und liebte den König, weil er ihn so erhob; für ihn aber war es noch nicht genug; ich habe nie einen unersättlicheren Ehrgeiz gesehen, aber er hat auch seitdem dafür gebüßt.

Der Herzog von Mazarin, der sich schon vom Hofe zurückgezogen hatte, wollte auch seine Stelle als Großmeister der Artillerie niederlegen. Lauzun hörte sogleich davon und eilte zu dem Könige.

»Sire«, sagte er, »Ew. Majestät geruhen mir zu sagen, nichts gehe über meine Dienste und meine Ergebenheit für Ihre Person.«

»Allerdings.«

»Nun . . . der Herzog von Mazarin wird seine Stelle in Ihre Hände zurückgeben; erlaubt mir der König sie zu kaufen?«

»Wo denken Sie hin?«

»Warum nicht, Sire? Ich stehe doch in jeder Weise dem Herzoge von Mazarin gleich.«

Der König dachte eine Zeit lang nach und antwortete dann:

»Ich bewillige es, aber unter einer Bedingung.«

»Und die ist, Sire?«

»Man hat von vielen Seiten bereits um diese Stelle nachgesucht und ich habe sie bis jetzt Allen abgeschlagen. Lassen Sie mir Zeit, alle jene Ehrgeizigen zu beruhigen und versprechen Sie mir, vor acht Tagen selbst Ihrem besten Freunde nichts davon zu sagen.«

Das Wahre an der Sache ist: Louvois haßte Lauzun und der König fürchtete die Vorstellungen desselben. Er wollte ihm den Mund dadurch schließen, daß er ihm etwas Anderes bewilligte, so daß er nichts sagen könnte. Dazu verlangte er acht Tage, die Lauzun mit Freuden zugestand.

An dem glückseligen Tage wartete er auf das Ende des Conseils in einem Zimmer, in welches Niemand ging. Da traf er Nyert, den ersten Kammerdiener, der ihn fragte, was er an diesem Orte und zu dieser Zeit suche.

»Lieber Nyert, ich kann Ihnen im Vertrauen etwas mittheilen, da die Zeit des Schweigens vorüber ist; Sie sollen es zuerst erfahren — ich bin Großmeister der Artillerie.«

»Ach, welche Freude! Wie glücklich bin ich! Wie ehrt eine solche Wahl unsern Herrn und Sie, den er bezeichnet hat!«

Er sah nach der Uhr, entschuldigte sich, da ihm noch eine kleine Viertelstunde Zeit bleibe, um einen dringenden Befehl zu vollziehen, den ihm der König gegeben, lief so geschwind als möglich auf einer Nebentreppe in das Bureau, wo Louvois den ganzen Tag arbeitete, und meldete ihm was er eben gehört. Louvois war so erfreut

darüber, daß er ihn umarmte.

»Diese Gefälligkeit werde ich nie vergessen, mein lieber Nyert, aber die Ernennung ist doch nicht so ganz gewiß und wenn ich es verhindern kann, kommt sie nie zur Ausführung.«

Er schickte Nyert fort und folgte demselben bald mit einem Packet Papiere in der Hand. Nyert stellte sich verwundert und machte ihm bemerklich, der König sey im Finanz-Conseil und Niemand dürfe da eintreten.

»Gleichviel«, entgegnete der Minister, »ich muß sofort mit dem Könige sprechen und werde auf jede Gefahr hin, eintreten.«

Er grüßte Lauzun nicht einmal, der noch wartete.

Fünfzehntes Kapitel.

Der König wunderte sich sehr, als er Louvois zu solcher Zeit kommen sah, der gerade auf ihn zuging und ihn um die Erlaubnis bat, einen Augenblick über eine sehr eilige Sache sprechen zu dürfen.

Der König stand auf und ging mit Louvois in eine Fensterbrüstung.

»Sire«, sagte er da, »Ew. Majestät haben Herrn von Lauzun zum Großmeister der Artillerie ernannt und wollen es nach aufgehobener Sitzung erklären; er wartet bereits im Vorzimmer, ich habe ihn gesehen. Ich erlaube mir zu fragen, ob Sie auch Alles wohl bedacht haben. Lauzun und ich stehen nicht gut mit einander, werden aber fortwährend mit einander in Berührung kommen; er ist stolz, ich bin es auch; er wird nicht nachgeben, ich werde es eben so wenig thun; die geringste Unannehmlichkeit noch wird seyn, daß er Sie alle Tage mit Erzählungen und Klagen über unsere Zänkereien belästigt; ich glaube Ihnen einen Dienst zu erzeigen, wenn ich Sie noch einmal darauf aufmerksam mache.«

Der König wurde höchst aufgebracht, ohne es aber zu sagen; besonders fühlte er sich verlegt, daß sein Geheimnis an Louvois verrathen war, den er fürchtete und dem er es hauptsächlich hatte verbergen wollen. Er antwortete denn sehr ernst:

»Es ist noch nicht geschehen und ich kenne besser als sonst Jemand die Vortheile und Nachtheile bei meinen Gnadenbezeigungen; ich bedenke und berechne sie wohl und werde auch diesmal entscheiden.«

Er setzte sich dann wieder an seinen Platz, ohne Weiteres hinzuzufügen. Louvois ging kleinlaut fort und Lauzun wartete noch immer. Endlich kam der König, aber er sagte kein Wort. Verwundert folgte ihm Lauzun zur Messe, auch dann zeigte er sich ihm bei jedem Schritte, in Erwartung der versprochenen Erklärung, die indes nicht erfolgte; endlich konnte er seine Ungeduld nicht mehr bemeistern und nahm sich vor, Abends mit dem Könige darüber zu

sprechen.

»Ich weiß, ich weiß!« entgegnete der König ungeduldig, »es geht noch nicht; ich werde später sehen.«

Dieser Ton und diese Zweideutigkeit beunruhigten Lauzun. Trostlos kam er zur Montespan, wo die Schäferstunde für ihn schlug, weil der König niemals in der Nacht zu seinen Maitressen ging, nur bisweilen Abends und sich stets anmelden ließ. Das erinnert mich an etwas von Frau von Coulanges.

Man fragte sie, was sie wohl thun werde, wenn der König jemals die Augen auf sie werfe.

»Ich weiß es wahrhaftig nichts antwortete sie, »nur so viel weiß ich, daß ich ihn nie selbst wählen würde, trotz aller seiner Verdienste. Ich will einen Liebhaber von meinem Stande und ich würde unwillkürlich, selbst in den zärtlichsten Augenblicken, den Thürsteher mit der Hellebarde sehen, der sie an den Boden stieße und rief: »Se. Majestät«, damit ich es ja nicht vergesse.«

Die Frau von Montespan nahm solche Rücksicht nicht; Lauzun genügte unter vier Augen. Der König hatte ihr ein sehr schönes Sopha geschenkt, das mit einem kostbaren Stoffe überzogen war, welchen der Schah von Persien geschickt hatte. Darauf hielt sie gewöhnlich Hof. Die dunklere Farbe der Kissen hob ihren so weißen Teint und ihre wunderschönen Arme. Lauzun setzte sich neben sie und nach den ersten Komplimenten fragte sie ihn nach der Ursache seiner Betrübniß und warum er kaum lächelte.

»Ich bin ganz trostlos«, antwortete er. »Sie werden mir auch Recht geben.«

Er erzählte ihr was geschehen war.

»Wie? Er hatte es Ihnen gesagt und hält es nicht? Ihnen, seinem treuen Diener? Aber es wundert mich nicht; er ist so undankbar.«

»Verdammen Sie ihn noch nicht, er kann Gründe haben . . . «

»Gründe! Er hat keine, keine anderen als seinen Willen. Sie kennen ihn noch nicht so wie ich; er denkt nur an sich und lebt nur für sich; alle Menschen, die Frauen besonders, sind nur Spielwerke für ihn. Ach, ich bin seiner recht überdrüssig und wenn ich wüßte,

daß mein Platz unbesetzt bliebe, würde ich ihn aufgeben, aber unmöglich kann ich eine Andere da sehen.«

»Wie aber soll ich die Wahrheit erfahren? Werden Sie mit ihm sprechen?«

»Gewiß; antworten Sie mir einmal, hat er Ihnen sein Wort gegeben?«

»Ja.«

»Und Sie sollten schweigen?«

»Ja.«

»Sie haben es auch gethan?«

»Bis zum letzten Augenblicke, selbst Ihnen gegenüber.«

»Sie haben gewiß mit Niemanden gesprochen? Besinnen Sie sich.«

»Diesen Morgen mit Nyert, um mir ihn zum Freunde zu machen; aber das kann es nicht seyn, er hat keine lebende Seele gesehen.«

»Wissen Sie das gewiß?«

»Mein Gott, jetzt geht mir ein Licht auf, er ging auf fünf Minuten fort.«

»Mehr war nicht nöthig; er ist eine Kreatur von Louvois.«

»Und Louvois kam, ging in das Conseilzimmer und sprach mit dem Könige. Gewiß also geschah es durch ihn.«

»Das wird schwer wieder gut zu machen seyn, aber ich verzweifle nicht. Lassen Sie mich nur machen, ich werde mit ihm in einer Art sprechen, daß Ihnen Genugtuung wird.«

»Sie versprechen es?«

»Zweifeln Sie daran?«

»Wann?«

»Morgen schon.«

Das Versprechen wurde besiegelt; die Zeit verging in der angenehmsten Weise von der Welt zwischen zwei so geistreichen Personen, man trennte sich endlich in der freundlichsten Weise, nur ließ die Dame Lauzun schwören, Geduld zu haben und mit Niemanden über seine Befugnisse oder seine neue Hoffnung zu

sprechen.

Am nächsten Tage kam er noch ungeduldiger wieder.

»Was hat er gesagt?«

»Nichts. Ich konnte keine Sylbe aus ihm bringen.«

»Ermüden Sie nicht, beginnen Sie nochmals.«

»Es wird mir nicht gelingen.«

Den zweiten, den dritten Tag dasselbe Spiel. Die Geduld gehörte nicht zu den Tugenden dieses Günstlings und er sprach etwas derb. Frau von Montespan lachte darüber, sie vertheidigte sich halb im Ernst halb im Scherz so geistreich, wie sie es nur war, und schwur, der nächste Tag sey der letzte Termin und er werde da die Antwort erhalten.

»Ja, bei Gott, oder ich verliere dabei meinen Namen.«

»Sie sagen dies in einem Tone! Glauben Sie denn nicht an meine Freundschaft?«

»Ich glaube daran, morgen werde ich aber besser wissen wie ich daran bin.«

Lauzun hatte den Grundsatz, man müsse überall Freunde haben, deshalb hatte er sich denn auch die Gunst eines Lieblingskammermädchens der Marquise erworben und von ihr das Unerhörteste, das Kühnste erlangt, das man sich denken kann. Er setzte buchstäblich seinen Kopf ein, um seine Neugierde zu befriedigen, und das war nicht das erste Mal.

Er ließ sich von dem Mädchen verstecken, die sehr schön war und ein sehr vornehmes Aussehen hatte; er ließ sich unter einem Möbel verstecken, von dem ich eben sprach, um seine theuere Geliebte recht beurtheilen und ihr dann seine Meinung sagen zu können. Man zittert, wenn man daran denkt, eine unwillkürliche Bewegung, ein Husten, Niesen und er war verloren.

Ich habe schon gesagt, daß der König keine Nacht aus dem Ehebett wegblieb. Ohne diese Aufmerksamkeit von seiner Seite würde die Königin, welche scheinbar ihre Nebenbuhlerinnen ziemlich geduldig sich gefallen ließ, außer sich gerathen seyn und ihm keine Ruhe gelassen haben. Er ging deshalb Vormittags zu der Montespan

und das fragliche Möbel war der Sitz oder vielmehr der Thron, den er vorzugsweise wählte, ohne daß er wußte, daß einer seiner Unterthanen an derselben Stelle gar oft seinen Platz einnahm.

Er kam wie gewöhnlich und Lauzun, der gut versteckt war, hörte gespannt zu. Anfangs vernahm er Dinge, die ihn nicht angingen, deren sich aber der König und die Geliebte in seiner Gegenwart enthalten haben würden. Ich will nicht schwören, daß er sehr geduldig dabei blieb, aber er that doch so und wartete, endlich kam das Gespräch auf ihn.

»Ich bin in großer Verlegenheit mit Lauzun«, sagte der König, »er hat mein Wort, ich aber habe keine Lust, es zu halten.«

»Was nöthigt Sie dazu?«

»Ich breche es nicht gern, aber in diesem Falle ist es seine eigene Schuld, denn er hat davon gesprochen, während ich unbedingtes Schweigen zur Bedingung gemacht hatte; diese Bedingung hat er nicht gehalten, folglich bin ich meines Wortes ledig.«

»Ohne Zweifel.«

»Wie könnte ich mich freiwillig zwischen zwei solche Charaktere stellen, keinen Augenblick würde ich Ruhe haben; sie zankten sicherlich den ganzen Tag mit einander, was der Eine thäte, machte der Andere auf der Stelle rückgängig und mich brächten sie rein um den Verstand.«

»Dieser Lauzun ist so herrschsüchtig, so anmaßend und keck!«

»Ja wohl.«

»Ich für meinen Theil habe nie begreifen können, was Sie an diesen Menschen fesselt, da doch tausend andere viel mehr werth sind, die Sie nicht beachten. Sie überhäufen ihn mit Gunstbezeugungen, ohne daß er dankbar dafür ist, denn er thut, als müsse alles so seyn. Er liebt Sie durchaus nicht, glauben Sie mir.«

»Das kann ich nicht annehmen, denn nach dem was ich für ihn gethan habe, wäre es die größte Undankbarkeit.«

»Er ist undankbar, Sire, mehr als Sie sich zu denken vermögen, er denkt nur an sich und an die Befriedigung seines Ehrgeizes; Ihr Dienst ist ihm sehr gleichgültig, wenn nur Ehren und Reichthümer

auf ihn regnen. Sie sehen ja auch, er vergreift sich an allen Personen, die Gramonts ausgenommen, aber keineswegs aus Liebe zu der Monaco, die ihm sehr gleichgültig ist, sondern weil sie sein Geheimnis kennen. Als er den Grafen Guiche beschuldigte, Dünkirchen überliefert zu haben, irrte man sich nur in der Adresse und der Marschall weiß es recht gut.«

»Aber, Madame, wenn Sie dies wissen, warum nehmen Sie ihn so freundlich auf? Er ist ja immer hier. Die La Valière behauptet sogar, er bleibe die Nacht.«

»Haben Sie mir nicht befohlen, ihn als Ihren theuersten Freund zu behandeln?«

»Allerdings, ist das aber ein Grund, ihn auch zu ungewöhnlichen Stunden zu empfangen?«

»Sire, habe ich nöthig, mich gegen die Verleumdungen der La Valière zu vertheidigen? Wissen Sie nicht, daß sie mein Unglück wünscht? Darum erfindet sie . . . «

»Ich weiß, daß sie so etwas unmöglich erfinden kann.«

Der König schloß ihr den Mund durch diese ernsten und festen Worte; er ließ die Valière nicht antasten, an die er mit Recht glaubte und die er für ganz ergeben hielt. Frau von Montespan schlug schnell eine andere Richtung ein, kam wieder auf Lauzun und betheuerte, der König müsse sein Wort zurück nehmen, ohne sich darum zu kümmern, was er sagen oder thun möge.

»Es ist ganz gut, der Freund und Vater seiner Unterthanen und Hofleute zu seyn, aber auch dies hat seine Grenzen und man muß auch an sich selbst denken; Sie denken nie an sich, Sie vergessen sich selbst stets und opfern Ihre Wünsche und Neigungen den Andern auf. Kein Anderer in Ihrem Range würde so weit gehen.

Nach einer zweistündigen Unterhaltung, über welche Lauzun besser als sonst Jemand urtheilen konnte, trennten sie sich, der König, um in seine Gemächer zurück zukehren, die Montespan, um sich mit ihrer Toilette zu beschäftigen und sich in die Probe eines Ballets zu begeben, welchem der König, die Königin und der ganze Hof beiwohnten.

Sobald Lauzun sein Versteck verlassen hatte, kehrte er nach

Hause zurück und dann ging er von neuem zu der Montespan, wobei er bei sich dachte:

»Nun, Frau Marquise, wollen wir sehen.«

Sechzehntes Kapitel.

Er wartete etwa drei Viertelstunden, dann sah er Frau von Montepan geschmückt und lächelnd heraustreten; auch er verstand noch zu lächeln. Er reichte ihr die Hand und bat um die Erlaubnis sie zu geleiten, was sie sehr freundlich annahm.

»Sie sind so unwiderstehlich schön, daß ich meines Glückes sicher bin, wenn Sie heut ein Wort zu meinen Gunsten sagen wollen.«

»Sie dürfen an meinem Versprechen nicht zweifeln, ich habe es pünktlich gehalten.«

»Sie haben also mit dem Könige gesprochen?«

»Länger als eine halbe Stunde.«

»Und mein Gesuch unterstützt?«

»So warm als wären Sie mein Bruder.«

»Und was antwortete Se. Majestät?«

»Der König findet die Sache wegen Opposition schwierig, wird dieselbe aber hoffentlich beseitigen.«

»Waren Sie so gnädig, ihm die Mittel dazu zu geben?«

»Mehr als zehn und er versprach die besten davon auszuwählen.«

»So hoffe ich mit Ihnen.«

»Zweifeln Sie nicht.«

»Der König hat es versprochen, nicht wahr? Auf Ihre Bitte? Ihetwegen? Ihnen allein bin ich Dank schuldig?«

»Ganz allein, verlassen Sie sich darauf.«

Lauzun konnte nun nicht länger an sich halten, drückte ihr die Hand, als wolle er sie ihr zerbrechen, neigte sich an ihr Ohr und sagte:

»Sie sind eine Lügnerin, eine Schurkin, ein schlechtes Weib, kein Wort davon haben Sie gesagt, im Gegentheil Sie forderten den König auf, mir sein Wort nicht zu halten; Sie redeten entsetzlich schlecht von mir und fast in denselben Worten, die Sie vorher gegen

mich über ihn gebrauchten.«

Er überhäufte sie dann mit einer Flut von Schmähworten, die ich nicht zu wiederholen habe, unter denen aber die allerstärksten sich befanden, und dann sagte er ihr wirklich, was sie und der König über ihn gesprochen hatten. Die Marquise war so verlegen, daß sie kein Wort antworten konnte, es wurde ihr ungemein schwer, ihr Entsetzen, ihren Zorn und ihr Zittern zu verbergen. An dem Orte der Balletprobe wurde sie ohnmächtig.

Alle waren bereits versammelt; der König eilte erschrocken zu ihr; alle Mittel, die man anwendete, wirkten nicht; sie blieb ohnmächtig. Endlich schlug sie die Augen auf, aber verlegen, weil sie fürchtete Lauzun zu sehen. Sie wünschte nach Hause zurück zu fahren und der König folgte ihr bald. Den Auftritt kann man sich denken, sie hatte fast den Verstand verloren.

»Wie er das erfahren hat, weiß ich nicht, hat es ihm der Böse selbst gesagt? Gewiß ist, daß er mir das Gespräch Wort für Wort wiederholt hat.«

»Sie irren sich, es ist nicht möglich.«

»Es ist gewiß, er weiß alles; er hat es entweder selbst gehört oder der Teufel hat es ihm zugetragen. Und wie hat er mich behandelt?«

»Warum duldeten Sie es?«

»Was konnte ich thun?«

»Warum riefen Sie nicht und ließen ihn hinausführen?«

»In dem Palaste Ew. Majestät, einen Ihrer Freunde, einen der ersten Hofmänner! Wer würde meinem Befehle gehorcht haben? Übrigens habe ich gar nicht daran gedacht, ich gestehe es, ich wußte nicht mehr wo ich war und hatte meine Besinnung nicht.«

»Warum lasse ich den Unverschämten nicht verhaften und in die Bastille abführen!«

»Er ist ein sehr gefährlicher, nichtswürdiger Mensch.«

»Er möge sich in Acht nehmen, nicht die geringste Veranlassung geben, sonst . . . «

»Ah, Sire, er führt Sie doch an der Nase herum und Sie werden ihn noch um Verzeihung bitten.«

»Madame!«

»Der Mensch beherrscht Sie mehr als eine Dame, Sie lieben ihn wie keinen Andern und sind unbegreiflich nachsichtig gegen ihn. Ich habe schon gesagt, Sie überhäufen ihn mit Gnadenbezeugungen, die er nur so hinnimmt, ohne nur zu sagen: ich danke.«

Das Merkwürdigste war, daß sie Recht hatte, denn Lauzun beherrschte in der That den König, nicht dieser Lauzun. Er duldete von ihm, was er dem Prinzen, seinem Bruder nicht erlaubt haben würde; man wird es in der Folge sehen.

Von diesem Augenblicke an und lange nachher wagte Frau von Montespan über nichts und über Niemanden mit dem Könige anders als ins Ohr zu sprechen und auch dies nur mit der größten Vorsicht. Sie sagte bisweilen lachend, Lauzun sey der Teufel oder habe ihn in seinem Dienst.

»Ich glaube, er hat sich sogar hinter den Vorhängen in meinem Alkoven versteckt, und vielleicht erscheint er mir gar einmal in der Nacht mit leuchtenden Hörnern.«

»Ach«, antwortete Madame Cornelli, welcher sie dies sagte, »Frau von Montespan muß doch wissen, daß namentlich in dieser Art nicht alles Gold ist was glänzt.«

Einige Tage standen Lauzun und der König nicht gut mit einander und sagten nichts. Endlich konnte Lauzun nicht länger an sich halten und er fand eine Gelegenheit mit dem Könige allein zu seyn, wie sehr dieser gerade auch dies zu vermeiden suchte. Als der König ihn kommen sah, ging er nach der Thür zu, Lauzun hielt ihn aber keck zurück und sagte:

»Sire, nur ein paar Worte.«

»Was wünschen Sie?« entgegnete der König, der seine gewöhnliche hohe Würde anzunehmen versuchte.

»Ein Majestät um das Zuhalten Ihres Wortes bitten, das Sie mir gegeben haben.«

»Welches?«

»Wegen der Artillerie, Sire; ich rechne darauf.«

»Mit Unrecht.«

»Mit Unrecht?«

»Ja, ich habe Ihnen allerdings das Wort gegeben, aber auch eine Bedingung hinzugesetzt; diese hielten Sie nicht, ich bin also nicht mehr gebunden.«

»Sire, das ist weder wie ein König noch selbst wie ein Edelmann gehandelt; es ist eine unredliche und unwürdige Ausflucht.«

»Herr!«

»Ich wiederhole es, eine Ausflucht, um sein Wort nicht halten zu müssen, ist eines Edelmannes unwürdig und ich würde mich für entehrt halten, wenn ich da zugriffe.«

Er trat einige Schritte zurück und drehte dem Könige den Rücken zu, zog den Degen, zertrat die Klinge, warf dann die Stücke von sich und sagte aufgebracht:

»Nie, nie werde ich einem Fürsten dienen, der mir so unwürdig sein Wort bricht, mag daraus werden, was da will.«

Jeder Andere an seiner Stelle wäre verloren gewesen, aber — und dies eben ist ein Beweis von dem, was die Frau von Montespan sagte — statt heftiger zu werden, statt ihn verhaften und in einen Kerker werfen zu lassen, machte der König, wenn er auch aufgeregt war, nur das Fenster auf, warf seinen Stock in den Garten hinunter und sagte mit der Ruhe eines Mannes, der sich zu beherrschen weiß:

»Ich würde mir mein ganzes Leben lang einen Vorwurf daraus machen, einen Mann von Stand geschlagen zu haben, und doch verdienen Sie keine andere Behandlung.«

Damit ging der König fort.

Man mag beurtheilen, in welcher Wuth, welcher Angst und Verzweiflung Lauzun war; er glaubte verloren zu seyn, ließ indes den Muth nicht sinken, denn an seinem Glücke hat er nie gezweifelt, und ich bin überzeugt, daß er in diesem Augenblicke noch nicht daran zweifelt, ob er gleich in jener uneinnehmbaren Zitadelle unter der Aufsicht des unbarmherzigsten Hüters eingesperrt ist.

Abends erschien er nicht wieder und den andern Tag wurde er in seiner Wohnung verhaftet und in die Bastille abgeführt. Er hatte es

gewiß verdient, aber er gab sich bei Weitem noch nicht für verloren. Guitry, einer der Günstlinge des Königs, für welchen das Amt eines Großmeisters der Garderobe geschaffen worden, war sein Freund; er wollte es auch beweisen und wagte mit dem Könige zu sprechen, der es vielleicht gern hörte.

»Sire«,t sagte er, »haben Sie Mitleid mit ihm.«

»Mitleid mit dem Undankbaren, Unverschämten?«

»Jetzt, Sire, ist er ein Unglücklicher.«

»Sie spotten.«

»Er hat den Kopf verloren, hat nicht gewußt was er that, ich versichere es.«

»O, er hat seinen Kopf recht wohl und weiß was er that; es ist seine Natur so, ich kenne ihn und will nichts mehr darüber hören.«

»Sire, ich beschwöre Sie, hören Sie mich an. Lauzun hat auf Ihr Wort gerechnet, das Sie nie brechen; er sah das Ungeheure, Ihnen mißfallen zu haben, er wurde dadurch mehr noch als durch seine Stellung geblendet, verzweifelte und deshalb konnte sein Verstand . . . «

»Die Achtung gegen seinen Herrn setzt man nie aus den Augen: jene schändliche Handlung ist durch nichts zu entschuldigen.«

»Bedenken Sie, Sire, ich bitte um die Gnade, das Versprechen, die Größe der Hoffnung, die unveränderliche Hingebung an Sie, die Furcht, Sie zu beleidigen, bedenken Sie Alles das . . . «

»Ich werde es bedenken.«

Das war sein letztes Wort, nachdem nichts hinzugesetzt werden konnte; aber Guitry begnügte sich nicht, er fing immer und immer wieder an. Der König war anfangs ungeduldig, dann hörte er zu und endlich sagte er gar:

»Der arme Lauzun, »die Langeweile wird ihn sehr plagen.«

»Er denkt an nichts als an das Unglück, Sie nicht zu sehen, Sire.«

»Wirklich? Nicht auch an seine Geliebte?«

»Die, welche er am meisten liebt, ist ihm nichts im Vergleich zu einem Worte von Ew. Majestät.«

»Gewiß? Sie wollen ihn nur weißbrennen.«

»Ich beschwöre es.«

»So wollen wir sehen.«

Am Tage darauf übergab er die Artillerie dem Herzog von Lude.

»Guitry«, sagte der König Abends, »wollen Sie die Bastille besuchen?«

»Sire, ich habe nicht die geringste Lust.«

»Nicht einmal, um einem Ihrer Freunde eine gute Nachricht zu bringen?«

»Ach, das ist etwas Anderes; dann gehe ich mit Tagesanbruch. Und die Nachricht?«

»Sagen Sie ihm, ich biete ihm die Compagnie, die Gévres hatte.«

Der Herzog von Lude hatte seine Stelle als erster Kammerherr an den Herzog von Gévres verkauft, der nun eine Compagnie Gardes-du-Corps aufgab.

»Sire«, antwortete Guitry, »es ist zwar nicht die Artillerie, indes . . . «

»Sie bedenken sich lange; ich glaube nicht, daß er hinter den Riegeln sich so lange besinnt.«

Guitry ging zu Lauzun, der nichts weniger als eine solche Gunst erwartete und nichts erbeten hatte. Seine Unverschämtheit übersteigt jede Vorstellung; als er sah, daß der König wieder zu ihm sich wandte, schmeichelte er sich mehr erlangen zu können, und antwortete Guitry:

»Ich will mich nicht vom Pferde auf den Esel setzen.«

Guitry kam kleinlaut zurück, der König sah ihm die Verlegenheit an, lachte und sagte:

»Ich wette, daß er es ausschlägt. Ich kenne ihn und erwartete es fast. Er glaubt meine Güte werde noch weiter gehen. Gehen Sie morgen noch einmal zu ihm, lesen Sie ihm den Text und lassen Sie ihn wissen, daß eine zweite Weigerung Alles zwischen uns enden und ich ihm nie verzeihen würde.«

Guitry begab sich zum zweiten Male in die Bastille, sagte Lauzun, es sey dies der einzige Weg zur Rettung, er werde nicht mehr erlangen, er müsse vorläufig sich bücken und könne ja später sich

stolz wieder aufrichten. Lauzun nahm denn auch an, was der König ihm angeboten und als dies geschehen war, wurde befohlen, ihn aus der Bastille zu entlassen.

Abends als er heraus kam und sich zu dem Könige zu begeben hatte, um wegen seines neuen Postens zu schwören, war der Hof gar neugierig. Alles wollte ihn kommen sehen und dabei seyn. Frau von Montespan, die ihn fürchtete, spielte die Edelmüthige und war eine der Ersten. Er behandelte sie höchst wegwerfend. Der König lächelte ihm sehr freundlich zu und nannte ihn sogleich Gardecapitän.

»Sire«, sagte Lauzun, »dieser Posten ist der werthvollste von allen, weil er mich Ew. Majestät wieder näher bringt.«

Dann kam, wie gesagt, Frau von Montespan und wünschte ihm Glück mit der verheißungsvollen Miene, die sie willkürlich annehmen konnte.

»Madame,- antwortete er, »ich weiß was ich Ihnen verdanke und werde es nie vergessen.«

Dann drehte er ihr noch den Rücken zu, was Alle sahen und worüber sich Einige freuten; sie aber behielt ihr freundliches Wesen und sagte: einem, der aus dem Gefängnisse komme, müsse man schon etwas nachsehen.

Das war der Anfang seiner neuen Gunstperiode. Er verkaufte seine Dragoner, stieg höher und wurde bald zum Generallieutenant ernannt. Dann starb sein Vater und er erbte von diesem die Compagnie der hundert Edelleute, aber er war noch immer nicht zufrieden.

Wir sahen einander immer von Zeit zu Zeit; er kam mit seinen sonstigen Gesinnungen und schwur, er liebe in der Welt Keine außer mir, alle Anderen wären Spielwerk für ihn und wenn ich es wolle, verlasse er den Hof, gebe seinen Ehrgeiz und seine Pläne auf und wir lebten ganz ruhig in Paris, ohne uns im mindesten um dem Herrn von Monaco zu kümmern, welcher der Mazarin nachlief, oder um den König und die Anderen, die ihm alle widerwärtig wären.

Es gab Augenblicke, in denen ich es hätte thun können, aber dann! Mein Vater hielt mir oft Predigten über ihn.

»Höre nicht auf ihn, Kind, er bringt Dich geradewegs ins Irrenhaus. Er glaubt, die ganze Welt sey nur seinetwegen und für ihn da und jede Dame müsse zu seinem Glücke oder seiner Erhebung beitragen. Ich weiß gar wohl, was zwischen Euch vorgeht, ich frage nicht darnach, denn es geht mich nicht an, aber ich sage: sieh Dich vor.«

Ein anderes Mal waren wir im Wäldchen von Boulogne, um einem Wettreiten zwischen Herrn Le Grand und dem Marschall von Bellefonds beizuwohnen. Dreitausend Pistolen waren gewettet und ich hatte auch gesetzt. Lauzun der seit mehren Wochen nicht mit mir gesprochen hatte, kam plötzlich zu mir und sagte:

»Für wen sind Sie?«

»Und Sie?«

»Das heißt nicht antworten, sondern fragen.«

»Ich bin für Niemand, sondern für den prächtigen Apfelschimmel dort.«

»Das freut mich, denn auf der Seite stehe ich auch. Ich habe das Thier im vorigen Jahre an Herrn Le Grand verkauft und es kommt dem andern gewiß vor.«

Das ist sehr einfach, nicht wahr? Es folgte beinahe ein Duell daraus. Lauzun war eines Tages nicht wohl aufgelegt und behauptete, ich liebe den Herrn Le Grand wegen des Chevalier von Lothringen, den ich, wie Jedermann wußte, sehr lieb hatte; ich hatte ihn mit Gewalt zu dem Prinzen gebracht, um ihn mehr in der Nähe zu haben, und als er ihn sah, reizte er ihn so, daß der Herr von Lothringen in seinem Tone als großer Herr sagte:

»Herr von Lauzun, Sie wollen wohl andeuten, ich sey glücklich auf Ihre Kosten? Gott sey Dank, man weiß, daß ich dazu Niemanden brauche und wessen wir beide fähig sind. Verhalten Sie sich also ruhig und lassen Sie uns gute Freude bleiben.«

Lauzun konnte kaum an sich halten vor Zorn, aber er schwieg; der Chevalier von Lothringen gehörte zu denen, die mit Gift, mit dem Schwerte, besonders aber mit der Zunge umbringen.

Siebzehntes Kapitel.

Man merkte damals am Hofe allmählig verschiedene Intrigen. Bei dem Prinzen gab es namentlich sehr merkwürdige, von denen ich sogleich sprechen will um zu anderen zu gelangen. Der Marschall von Grancey hatte zwei Töchter, die ältere, Frau von Marcy, die verheirathet und — recht hübsch war, und die jüngere, die Canonissin, eine höchst liebenswürdige Person von feinem Geist, die anfangs Favoritin zu werden gedachte. Die beiden Schwestern nannte man *die Engel*, ich weiß nicht warum, vielleicht des Gegensatzes wegen, denn sie vergaßen nie, daß sie einen Körper hatten.

Herr von Marceaux war ihr Oheim und eines Tages bildete er sich ein, man sage, der König habe Neigung für die Eine; er begab sich deshalb ohne Weiteres zu Sr. Majestät, um ihn zu bitten, sich bei dieser Sache doch nur seiner Vermittlung zu bedienen. Der König lachte darüber, sah aber von diesem Tage die beiden Schwestern nicht mehr an, was diese sehr verdroß.

Die Ältere entschloß sich kurz und suchte anderswo Unterhaltung; die Jüngere machte es eben so, aber da sie die erste Stelle nicht hatte erhalten können, spekulierte sie auf den Prinzen, den Bruder des Königs. Diese Intrige ist sehr merkwürdig und charakterisiert unsern Hof und unsern Prinzen; ich kenne sie genau, da ich dabei betheilt war. Sie war genau so, wie ich sie erzähle; man wundere sich nicht darüber und bedenke, wer die Personen waren und wie sie das Leben ansahen.

Eines Morgens war ich allein, als man mir sehr frühzeitig Fräulein von Grancey meldete. Obgleich wir einander häufig sahen, kam sie doch nie zu solcher Zeit zu mir. Ich war mit meiner Toilette beschäftigt, empfing sie indes, da sie darauf bestand, und versicherte, sie habe ganz besondere Gründe.

»Die Frau Herzogin muß aber allein seyn«, sagte sie zu der Blondeau.

Sie trat ein, sehr einfach gekleidet, schwarz, ihrem Stande nach, mit ihrem blauen Bande, dem dichten Schleier und dem Kreuze, das letztere namentlich sehr sichtbar. Sie äußerte sich entzückt über mein Haus, über mein Zimmer, über Alles um mich her, über mich selbst, so daß ich sie in ihren Komplimenten unterbrach und lächelnd sagte:

»Gräfin, Sie schmeicheln; wünschen Sie etwas von mir?«

»Allerdings wünsche ich etwas, viel sogar; ich wünsche, daß Sie aufrichtig mit mitsprechen und mich als Freundin ansehen.«

»Gräfin, ich gebe keine Versprechungen, bevor ich nicht weiß, ob ich Sie halten kann. Sprechen Sie also zuerst, dann wollen wir sehen.«

»Also ohne alle Einleitung; bei Ihnen muß man gerade auf das Ziel losgehen. Hat Sie der Prinz geliebt?«

Ich lachte laut auf, sie kam aber nicht in Verlegenheit, sondern lachte mit.

»Ich verstehe Sie«, sagte sie dann, »aber Sie müssen mich auch verstehen und so wiederhole ich meine Frage: hat der Prinz Sie geliebt?«

»Ja.«

»Liebt er Sie noch?«

»In solcher Weise könnte er mich sein Leben lang lieben, er hat es indes aufgegeben.«

»Hat er jetzt andere Absichten?«

»Warum fragen Sie mich das? Wollten Sie als so tugendhafte Person seine Augen auf sich ziehen?«

»Das will ich Ihnen später sagen, zuerst antworten Sie mir.«

»Sie stehen ja seit drei Monaten auf vertrautem Fuße mit ihm und werden das besser wissen als ich.«

Mein scharfer Blick schien sie eine kurze Zeit einzuschüchtern, aber sie faßte sich bald und fuhr fort:

»Wahrhaftig, ich schwöre es Ihnen, Frau Herzogin, ich werde Ihnen Alles sagen. Ich beginne keineswegs mit einer Aufforderung an Ihr gutes Herz und an Ihre Verschwiegenheit; ich weiß, daß Sie

zu klug sind, um gutmüthig zu sein, und Sie werden von meinem Geheimnisse eben so lange schweigen, als es Ihnen vortheilhaft erscheint. Also weiter.«

Ein solches Verfahren gefiel mir, ich sagte es ihr und versprach Alles, was sie verlangte.

»Ich bin weder spröde, noch lüge ich, Madame, gestehe Ihnen also ohne Weiteres, daß ich den Chevalier von Lothringen liebe und von ihm geliebt werde.«

»Ah!« entgegnete ich, als staune ich. »Und die arme Fiennes und ihr Kind?«

»Das Kind ist bei der Frau von Armagnac, hat es da gut und der Chevalier liebt es sehr. Die Fiennes hat er von ihrer Beständigkeit geheilt, indem er zu ihr sagte: »Fräulein, wir haben einander geliebt und lieben einander nicht mehr; ewige Liebe entspricht weder unserem Alter noch unserem Stande. Dies ist kein Stand, daß wir einander nicht mehr sehen dürften oder einander nichts mehr zu sagen hätten. Keineswegs kehren wir dahin zurück, wo wir vor unserer vertrauten Bekanntschaft waren, wollen Sie? — Sie haben da ein hübsches Hündchen; wer hat es Ihnen gegeben?« — Der Chevalier gehört also mir jetzt an, ohne alle Nebenbuhlerin und wir denken an nichts, als einander das ganze Leben zu lieben.«

»Welches Unternehmen, Gräfin! Wie kann der Chevalier nur daran denken, daß man so liebt! Sie, Sie fangen an . . . «

»Ich mache mir keine Illusionen; die Redensart, »das ganze Leben« hängt von Zufällen, wie von unvorhergesehenen und vorhergesehenen Ereignissen an diesem Hofe ab. Da wir jedoch einander sehr zusagen und glücklich darüber sind, würden wir gern ein Mittel finden, so lang als möglich einander zuzusagen.«

»Das nenne ich verständig reden.«

»Der Prinz liebt den Chevalier von Lothringen sehr.«

Ich verneigte mich zum Zeichen der Zustimmung, denn ich konnte nicht mehr, aber auch nicht weniger thun.

»Glauben Sie nun nicht, daß mein Ansehen und meine Stellung unangreifbar werden würden, wenn der Prinz mich ebenfalls lieben

wollte und wenn ich als Gegenstand seiner Aufmerksamkeit anerkannt wäre. Glauben Sie nicht, daß uns — Sie, der Chevalier und ich im Vereine — nichts besiegen könnte und daß wir allmächtig wären?«

Ich verstand nun, warum man so *offen* mit mir redete und woher diese schöne Freundschaft sich schrieb; ich war auf der Hut und sah wohin sie wollte.

»Warum«, fragte ich, »erzeigen Sie mir die Ehre, mich mit dem Chevalier von Lothringen in Verbindung zu bringen?«

»Und die Prinzessin?« antwortete sie ehrlich. »Sie würde gegen uns seyn, wenn Sie dieselbe nicht bearbeiteten. Sie allein können sie leiten und lenken.«

Es war die zweite Gemahlin des Prinzen, eine Prinzessin von der Pfalz, seit Kurzem erst vermählt und voll Haß gegen den Chevalier von Lothringen. Sie war, wie wir alle, überzeugt, daß er die Gemahlin des Prinzen vergiftet hatte, und sehnte sich keineswegs nach gleichem Schicksale. »Der Mann schwitzte Gift wie wir Wasser«, pflegte sie zu sagen. Der Chevalier wußte das recht wohl, so gut wie die Gräfin Grancey, man wußte auch, daß ich alles über sie vermochte und daß ich sie auf den Wegen leitete, die ihr unbekannt waren, die sie aber mit sehr festem Schritt betrat. Sie war eine ganz andere Frau als die erstere, viel weniger liebenswürdig, viel weniger reizend, aber auch viel besser. Sie war ausdauernd in der Freundschaft und offen, und man wußte, wie man mit ihr daran war. Sie hatte indes auch ihre eigenen Ideen, von denen sie nicht abging, z. B. über den Chevalier, und ich sah kein Mittel, wie das sich ändern ließe. Ich hörte indes die Gräfin an, denn die Intrige interessierte mich.

»Ach ja«, antwortete ich recht unschuldig, »die Prinzessin. Ich darf Ihnen da nicht verschweigen, daß sie . . . «

» . . . eine merkwürdige Abneigung gegen den Chevalier hat, welchen sie noch immer eines Verbrechens fähig hält . . . «

»An dem auch ich nicht zweifle, wie ich Ihnen gestehe.«

»Ach, Madame, welche Verleumdung!«

»Die Sache mag seyn wie sie will, die Prinzessin hält sie für sicher

und ich kann Ihnen sagen, daß sie keine Lust hat, die Tragödie von St. Cloud auch durchzumachen.«

»Unterdessen wird sie die Komödie durchmachen.«

»Frau Herzogin, Sie sind die Freundin der Prinzessin und glauben in die Geheimnisse derselben eingeweiht zu seyn, gleichwohl wissen wir noch mehr.«

»Die Geheimnisse der Prinzessin sind leicht zu errathen.«

»Nicht so sehr, nicht so sehr . . . Fragen Sie doch, mit wen sie heute vor drei Monaten um Mitternacht bei der großen Escade umherging.«

»Um Mitternacht ist die Prinzessin stets in ihrem Bette.«

»An jenem Tage war sie es nichts erinnern Sie sie daran, bitten Sie sie, daß sie sich auch erinnere, so wie, daß die Person, mit der sie ging, ihren Arm hatte.«

»Es war der Prinz!« rief ich erstaunt.

»Es war nicht der Prinz, sondern *dessen Bruder*.«

»Der König!«

»Ja, Herzogin, der König, welcher an diesem Abende eine Unterredung mit seiner Schwägerin hatte, die sie nicht vergessen wird und die ihr Thränen kostete.«

Ich fiel wie aus den Wolken; ich wußte davon gar nichts und entschloß mich zu leugnen, um nichts zu gefährden. Die Gräfin merkte aber, daß die Sache mir auffiel, mit halbem Lächeln nahm sie ein Papier aus der Tasche und reichte mir dasselbe.

»Lesen Sie«,

Ich las: »Wahrhafter Bericht über eine Unterredung zu St. Cloud zwischen zwei hochgestellten Personen, die näher verwandt sind, als ihnen lieb ist.

»Die Dame hat ihre Gemächer um Mitternacht und allein, nur mit einem Kammermädchen aus ihrer Heimat, verlassen, die allein in ihre Geheimnisse eingeweiht ist. Sie ging nach dem Gange zu der großen Cascade, wo sie ein Herr, vor dem sie sich tief verneigte, allein erwartete. Sie schickte die Dienerin fort und der Herr nahm den Arm der Dame.

»Madame«, sagte er, »ich wollte Sie unter vier Augen sehen, weil das was ich Ihnen zu sagen habe, ein tiefes Geheimnis bleiben muß.«

»Seyen Sie überzeugt, daß ich es bewahren werde, Sire.«

»Ich weiß es und es beunruhigt mich nicht, aber ich möchte auch nicht, daß man diese Zusammenkunft nur ahne.«

»Ich stehe Ihnen für Gretchen.«

»Madame, sagen Sie mir, sind Sie glücklich mit meinem Bruder?«

»Die Dame seufzte und antwortete nicht.

»Sie haben also Ursache sich zu beklagen?«

»Nein, Sire, aber auch keine zu loben; hätte ich ihn gekannt, wie ich ihn nun kenne, so würde ich mich nicht mit ihm vermählt haben.«

»Benimmt er sich nicht gut gegen Sie?«

»Das nicht, aber nicht so, wie ich es von ihm erwarten mußte.«

»Sie lieben ihn also nicht?«

»Die Dame zögerte zum zweiten Male verlegen, auffallender noch als das erste Mal; dann aber antwortete sie rasch:

»Nein, nicht wie man in meinem Vaterlande den Gatten liebt, den uns Gott gegeben hat.«

»Madame, ich habe eine Bitte an Sie zu richten.«

»An mich?«

»Ja und nur Sie können Sie erfüllen. Lieben Sie nie einen Andern trotz Ihrer wohlbegründeten Unzufriedenheit. Thun Sie mir das Leid nicht an.«

»Ich habe nicht nöthig, daß man mich an meine Pflicht erinnert.«

»Ich weiß, daß Sie dieselbe kennen und sie auch vollkommen erfüllen werden, aber bisweilen ist die Leidenschaft stärker als wir, ich weiß das aus eigener Erfahrung. Madame, versprechen Sie mir, meinem Bruder nie Veranlassung zu einem Vorwürfe zu geben, versprechen Sie es mir.«

»Ich brauche das nicht zu versprechen; wie können Sie an mir zweifeln?«

»Weil ich Sie liebe, sehr liebe, mehr als Henriette, da Sie besser

und frischer sind.«

»Sire, ich bin nicht schön wie es die Prinzessin Henriette war, im Gegentheile ich bin häßlich und gewöhnlich, ich weiß es wohl. Sie brauchen mir keineswegs Treue zu empfehlen, denn Niemand wird es versuchen, mich darin wankend zu machen.«

»Sie irren, Madame, Sie sind frisch und weiß und man würde Sie sehr nach seinem Geschmacke finden, wenn man es wagte.«

Die Dame antwortete nicht und blieb verlegen stehen. Sie gingen mehrmals in dem Gange hin und her, dann verließ er sie mit einem Handkusse. Die Dame blieb noch einige Augenblicke nach ihm, die Dienerin kam dann wieder zu ihr und sie sagte mit Thränen in den Augen in ihrer deutschen Muttersprache:

»Ach, er weiß wohl, daß ich ihn allein mehr liebe als die ganze übrige Welt zusammen; aber ich würde mich einer Sünde schuldig machen, wenn ich ihm es sagte. Warum ist er nicht mein Gemahl? Warum kann ich ihm mein Herz und meine Gedanken nicht öffnen? Ich fühle, daß ich hier ewig unglücklich sein werde, denn ich werde immer von den schönen Puppen umgeben seyn, die er mir vorzieht, was ich sogar wünschen muß. Warum bin ich nicht mehr in meinem lieben Deutschland?«

Nachdem ich diese Zeilen gelesen hatte, traten mir viele Dinge, die uns bisweilen entgangen waren, deutlich vor die Seele. Ich fühlte, daß man Recht hatte, und daß mein Einfluß aus die Prinzessin nicht so groß sey, als ich geglaubt. Es verdroß mich und stimmte mich rachsüchtig.

»Zeigen Sie dies der Prinzessin, Sie werden sehen, daß sie nicht leugnet, Frau Fürstin, aber deuten Sie ihr zugleich an, daß es mehre Abschriften gibt und der Prinz, der so eifersüchtig auf seine Rechte ist . . . «

»Schon gut; lassen Sie mich nur machen. Ich nehme das Bündnis an und die Prinzessin soll erfahren, daß man mir Rücksichten schuldig ist.

Die Grancey verließ mich und noch denselben Abend hatte ich mit der Prinzessin eine Unterredung, in der ich sie nicht schonte. Sie weinte viel und gestand endlich Alles ein. Sie liebte den König, hatte

ihn von dem ersten Tag ihrer Ankunft an geliebt und nichts, sagte sie, vermöge diesen Eindruck zu verlöschen.

»Ich weiß, wie die bösen Menschen das entdeckt haben, was ich mir selbst verheimliche, aber da sie mein Geheimnis einmal kennen, muß ich schweigen. Ach, wie hasse ich diesen Hof, wo man nicht sein kann, was man ist, ohne sein Glück zu gefährden. Immer muß man da lügen, und ich hatte sonst nie gelogen.

Achtzehntes Kapitel.

Von diesem Tage an geschah im Palais-Royal alles durch die Grancey, den Chevalier und mich. Der Prinz wußte mir meine Verbindung mit seinem Lieblinge Dank und wurde gegen mich wieder wie in unsern schönen Tagen. Das Palais-Royal war ein seltsamer Ort; der gesunde Verstand der Prinzessin herrschte da in den Hauptsachen, aber die kleinen überließ sie unserer Leitung und sie sprach davon nur, wenn sie mußte.

»Frau Fürstin«, sagte sie mir bei solchen Gelegenheiten, »befreien Sie mich von *diesen Menschen*, thun Sie was Sie wollen und erlangen Sie, daß sie mich nicht vergiften. Das ist ein häßlicher Tod und noch häßlicher wäre er, wenn ich ihn von *ihren* Händen erhielte.«

Der Prinz zeigte sich nachgiebig gegen sie, um Freiheit zu erlangen, und da sie ihn nicht liebte, sah sie ihm darin viel nach. In Familienangelegenheiten jedoch zog er sie stets zu Rathe und sie leitete ihn. Ich erinnere mich eines ersten Umstandes in dem Palast Condé's, um dessenwillen dieser den Prinzen zu Rathe zog vor dein Könige, und wenn man der Prinzessin geglaubt hätte, wäre Alles anders geworden.

Herr von Turenne war in die Frau von Coëtquen sehr verliebt, die ihn aber um desselben Chevalier von Lothringen willen hinterging, den sich alle diese Damen streitig machten. Der Held erzählte der Geliebten Alles und diese theilte es ihrem Liebhaber, dieser dem Prinzen mit. So erfuhr er die Reise seiner ersten Gemahlin nach England, die der König ihm so gern geheim halten wollte. Ich sah bei dem Chevalier ein Porträt Turenne's, das sie in einem Armbande hatte und das Frau von Elbeuf nach seinem Tode zurückfordern ließ, aber sie gab es nicht heraus und sagte sie habe es verloren. Nie ist ein Mann mehr genarrt worden, als er von dieser zwar schönen und unterhaltenden, im Ganzen aber dummen und lächerlichen Frau. Ich sehe sie noch im schwarzen Sammtrocke mit schweren Gold- und

Silberstickereien und einem feuerrothen Mantel mit Gold und Silber zu der Königin kommen. Dieser Anzug hatte eine fabelhafte Summe gekostet und als sie ihn an diesem Tage zur Schau getragen, meinte Jedermann, sie sehe wie eine Komödiantin aus, so daß sie ihn nie wieder zu tragen wagte.

Der Chevalier von Lothringen hatte den Grundsatz, Alles sey gut und man dürfe sich mit Niemanden veruneinigen. Er blieb also auf gutem Fuße mit der Coëtquen und dem Prinzen, obgleich die erstere nach dem Tode Turenne's sehr sank, da Jedermann über die Art empört war, wie sie sich sofort tröstete. Sie sahen einander immer; sie kam häufig in das Palais-Royal, wo sie zu herrschen glaubte, brachte Neuigkeiten dahin und sagte ihre Meinung, wenn man sie darnach fragte. Eines Abends kam sie und sagte zu dem Prinzen:

»Ich komme aus dem Hôtel Condé und soll Ihnen eine Frage verlegen.«

»Welche?«

»Der Prinz von Condé fragt, ob Sie ihn sogleich empfangen wollen?«

»Warum zweifelt er daran? Warum läßt er durch Sie anfragen?« sagte der Prinz erstaunt.

»Weil er Sie allein zu sehen wünscht und glaubt, mir würden Sie eine Störung Ihrer gewohnten Weise nachsehen.«

»Es ist also etwas ganz Ungewöhnliches?«

»Etwas sehr Ungewöhnliches!«

»So müssen wir ihn holen lassen.«

»Das ist nicht nöthig; der Prinz von Condé wartet bereits in Ihrem Kabinett.«

»Warum sagten Sie mir das nicht sogleich?«

Der Prinz ging fort und wir umringten die Neuigkeitsbringerin, die sich anfangs bitten ließ, ehe sie ihren Sack ausschüttete, obgleich sie vor Verlangen brannte, zu erzählen. Es war Folgendes geschehen:

»Die Prinzessin von Condé, Fräulein von Maillé-Brézé, Nichte des Cardinals Richelieu, wurde dem Prinzen fast mit Gewalt in einer Zeit

aufgedrungen, als er in Fräulein von Vigeau verliebt war. Er konnte sie auch nie leiden, mit Recht. Sie war weder hübsch noch liebenswürdig, fand aber doch Liebhaber und nahm sie an. So lange sie jung war, waren es Stutzerchen, als sie älter wurde, zog sie Diener und Pagen vor und es wurde eine Schande und kam unter den Dienstleuten herum. Man sah sie nur bei seltenen Gelegenheiten, wo sie der König kalt behandelte; er erinnerte sich der Zeit der Fronde, wo sie ihm Bordeaux nahm.

Eines Tages, an eben dem, als Frau von Coëtquen kam, hatte sie seit einiger Zeit Zuneigung zu einem ihrer Diener Namens Duval, der einem Pagen aus sehr gutem Hause folgte, einem kleinen Rabutin, Vetter Bussy's und der Frau von Sevigné.«

Auch als der Rabutin außer dem Hause war, besuchte er sie oft. Als er an jenem Tage in ihr Zimmer trat, fand er Duval, der da den Sultan spielte. Die Prinzessin nahm es nicht übel; ihr gefiel die Eifersucht. Man muß tief gefallen seyn, wenn man sich über die Eifersucht eines Lakeien freuen soll. Ich meinesteils danke dem Himmel, daß ich sterbe, ehe ich weiß, ob auch ich so tief sinken könnte.

Duval hatte es sehr ungern gesehen, daß Rabutin so ohne Weiteres hatte eintreten dürfen und erlaubte sich einige Freiheiten, die sich die Prinzessin gefallen ließ. Rabutin hielt sich zurück; es that ihm leid, daß seine Gönnerin dergleichen dulde, diese aber sagte:

»Sie sehen ja recht betrübt aus, Kind, und antworten auf unsere Späße gar nicht.«

»Ich verstehe sie nicht.«

»Der junge Herr ist zu verständig für uns«, sagte Duval.

»Dann muß Rabutin sich sehr geändert haben.«

»Seit ich dies Haus verlassen habe.«

»Ich wollte doch, er wäre noch da; damals war er lustiger.«

»Sie können ihn immer wieder nehmen, ich habe nichts dagegen.«

Rabutin hörte diese Worte und zog in Unwillen den Degen, um den frechen Burschen zu züchtigen. Duval wagte den seinigen zu

ziehen! Es sollte Blut fließen, da trat die Prinzessin zwischen Beide und der ungeschickte Lakei, der die Waffe nicht zu handhaben wußte, verletzte sie an der Brust, jedoch nur leicht. Man kann sich denken, welches Geschrei im Hause entstand. Die Prinzessin schrie anfangs wie besessen. Als Rabutin Leute kommen sah, flüchtete er, da er bei der Prinzessin von Condé nicht mit dem Degen in der Hand ergriffen werden mochte, und er ist jetzt im Auslande, wie es scheint auf dem Wege sein Glück zu machen.

Duval wurde verhaftet und man machte ihm später den Prozeß; aber während des größten Aufruhrs im Hause kam der Prinz, dem man nichts verbergen konnte. Er gerieth außer sich und mißhandelte seine Frau, statt sie zu beklagen, die vor Furcht oder Schlaf auf ihrem Bette ohnmächtig wurde. Er schwur Genugthuung zu erlangen, das Maß sey übertoll. Sie antwortete mit Thränen und sagte:

»Wenn Sie für mich ein Gatte hätten seyn wollen, würde ich eine gute Frau gewesen seyn.«

Aber auf solche Gründe hören die Männer nicht. Der Prinz wurde immer heftiger, sagte seinen Leuten, er würde sie einsperren lassen und sogleich den König um die Erlaubnis dazu ersuchen, der die ehemalige Anhängerin der Fronde nicht leiden könne.

Endlich kam der Prinz von Condé zu dem Prinzen, Bruder des Königs, erzählte was geschehen und setzte hinzu:

»Ich schicke sie mit kleinem Gefolge auf eines meiner Schlösser, nicht wahr?«

»Sie fragen mich um *Rath*?«

»Allerdings; ehe ich zum König gehe, wollte ich Ihnen Alles sagen.«

»Wir wollen meine Frau rufen; sie ist die Klügste unter uns allen.«

»Wird sie mit der Monaco kommen?«

»Die Monaco verdirbt nichts; sie sind Beide so gescheit, daß ich mich oft verwundere.«

Der Herzog, der Sohn des Prinzen von Condé, war der Liebhaber der Frau von Marcy, Schwester der Grancey, was uns gut zusammen stellte. Der Prinz hatte nichts dagegen und wir wurden

gerufen.

Die Prinzessin hörte Alles mit ihrer deutschen Ruhe an und schimpfte nicht über Neigungen, die sie nicht theilte. Als der Prinz von Condé geendet hatte, sah sie mich an und fragte:

»Was meinen Sie?«

»Ich warte auf die Entscheidung Ew. königlichen Hoheit.«

»So habe ich mich auszusprechen, aber ich bin doch überzeugt, daß mein Herr Vetter nur nach seinem Willen handeln wird. War Jemand zugegen?«

»Niemand.«

»Rabutin ist auf der Flucht?«

»Ja.«

»Wo ist Duval?«

»In seinem Zimmer, aber bewacht.«

»Hat er gesprochen?«

»Nein.«

»Niemand hat außerdem etwas gesehen oder gehört?«

»Niemand.«

»Dann bleibt Ihnen nur Eines zu thun. Kehren Sie in Ihr Haus zurück, sprechen Sie sich mit Ihrer Gemahlin aus wie Sie wollen, behandeln Sie dieselbe nach Ihrem Belieben, unter vier Augen, es steht Ihnen zu, ich billige es und würde es auch thun; dann nehmen Sie den Duval und schicken Sie ihn fort, recht weit, damit er nicht zurück komme. In dem Hause sprechen Sie sich nicht aus, behandeln Sie Ihre Gemahlin öffentlich wie vorher; sagen Sie dem Könige nichts, schlagen Sie nicht Lärm. Es kennen den ärgerlichen Vorfall wenige Personen; wenn Sie ihn bekannt werden lassen, machen Sie einander zum Gespött Europas. Retten Sie die Zukunft durch einige Aufsicht und vergessen Sie die Vergangenheit, die nicht zu ändern ist. Das ist meine Meinung; ist es die Ihrige?«

»Und die Ihrige, Frau von Monaco?«

»Ganz und gar.«

Der Prinz aber gehörte zu den Leuten, die um Rath fragen, um ihn nicht zu befolgen. Er war übrigens zu sehr gereizt, zu sehr

gedemütigt, daß er nichts sprach, fortging und erklärte, alles wohl erwogen, werde er doch den König um die Erlaubnis bitten zu handeln.

»Wenn der König nicht durch seinen alten Haß geblendet wäre, würde er sie Ihnen versagen.«

Der König versagte sie nicht und die Prinzessin von Condé wurde nach Chateauroux geschickt, wo sie ohne Zweifel noch ist, ohne daß Jemand sie sieht, mit geringer Dienerschaft und zwar nur Frauen und alten Männern. Der Prinz ist unerbittlich und sein Sohn, der Herzog, noch weit mehr, so daß es wahrscheinlich noch lange so bleibt.

Die Prinzessin hatte sich nicht geirrt. Der Hof und der Staat lachten über das Abenteuer, man sprach in ganz Frankreich davon, man machte Lieder darauf, Bilder und Spöttereien aller Art.

Duval kam aus die Galeeren; Rabutin trat in die Dienste des Kaisers, schlug sich gegen die Türken und gelangte in wenigen Jahren zu einem Vermögen, das er hier gewiß nicht gefunden hätte. Mein Vater erzählte mir kürzlich, eine Reichsgräfin habe sich in den Abenteuerer verliebt und er werde sie gewiß heirathen. So wird eine und dieselbe Sache, die den Einen ins Unglück stürzt, für den Andern zum Glücke.

Der arme Olonne war gerade zu Tisch in dem Palaste Nevers, als man eines Tages diese Geschichte mit Ausschmückungen erzählte, und da erschien Courcelles Herr von La Rochefoucauld war bei mir und sagte:

»Diese beiden Männer halten es in diesem Zimmer nicht beieinander aus.«

Ich lachte darüber; Courcelles ging fort, der kleine Coulanges rief ihn aber zurück und sagte:

»Herr von Courcelles und Herr von Olonne sind die beiden kompetentesten Männer in solchen Dingen. Sie wollen wir um ihre Meinung fragen.«

»Einer mehr, Einer weniger, — was schadet das?« sagte Olonne.
»Der Prinz war daran gewöhnt.«

»Und Sie, Courcelles?«

»Ich bin für den Prozeß.«

Beide sagten, wie sie handelten; urtheilt man nicht immer nach sich?

Der arme Olonne! Als er im Sterben lag, erzählte mein Vater, und es kam der Geistliche, flüsterte er der Wärterin zu, sie möge ihm sagen, wie der Geistliche heiße.

»Hornemann.«

»Ach«, sagte er da, »warum nicht ein anderer? Soll ich denn bis an mein Ende mit Hörnern geplagt werden?«

Neunzehntes Kapitel.

Die Grancey hatte so große Gewalt über den Prinzen, daß sie sich Alles erlauben konnte und ihn sogar dahin brachte, dem Könige zu trotzen, wie man sehen wird. Fräulein von La Mothe-Haudancourt, dieselbe, welche die Frau von Soissons dem Könige statt der La Valière hatte geben wollen und für die man so schöne Briefe schrieb, heirathete den Herzog von Ventadour, welcher der häßlichste Affe war, buckelig, schielig, boshaft wie ein Esel, ausschweifend im höchsten Grade, kurz die Pest der betrogenen Ehemänner. Auch stach die junge schöne Herzogin allen jungen Männern in die Augen und man gründete Hoffnungen auf sie, die sie allerdings auch nicht hat zu Schanden werden lassen. Mein Vater sagte ihr am Tage nach ihrer Hochzeit, als sie in ihrem Bette lag und ganz Frankreich empfing:

»Alle jungen Männer sind entzückt und mit Recht. Es läßt sich nicht erwarten, daß Sie Andern versagen, was Sie dem Herrn von Ventadour bewilligen.«

»Ach ja«, entgegnete Benserade, »ich möchte die Mutter, die Tante, die Freundin sehen, welche eine Frau der Art dafür schälte, daß sie ihren Mann haßte und einen Liebhaber hätte; *die* müßte gut aussehen.«

»Sie haben Recht«, fiel ich ein, »es gibt da einen schlimmen Augenblick für eine so schöne Person!«

»Ja, Frau Fürstin; sonst sagte ich, ich könne mich nur zufrieden gehen, daß ich Armagnac mit seiner großen Schönheit nicht sey, weil ich auch St. Heron mit seiner Häßlichkeit nicht sey; jetzt nehme ich das zurück, denn die Häßlichen scheinen auch ihre guten Stunden zu haben.«

Der Häßliche wollte Vorsichtsmaßregeln brauchen; er fand in seinem schmutzigen Geschmacke auch ein Mittel und die Liebhaber entfernten sich; nach dem Ausdrücke der Frau von Cornuel stellte er einen tüchtigen Schweizer an seine Thür.

Ich weiß, daß er durch's Warten nichts verloren hat, aber er hat doch gewartet, und das war mehr als man annehmen konnte.

Zu der Hochzeit der Frau von Ventadour kamen wir, ich und die Nevers, in dem Kopfputze von der Marlin, welchen wir in die Mode gebracht haben und von dem man so viel gesprochen hat. Sie hatte uns das Haar verschnitten und natürlich gelockt, was einen hübschen Kopf gab, schön für jugendliche Gesichter, lächerlich für alte. Wir freuten uns, denn wir waren in Voraus überzeugt, daß man uns nachahmen würde, was denn auch geschah. Man nannte den Kopfputz Nurluberlu und zwar gab ihm mein Vater diesen Namen, indem er mich verspottete.

Die Damen wurden wie toll. Sie ließen sich Papilloten setzen und ruhten dann aus, wie nach einer Operation; denn in den ersten Nächten litt man Höllenschmerzen davon. Man schnitt das Haar ab, theilte es in runde Locken über einander, brachte Bänder wie gewöhnlich darin an und eine große Schleife, welche bis auf die Brust herunter fiel. Die ältlichen Frauen sahen unglaublich darin aus, wie auch die häßlichen.

Die Königin selbst folgte dem Beispiele, aber sie wollte es bei sich nicht als Nachahmung gelten lassen. »Ich habe mir das Haar abschneiden lassen«, sagte sie, »weil es dem König so besser gefällt.«

Wir hatten eine wahre Revolution bewirkt. Frau von Soubise wollte vor Ärger sterben, weil sie wegen des Zustandes ihrer Zähne das Haar nicht abschneiden konnte und sie schämte sich, denn Niemand wagte es mehr mit den ehemaligen Locken sich zu zeigen. (Das ist denn die Entstehung der Anglaises und des Haarputzes à la Sevigné.)

Der Herzog war für unsern Kopfputz und stand uns im Anfange bei, ihn zu vertheidigen. Er war in die Frau von Marcy so verliebt, daß er sie nach Dijon kommen und die Kanonen abfeuern ließ, als sie erschien. Seine Eifersucht dabei überstieg alle Grenzen.

Er wollte eine Jagd für uns veranstalten, die Gräfin von Soissons, die Frau von Coëtquen und Bordeaux, mich und mehrere Herrn, wie den Chevalier von Lothringen und den Herzog von Monmouth, den

natürlichen Sohn des Königs Carl II., von dem ich sogleich werde sprechen müssen. Es war in der Fastenzeit und Sonnabends wir aßen nach der Jagd in St. Maux die schönsten Seefische und dann begaben wir uns in ein Häuschen in der Nähe des Palastes Condé, wo wir, als es Mitternacht geschlagen hatte, ein Medianoche von dem vortrefflichsten Fleische hatten, ferner Musik, Blumen und Alles was zur Unterhaltung beitragen konnte.

Die Herzogin kam nicht, es war sogar von ihr nicht die Rede, was die Frommen empörte und uns alle Unwetter zuzog, zumal da es der Palmsonntag war, an welchem durchaus kein Fleisch genossen werden soll. Unser Kopfputz wurde dabei unter Champagner und Burgunder eingeweiht und wir kamen erst am hellen Tage nach Hause.

Der König hörte von der sogenannten Orgie, er nahm die Sache ernst und schalt den Herzog wie alle Damen, mich ausgenommen, da er damals mit mir kein Wort sprach.

Der Bruder des Königs sah die Grancey in Thränen zurückkommen, erzürnte sich, wollte von nichts hören, ließ anspannen, fuhr nach Hofe, begab sich geradenwegs in das Kabinett des Königs und fragte ihn, warum er seine Freundinnen beleidige. Der König staunte, als er seinen sonst so demüthigen Bruder in solchem Zustande sah, blieb indes geduldig, beruhigte ihn durch Versprechungen und entließ ihn endlich fast befriedigt.

Die Schwester der Prinzessin, Maria von Gonzaga, vermählte sich mit dem Könige von Polen, der sie durch eine schöne und seltsame Gesandtschaft abholen ließ. Vor der Heirath hatte es ihr an Liebhabern nicht gefehlt; erst hatte sie Le Grand, dann den armen Cinq-Mars, später im Geheimen und Vertraulichen den Prinzen, welcher jetzt der große Condé ist, der seine Frau einsperren ließ. Sie hatte von ihm eine Tochter und es war nicht leicht, dies zu verbergen. Endlich heuchelte die Frau von Arquien eine Schwangerschaft und nahm jene Tochter des Prinzen zu sich, der sie reich ausstattete.

Sobieski fand Marien, die sogenannte Tochter der Frau von Arquien, höchst wünschbar und sie schien ihn auch nicht ungern zu

haben.

Bei den Schlittenfahrten, welche Marie von Arquien sehr liebte, die sich mit ihrer angeblichen Mutter an dein polnischen Hofe befand, stritt man mit dem Degen um die Ehre sie zu fahren.

Eines Abends beim Ball gestand ihr Sobieski seine Gefühle; sie hörte ihn mit niedergeschlagenen Augen an, ohne zu antworten.

Er kam traurig und niedergeschlagen nach Hause; die Königin hatte ihre *Pathe* Marie zu sich berufen und seit dem kam sie nicht mehr von ihr. Ohne Zweifel verbot sie ihr, ihn anzuhören, da ein Mächtigerer ihre Hand erhalten sollte. Von diesem Tage an trennte sie in der That Alles. Es war nicht möglich ein Wort an sie zu richten und die Königin behandelte ihn mit ungewöhnlicher Strenge; sie antwortete ihm kaum. Der unglückliche junge Mann war so traurig, daß er nach Ungarn gehen wollte, gegen die Türken, um da den Tod zu suchen.

Der Frühling kam, das Eis schwand, die Bäume knospeten wieder und die Blumen erschienen. Es gab Feste, aber Sobieski nahm nicht Theil daran. Er zog sich auf eines seiner Schlösser zurück, denn er wollte von seinen Nebenbuhlern nicht mehr sagen hören, wie schön Marie sey. Eines Morgens im schönsten Frühling befand er sich an einem Bach in seinem Park und sah ein Paar Frauen in der Tracht litauischer Bäuerinnen, aber von Samt und Seide, auf sich zukommen. Er erkannte sie nicht und ging an ihnen vorüber, ohne sie anzureden, so unglücklich war er. Die Eine redete ihn an und sagte:

»Schöner Eremit, da Sie sich am Hofe nicht mehr zeigen, so kommen wir zu Ihnen auf das Land. Sie werden uns doch nicht fortschicken?«

Er konnte seinen Augen nicht trauen: es war die Königin und Marie; der ganze Hof hatte sich hinter den Bäumen versteckt und zeigte sich auf einen Wink der Königin. Alle waren als Schäfer und Schäferinnen gekleidet. Sobieski glaubte zu träumen und fand keine Worte.

»Sie sind der Bescheidenste der Gehorsamste und der Ausdauerndste; nach der Prüfung, die Sie glücklich bestanden,

sollen Sie auch der Glückliche seyn«, sagte die Königin, »da bringe ich Ihnen Ihre Frau.«

Die Hochzeit wurde in dem Schlosse gefeiert, wo der Hof mehre Wochen bei Sobieski blieb. Die Polen haben nicht die Etikette wie wir, da ihr König gewählt wird und Jeder es werden kann. Übrigens sind diese polnischen Herren sehr reich und prachtliebend.

Nach dem Tode des Gemahls der Gonzaga gebrauchte der König auf Bitten der Schwester derselben seinen Einfluß für Sobieski, und so ist die angebliche Marie von Arquien jetzt Königin von Polen. Ihre sogenannte Schwester heirathete Herrn von Prethune, der Gesandter da ist.

Zwanzigstes Kapitel.

Während ich im Norden bin, will ich gleich noch eine Geschichte erzählen, mit der man sich am Hofe wenig beschäftigte, deren Einzelheiten ich aber sämtlich aus dem Munde der Prinzessin selbst habe, weil es sich um ihre Familie und einen Liebling von ihr handelte, die Fürstin von Tarent, geborene Prinzessin Amalie von Hessen, welche ohne ihren Eigensinn in der Hugenotterie leicht meine Stelle hätte einnehmen können. Der König wollte sie neben seiner Schwägerin nicht dulden, zum großen Verdruß Beider. Sie plauderten so gern deutsch mit einander und ließen sich deutsche Gerichte bereiten.

In der Gesellschaft war das Gerücht verbreitet, ich stehe nicht mehr so gut wie sonst mit der Prinzessin, weil sie mir eine Galanterie des Chevalier von Lothringen entdeckt habe und nun vermuthete man Allerlei. Die Sache ist, daß die Fürstin von Tarent es für zweckgemäß gehalten hatte, die Prinzessin über das was neben ihr vorgehe und was sie dulde, *aufzuklären*, wie sie sich ausdrückte. Die Prinzessin schmolte mit mir, ohne daß sie etwas zu sagen wagte, aber ich war so klug mich ihr unentbehrlich zu machen, indem ich sie mit dem Prinzen veruneinigte, und dann wieder aussöhnte, was ich allein vermochte. Sie mußte also wiederkommen und mir Alles erzählen. Ich ließ es der Tarent entgelten, nicht in Gegenwart der Prinzessin, die es nicht duldete, aber sonst. Ich behandelte sie ziemlich derb und ließ sie nicht außer den gewöhnlichen Stunden und nicht ohne ausdrücklichen Befehl der Prinzessin ein, kurz ich setzte mich so fest, daß sie den Platz räumte und sich nach Bitte in der Bretagne begab, wo sie ein Jahr blieb, ohne sich wieder sehen zu lassen. An demselben Tage gingen wir der Unterhaltung wegen inkognito in den Straßen und in den Tuilerien umher, die Prinzessin und ich mit Hacqueville, dem Galan meiner Schwester. Sie war ganz entzückt und als das der König erfuhr, und seine Verwunderung, ja seine Unzufriedenheit fast aussprach, antwortete sie:

»Sire, wenn man nicht zu Galanterien geneigt ist wie ich, kann man wohl einmal seine Würde vergessen. Man weiß, daß ich nichts Böses thue und wird mich sicherlich entschuldigen, mehr als viele Andere, die ihre Sessel kaum verlassen, sich aber zu entschädigen wissen.«

Jene Tarent hatte eine Tochter, Frau von La Tremouille, die sie nach Dänemark geschickt hatte, denn der König und die Königin waren nahe mit ihr verwandt. Bei diesem Hofe hatte sie ein sehr romanhaftes Abenteuer, das sie der Prinzessin in einem Briefe ausführlich beschrieb, den ich gelesen habe. Sehr wenige Personen kennen es, denn an dem Hofe beschäftigt man sich bloß mit dem, was man sieht und was man brauchen kann.

Fräulein von La Tremouille wurde nach Kopenhagen gesendet; sie war sehr schön und liebenswürdig. Sie suchte keinen Mann dort, fand aber mehr als sie wollte, wie es den jungen, reichen Mädchen aus großer Familie nie fehlt. In Frankreich hatte sie mehre Jahre vorher einen Bruder des Königs, einen Prinzen Christian gesehen, der ein schöner galanter Mann war und der sich gleich bei ihrer Ankunft leidenschaftlich in sie verliebte.

Eine Heirath war in jeder Hinsicht passend. Die Königin bemerkte diese Neigung, sprach darüber mit ihrer Cousine, die sie nicht gleichgültig dafür fand, und freute sich schon, sie bei sich zu behalten. Gott oder der Böse wollten es anders.

In jedem Lande gibt es Günstlinge; der König von Dänemark hatte einen, der aller Romane würdig war. Er hieß Schuhmacher, war der Sohn eines Weinhändlers und brachte es durch seine Talente und Verdienste bis zum Grafen Griffenfeld und Großkanzler von Dänemark und Norwegen. Der König sah nur durch die Augen dieses Mannes, und die Königin, die sich seinem Einflusse auch nicht entziehen konnte, wollte ihn mit der Tochter des Herzogs von Holstein-Angustenburg verheirathen. Man nannte ihn den nordischen Richelieu.

Als die Prinzessin von La Tremouille in Kopenhagen ankam, war auch die Prinzessin von Holstein dahin auf dem Wege; kaum aber hatte Griffenfeld die Erstere gesehen, als sich so leidenschaftlich in

sie verliebte, wie der, Prinz ist Christian und sofort an den Prinzen von Holstein schrieb, daß er die Ehre einer Vermählung mit der Prinzessin Tochter derselben aufbe. Man denke!

Die beiden Verliebten traten nun als Nebenbuhler gegen einander auf. Griffenfeld hatte für sich sein Ansehen, Prinz Christian aber das Herz der Prinzessin. Als die Königin, gestützt auf das Geständnis ihrer Cousine, zu dem Könige ging, um mit ihm über die gewünschte Heirath zu sprechen, wunderte sie sich eine abwehrende Antwort zu erhalten, denn Griffenfeld hatte bis dahin gegen Niemand etwas geäußert und seine Liebe geheim gehalten, nur der König war sein Vertrauter. Seine Herrschaft über denselben ging so weit, daß er ihn vermochte, seine Ablehnung der Prinzessin von Holstein gut zu heißen mit allem was daraus folgen müßte.

»Mein Bruder«, sagte der König zu der Königin, »wird die Prinzessin Amalie nicht heirathen; ich habe mit beiden andere Absichten. Mein Bruder wird sich mit einer Prinzessin unseres Hauses vermählen; um die Hand der Prinzessin Amalie ersucht mich der erste und ausgezeichnetste Mann meines Reiches, dem ich viel Dank schuldig bin und dessen Dienste ich belohnen möchte; ich kann sie ihm nicht versagen.«

»Aber, Majestät«, antwortete die Königin, »Sie können über die Tremouille nicht verfügen, sie gehört nicht zu Ihren Unterthanen.«

»Sie wird sich durch die Liebe bestimmen lassen, die sie einflößt, durch die Talente, den Muth und das unbestreitbare Verdienst Griffenfeld's. Übrigens kommt es mir nicht in den Sinn sie zu zwingen, das würde er selbst nicht zugeben; er wünschte sie durch sich selbst und sie allein zu erhalten; dabei will ich ihm behilflich seyn, weiter nichts.«

Von diesem Augenblicke an war das Leben der Prinzessin äußerst bewegt. Der Hof zerfiel in zwei Parteien. Der König war für Griffenfeld, die Königin für den Prinzen Christian; beide hatten ihre Anhänger und Gehilfen und es gab Intrigen aller Art. Die Prinzessin sah Christian in den Gemächern der Königin ohne Vorwissen des Königs, der es nicht geduldet haben würde. Sie hatten die zärtlichsten und rührendsten Unterredungen mit einander; denn je

mehr man sich bemühte sie zu trennen, desto mehr liebten sie einander, nach der alten Regel. Die Königin weinte mit ihnen über ihr Unglück; der Prinz wollte Griffenfeld fordern und umbringen, die Prinzessin aber verbot es ihm im Namen ihrer Ruhe. Es war herzbrechend.

Eines Morgens erhielt Prinz Christian den bestimmten Befehl, zur Inspektion der Armee abzugehen. Er wollte sich sträuben, aber sein Bruder erklärte, er werde ihn aus die Festung bringen lassen, wenn er ungehorsam zu seyn wage. Aus der Festung kommt man weniger leicht wieder heraus, wie von einer Inspektion zurück; der Prinz reiste also ab.

Am andern Tage wurde seine Verlobung bekannt gemacht. Die Prinzessin hörte davon, als sie zum Könige kam und wurde ohnmächtig. Die Königin, die gleichzeitig erschien, führte sie hinweg und der Hof war verlegen. Sobald die Prinzessin sich ein wenig erholt hatte, begab sie sich, ohne auf Vorstellungen zu hören, wieder zu dem Könige, der sie auf ihren Wunsch allein in seinem Kabinette empfing. »Sire«, sagte sie zu ihm, »Ew. Majestät kennt meine Gefühle, die ich kein Geheimnis habe seyn lassen; auch der Prinz, Ihr Bruder, hat die seinigen ausgesprochen. Ihre Weigerung, in unsere Verbindung zu willigen, und Ihr Eigensinn, mich zu einer andern zu bringen, schreiben mir meine Pflicht vor. Ich bitte also um die Erlaubnis zu meiner Mutter zurückkehren zu dürfen, der ich Rechenschaft von meinem Verhalten geben werde.«

»Das kann nicht geschehen«, antwortete der König, »das ist unmöglich; Sie denken nicht im Ernst daran, uns zu verlassen.«

»Ich muß es, Sire; mein Bleiben ist nicht mehr hier, Sie versagen mir die Ehre einer Verbindung mit Ihrem Hause.«

»Weil ich wünsche, daß Sie mehr seyn sollen . . . Ich gebe Sie meinem Freunde, dem Manne, der mir der theuerste ist, dem willigsten, besten, edelsten Menschen.«

»Sire, das Haus Hessen und das Haus Tremouille können sich nicht mit dem Sohne eines Weinhändlers verschwägern.«

»Sie sind stolz, Prinzessin, stolzer als ich; ich hatte ihn mit der Tochter des Herzogs von Holstein verlobt, die ihn nicht zurückwies.

Ein Held kann nach jedem Lohne streben.«

»Von Ihrer Seite vielleicht, Sire; ich bin ihm nichts schuldig, ich verdanke ihm nichts als die Verfolgung, unter der ich leide, und ich kann ihn nur hassen. Lassen Sie mich also abreisen.«

Der König willigte nicht ein, die Königin weinte laut und erklärte, sie könne ohne ihre liebe Cousine nicht leben. Griffenfeld wagte es nicht vor ihr zu erscheinen, aber er überhäufte sie mit aller erdenklichen Aufmerksamkeit, und Couriere, die nach allen Richtungen ausgesandt waren, brachten ihr die herrlichsten Blumen, die kostbarsten Früchte. Es kamen die prächtigsten Anzüge aus Paris. Ehe sie einen Wunsch sich gebildet hatte, war er erfüllt; es ging zu wie in Feenmärchen. Die Undankbare ließ sich nicht erweichen, nicht weil der Graf alt oder unangenehm gewesen, er war im Gegentheil jung, schön und angenehm, aber — er war kein geborener Edelmann, und wenn sie nur daran dachte, wurde sie schon ohnmächtig.

Es kam die Zeit, daß der Krieg den König und das Heer gegen die Schweden rief. Der Graf reiste ab, entschlossen so viel Ruhm zu gewinnen, daß seine Unempfindliche nicht länger widerstehen könne. »Prinzessin«, sagte er beim Abschiede, »ich sehe wie Sie mich behandeln, aber Ihre Achtung sollen Sie mir nicht versagen können.«

Sie antwortete ihm nur durch Thränen, für die sie noch denselben Abend durch das Wiedersehen Christians bei der Königin entschädigt wurde. Er kam in Verkleidung, um sich von ihrer treuen Beständigkeit zu überzeugen und ihr zu schwören, daß nichts sie von ihm zu trennen vermöge und daß der Wille seines Bruders nicht im Stande sey, sein Schicksal zu bestimmen.

Die Königin, welche beide liebte, behielt sie fast die ganze Nacht bei sich, ohne daß Jemand davon hörte bis auf eine sehr treue Dienerin. Am andern Tage reiste er wieder ab. Er und Griffenfeld thaten um die Wette Wunder der Tapferkeit, nur damit *sie* davon höre; das Gerücht trug ihr alle Tage ihren Namen zu. Der Graf that noch mehr; die Couriere brachten ihm »aus Versehen« die für die Prinzessin bestimmten Briefe, und er schickte sie ihr mit

Entschuldigungen zu, nur um Gelegenheit zu haben an sie zu schreiben. Die Königin ging später zu dem Könige, die Prinzessin begleitete sie und dies feuerte die Nebenbuhler noch mehr an. Nichts half; die Prinzessin wollte immer nichts als abreisen, oder Christian heirathen; den unglücklichen Grafen würdigte sie keines Blickes.

Er wurde es endlich müde. Er wollte sie um jeden Preis haben und fing an, den Prinzen Christian bei dem Könige zu verleumden und ihm verbrecherische Absichten zuzuschreiben, die dieser gewiß nicht hatte; ehe er aber weiter ging, wollte er die Prinzessin von seinem Entschlusse benachrichtigen. Es war eine gewisse Ehrenhaftigkeit. Da sie ihm stets auswich, so trat er bei einem Maskenball zu ihr, als sie träumerisch hinter einem Vorhange stand.

»Prinzessin«, sagte er, »Ihre Härte treibt mich zum Äußersten; ich bin entschlossen, Sie zu erlangen oder das Leben zu verlieren. Ich werde also meinen Kopf wagen um Ihretwillen, aber vorher erkläre ich, daß Sie so lange ich lebe, die Gemahlin des Prinzen nicht werden. Mehr noch als mein Leben werde ich opfern, meine Ehre, meinen Ruhm, aber gleichviel, wenn ich nach allen diesen Opfern als Lohn nur Ihr Lächeln erhalte.«

»Sie irren sich«, antwortete sie kalt, »das ist nicht der Weg zu meinem Herzen, denn wenn Sie Ihren Ruhm und Ihre Ehre verloren haben, — was bleibt Ihnen?«

Sie drehte ihm zornig den Rücken zu und verbot ihm, sie jemals wieder anzureden. Er ging geraden Weges zum Könige und zeigte ihm an, der Prinz Christian habe ein schändliches Komplott angezettelt, sich der Krone zu bemächtigen, um die Prinzessin heirathen zu können. Er gewann Zeugen, ließ falsche Briefe schreiben, kurz erlangte, daß der Prinz gänzlich in Ungnade fiel, in die Verbannung geschickt und so von der Prinzessin getrennt wurde.

»Sie haben es gewollt Prinzessin«, sagte er zu ihr, als er sie in Thränen sah; »klagen Sie sich selbst an.«

»Die Königin und ich werden dem Könige Ihre Schändlichkeit berichten und nicht dulden, daß ein Unschuldiger leide.«

»Prinzessin, ich habe weit mehr gethan; jetzt fürchte ich Niemand

mehr . . . der Handschuh ist hingeworfen.«
Er war es in der That.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Dieser Griffenfeld war ein Mensch in der Art wie Biaritz mit gewaltigen Leidenschaften, ein Mann, der im Stande gewesen wäre, eines geliebten Gegenstandes wegen die Welt in Trümmer zu schlagen. Der König, unser König ist der Schiedsrichter in Europa; *seine* Unterstützung suchte er zu erlangen; er schrieb deshalb im Geheimen an ihn und verkaufte ihm gewissermaßen Dänemark unter der Bedingung, daß er dafür die Hand der Prinzessin von La Tremouille erhalte.

Der König ging darauf ein, ohne sich bitten zu lassen. Alles stand aufs Beste . . . er hatte bereits seine Schwägerin ersucht, sich für die Sache zu interessieren und eigenhändig an die Fürstin von Tarent geschrieben, daß er die Heirath sehr gern sehen werde, als die Katastrophe eintrat.

Ein ungetreuer Diener verrieth Griffenfeld um einen Lohn, brachte dem Könige den Beweis des Verrathes und nöthigte dadurch die Liebe und Dankbarkeit des Königs zum Schweigen. Griffenfeld wurde verhaftet. Im Gefängnis gestand er sofort Alles und er behielt bei seinem Verrathe viel Edles. Er schrieb an den König einen Brief, den ich für ein Muster der Aufrichtigkeit halte:

»Sire,

»Ich habe Ew. Majestät verrathen, ich verdient den Tod und bitte weder um Mitleid noch um Gnade; ich bin schuldig, strafen Sie mich. Ich habe den Prinzen, Ihren Bruder, verleumdet, ich that alles das, Sire, und ich hätte noch mehr gethan, wenn ich geglaubt damit den Preis zu gewinnen, nach dem ich strebte. Ich werde nicht zu feigen Ausreden meine Zuflucht nehmen, um mich zu entschuldigen; was ich gethan habe, that ich mit Absicht und in einem Gefühle, dem ich noch mehr geopfert haben würde, wenn ich etwas Heiligeres gehabt hätte, als die Ehre und das Vertrauen Ew. Majestät. Ich unterwerfe mich der Strafe, ich bitte

um die Strafe, die mir gebührt, aber ich beschwöre Sie, hassen Sie mich nicht, verachten Sie mich nicht, denn meine Achtung und Ergebenheit für Ew. Majestät sind völlig unabhängig von meinem Verrathe. Ich werde sterben und schätze mich deshalb glücklich; mein entehrtes Leben kann Niemanden mehr angeboten werden; wäre mein Unternehmen gelungen, so würde ich ein Held seyn; es mißlang und ich bin ein Verbrecher; der Erfolg ist Alles.»

Der König oder vielmehr das oberste Gericht verurtheilte ihn zum Verluste seines Vermögens, seiner Länder, seiner Titel und zur Enthauptung. Die Prinzessin war zum Glück dieser Schande entgangen. Er schrieb ihr einen Brief, den sie zu lesen sich weigerte, obwohl es das letzte Lebewohl eines Sterbenden war; sie haßte ihn unbeschreiblich.

Ganz Dänemark trauerte, denn man liebte ihn. Viele Städte sandten Deputationen, um den König um seine Begnadigung zu bitten, die er gar gern gewährt hätte. Er empfing die Deputationen sehr wohlwollend, antwortete aber immer:

»Mir thut es mehr leid noch als Euch, aber die Gerechtigkeit muß ihren Lauf haben.«

Am Tage, an welchem seine Hinrichtung erfolgen sollte, ließ er einen ehemaligen Freund rufen und diktierte ihm seinen letzten Willen:

»Sie werden zu der Prinzessin gehen und ihr sagen, daß ich um ihretwillen sterbe; Sie werden ihr sagen, daß ich mein Wort gehalten, daß ich alles verloren, alles geopfert habe, um sie zu erlangen; ich habe die Partie verloren und also Unrecht. Sie werden ihr ferner sagen, daß man mir nichts gelassen hat; sie aber sey ein unschätzbare Juwel, das Einzige was mir noch angehöre, und ich bitte sie, dies zur Erinnerung an einen Mann zu bewahren, den ihr Haß in den Tod getrieben hat, der aber doch noch immer ihr leidenschaftlichst ergebener Diener ist. Ich gehe ohne Neue und ohne Furcht aus der Welt. Ich habe zwar ein Verbrechen begangen, aber die Veranlassung dazu ist so schön, daß ich es nicht bedaure.

Ich habe in der Welt alles gekannt und besessen außer das Gut, für das ich alle andern dahingegeben und mir bleibt nun hier nichts mehr zu thun. Leben Sie wohl; ich werde Ihnen in dem letzten Augenblicke keine Schande machen und der arme Schuhmacher wird so stolz zum Tode gehen, wie der Graf Griffenfeld mit seinem Gefolge nach Hofe ging.«

Man führte ihn zum Blutgerüst unter einer zahllosen trauernden Menge, an die er eine Rede hielt. Er war schöner als je; die heitere Ruhe seines Gesichtes und sein wohlwollendes Lächeln lockten aus allen Augen Thränen.

»Weint nicht«, sagte er, »der König ist gerecht; ich habe mein Schicksal verdient.«

Als Alles bereit war und er seinen Kopf dem Henker darbot, rief eine Stimme in der tiefsten Stille, in dem Augenblicke als das Schwert drohend geschwungen war:

»Gnade von Sr. Majestät für Schuhmacher!«

Ein unermeßlicher Jubel erfüllte den Platz, ein allgemeiner Dank für die Gnade und Milde des Königs. Der Verurtheilte aber sagte kalt als man ihm meldete, seine Strafe sey in lebenslängliches Gefängnis umgewandelt:

»Diese Begnadigung ist schmerzlicher als selbst der Tod; ich hielt alle meine Leiden für beendet und nun beginnen sie von neuem.«

Er stieg langsam von dem Schaffot herunter und sah sich nach demselben um, von wo er den Tod erwartet hatte.

Als er sich wieder in seinem Gefängnisse befand, bat er den König, ihm als Soldat dienen zu dürfen, um sein Verbrechen abzubüßen und für ihn zu sterben; aber diese Gnade wurde ihm abgeschlagen.

»So ist alles vorüber!« sagte er, »und ich kann weder leben noch sterben.«

Er blieb in Kopenhagen in enger Haft, in der er sich noch befindet, in der ihn Niemand sieht, so daß auch Niemand weiß, was er fühlt und denkt; ich halte ihn für sehr unglücklich.

Das Schöne an der Geschichte ist, daß die Prinzessin und der

Prinz Christian einander *nicht* heiratheten, obgleich der arme Griffenfeld sie nicht mehr abhielt und Niemand sie hinderte. Christian kam völlig gerechtfertigt zurück, aber das menschliche Herz ist so seltsam. Sobald er ungehindert der Prinzessin von La Tremouille seine Huldigungen darbringen konnte, kümmerte er sich nicht mehr um sie. Ob er ihr zürnte wegen dessen was er gelitten, oder ob er seine Gesinnung gegen sie aus natürlicher Unbeständigkeit verändert hatte, er selbst ersuchte den König, die Unterhandlungen wegen seiner Vermählung mit, ich weiß nicht welcher Prinzessin von neuem anzuknüpfen.

Die Königin sagte ihm verwundert, er könne nun ungehindert an ihre Cousine denken.

»Ich weiß es wohl, aber ich erkenne, daß ich ihrer unwürdig bin.«

Die La Tremouille war zu stolz, als daß sie ihm nicht hätte Gleiches mit Gleichem vergelten sollen; ja, sie besaß die Seelenstärke weder Kummer noch Betrübniß zu zeigen. Sie sah den Prinzen wie jeden Andern, scheinbar wenigstens; wie es in ihrem Herzen eigentlich aussah, weiß man nicht.

Man versichert indes, sie sehe einen gewissen Grafen von Oldenburg-Aldenburger, der nach ihren schönen Augen schmachtet. Ganz Deutschland ist empört; jener Graf ist kein Prinz und eine Verbindung mit ihm würde eine Mißheirath seyn. Die Frau von Tarent und die Gemahlin des Bruders unseres Königs schreiben viele lange deutsche Briefe darüber.

(Sie heirathete diesen Grafen von Oldenburg-Aldenburg doch, der ein unehelicher Sohn war.)

Eben besuchte mich ein hübscher Arzt, den ich sehr arm gekannt habe und der nun allmächtig ist. Ich unterbreche meine Erzählung, um dies zu sagen. Es ist dies auch eine der Revolutionen, die man nicht begreift und die die Vorsehung so gern herbeiführt.

Er ist ein Italiener und heißt Amonio. Er kam nach Frankreich, um zu studieren. Er war sehr arm, aber sehr schön und er machte, ich weiß nicht wie, die Bekanntschaft der Frau von Challes. Dieser gefiel es, ihn als Arzt in der Abtei zu halten. Er hütete sich wohl dies abzuschlagen. So ist er denn unter einer Schar von Nonnen, die sich

alle in ihn verlieben. Am schlimmsten stand es mit der Challes; die Nonnen erkrankten dutzendweise und er wußte nicht, aus welche er hören sollte. In den ersten Monaten ging es ziemlich, dann mischte sich aber die Eifersucht ein. Gegen die Alten war er gleichförmig achtungsvoll, gegen die Jungen gleichförmig etwas anders; er ging von der Einen zu der Andern, je nachdem es ihm beliebte, gewiß in allen Ehren, aber in sehr vertrauter Weise, wie es den guten Schwestern am liebsten ist. Eines Tages entdeckten sie, daß er alle, eine nach der andern, vorziehe. Als nämlich die Eine sich rühmte, die Bevorzugte zu seyn, fühlten sich die Andern verlegt und sprachen auch. *Jede* wollte die Bevorzugte seyn und hatte Beweise dafür.

Man beschloß, daß er entlassen werden müsse und brachte den Antrag an die Äbtissin, die indes selbst zu sehr für ihn eingenommen war, als daß sie das Gesuch hätte annehmen sollen, zumal man sich hütete, ihr den *Grund* zu sagen. Wahrscheinlich hätten sich Alle beruhigt, aber es kam ein Superior zur Visitation und das Gesicht des Arztes kam ihm verdächtig vor. Er machte der Äbtissin Vorstellungen, aber sie vertheidigte Amonio, nannte ihn einen Engel und sagte, et habe nicht einmal einen bösen Gedanken.

Der Provinzial beruhigte sich dabei nicht und entdeckte die Sache wirklich, die er auch nicht verschwieg; der arme Amonio wurde schimpflich verjagt.

Zufällig traf er meinen Bruder, der ihn zu mir brachte und allen unseren Freunden vorstellte, auch sonst viel für ihn that. Da stirbt plötzlich der Papst, der neue ist ein Cardinal, bei dem der Onkel Amonio's geheimer Kämmerer war, und der Onkel beruft ihn als Arzt Sr. Heiligkeit. Er vergaß seine Freunde nicht, als er abreiste, und versprach mir, wenn ich auf dem Sterbebette liege, mir Absolution zu senden.

»Aber Frau von Challes soll mit ihren Nonnen auch von mir hören«, sagte er. »Ich werde sie der strengsten Regel unterwerfen lassen.«

Er hält gewiß Wort.

Amonio brachte mich in natürlicher Weise wieder auf eine

Erinnerung, die ich oben leicht berührte und die eine der angenehmsten meines Lebens geblieben ist, ich meine den Herzog von Monmouth. Derselbe Amonio nämlich war unser Vertrauter in diesem Falle, der zu seltsam ist, als daß ich ihn nicht erwähnen sollte. Amonio wurde von meinem Bruder in ein Häuschen in der Straße Vaugirard gebracht, in das er sich bisweilen begab, nicht um sich Ausschweifungen hinzugeben, sondern um einige Tage in Ruhe zu verbringen und sich von seinen Anstrengungen zu erholen, ehe er neue begann. Das Haus war hübsch, einsam gelegen und von Gärten umringt. Im Sommer hätte man es lieber nicht verlassen mögen und wir gingen oft dahin.

Ich sah den Herzog von Monmouth zum ersten Male bei jener Jagd, von der ich gesprochen habe, und seine Schönheit fiel mir wie Jedermann auf. Es war eines der blassen länglichen Gesichter mit glühenden Augen, die den Stempel des Unglücks an sich zu tragen scheinen. Sie sind meist traurig, aber von milder Trauer, die sich mittheilt und nicht unangenehm ist. Monmouth wich an jenem Abende nicht von mir und es konnte nicht anders seyn; war er nicht ein unehelicher Sohn Carls II. und bin ich einem einzigen Unehelichen entgangen?

Von neuem traf ich ihn am Hofe und in der Stadt, wenig im Palais-Royal, wohin er fast nie kam. Der Tod seiner Tante hatte ihn sehr angegriffen, er hielt sie für vergiftet und wollte ihre Henker nicht sehen, wie er sich ausdrückte. Man sprach von einer Intrige, die er während meines ersten Aufenthaltes in Monaco mit ihr gehabt haben soll, aber ich bin überzeugt, daß nichts Wahres daran war. Ich kannte ihn nur vom Hörensagen, er aber wußte, daß ich die Freundin seiner Tante gewesen und dies zog ihn zuerst zu mir.

Wir blieben, wenigstens scheinbar, gleichgültig gegen einander. Eines Morgens ging ich zu Amonio; es war so schönes Wetter, daß ich seinen schönen Garten nicht aus den Gedanken bringen konnte. Ich wollte mir einen Strauß Rosen pflücken.

Ich fuhr mit der Blondeau allein und einem Diener in einem grauen Wagen, sehr einfach gekleidet, und erfreute mich an dem herrlichen Morgen im Freien. Als ich zu dem Arzte kam, hörte ich eine Stimme,

die ich für die des Herzogs von Monmouth erkannte. Ich floh nicht; einige Worte erklärten ihm meine Anwesenheit. Er seinerseits hatte Amonio wegen seines Herzklopfens fragen wollen, an dem er litt, und kam bisweilen, besonders in Abwesenheit meines Bruders.

Amonio ließ uns Erfrischungen vorsetzen und entfernte sich dann, damit wir ungestört seyn möchten.

Monmouth sprach sogleich von seiner Tante, die er leidenschaftlich geliebt, obgleich sie ihn nicht angehört hatte. Er wollte tausenderlei Einzelheiten wissen, die ich allein ihm geben konnte und wir sprachen so stundenlang von ihr. Vielleicht waren wir zuletzt versucht, ein wenig auch von uns zu sprechen.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Einige Tage nachher trafen wir einander wieder bei Amonio, wohin wir gewiß mit dem stillen Wunsche gingen einander zu sehen. Der Herzog war trauriger noch als gewöhnlich, antwortete kurz auf das, was ich ihn fragte und fragte mich nichts. Er stand oft aus, sah mich an und setzte sich wieder. Endlich fragte er:

»Madame, glauben Sie an Gespenster?«

Diese Frage erinnerte mich an die Zimmer mit dem Gemälde und an die Erscheinungen, die ich gehabt hatte; ich zitterte also fast als ich antwortete:

»Ja, ich glaube daran.«

»Haben Sie schon gehört, daß sich der Geist Henriettens an einer Fontaine in St. Cloud zeigt?«

»Ich habe oft davon gehört und selbst Personen gesehen, welche sie deutlich erkannt haben wollen.«

»Und Sie wünschten nie selbst hinzugehen?«

»Nein.«

»Ich werde hingehen. Wenn ich doch noch einmal mit der lieben Tante sprechen könnte! Wie groß würde meine Freude seyn! Würden Sie sich vor ihr fürchten?«

»Ich weiß nicht, glaube aber . . . ja.«

»Sie würde Ihnen nichts zu Leide thun, sie liebte Sie sehr, Sie liebten sie ebenfalls, es müßte für Sie also angenehm seyn, sie wieder zu sehen.«

»Ich glaube die Geister kommen aus jener Welt in die unsrige nur um Schlimmes zu thun.«

»Sie war ja so gut. Ich für meine Person gehe hin . . . Wollen Sie mich nicht begleiten?«

»Sie . . . vielleicht . . . «

»Was könnten Sie fürchten? Kommen Sie, sie wird sich freuen uns beisammen zu sehen . . . Vielleicht ist es auch nichts; wir werden ja

sehen.«

Er quälte mich so lange, bis ich es ihm versprach, und wir bestimmten einen Tag. Es wurde ausgemacht, daß Jedes besonders gehe, wie zu einer Promenade und daß wir einander an dem Brunnen treffen, den ich genau kannte. Die Prinzessin ging sonst im Sommer fast alle Abende dahin, es war die kühlste Stelle im Park und noch am Abende vor ihrem Tode war sie mit der Lafayette da. Die Gestalt erschien nie vor Mitternacht und wir wollten noch vor sieben Uhr da seyn.

Monmouth dankte mir warm für meine Gefälligkeit, wie er es nannte; er war galant, eifrig, fast heiter und ziemlich zärtlich; es kam nur auf mich an, daß er es mehr würde. Ich verließ ihn sehr befriedigt und fürchtete mich nicht sehr vor einem Gespenst, das ich mit ihm sehen sollte.

An dem bestimmten Tage nahm ich meinen grauen Wagen und fuhr im Stillen nach St. Cloud. Die Prinzessin war nicht da und ich ging allein in dem Park umher, brauchte aber nicht lange zu warten. Blondeau und mein Diener blieben in einiger Entfernung und wir gingen langsam nach der Fontaine hin. Es war ein herrlicher Juliabend.

Das Gespräch drehte sich fast nur um Träume und Erscheinungen; wir dachten laut und unsere Gedanken waren nicht von dieser Welt.

»Finden Sie nicht«, sagte er zu mir, »daß die schönen Bäume, der schöne Mond, das Rauschen des Flusses und der Cascaden die Gedanken auf Unbekanntes lenkt?«

»Ich finde es heute Abend, weiß aber nicht warum.«

»Ich weiß es: mein Einfluß ist es. Immer gehen meine trüben Gedanken auf Andere über. Ich bin zu Unglück im Voraus bestimmt, ich weiß es; ich gleiche meinem Großvater und werde wie er sterben, jung und ist eines gewaltsamen Todes; man hat es meiner Mutter lange vorausgesagt.«

»Aber warum davon sprechen? Warum mit solchen Gedanken sich tragen? Sie passen weder für Ihr Alter noch Ihre Stellung; denken Sie doch lieber an Ihre Jugend, an die Genüsse, die sie

Ihnen bietet, und lassen Sie die Zeit kommen mit dem, was sie bringt.«

»Glauben Sie nicht, daß es mir unangenehm sey; wenigstens bin ich daran gewöhnt und diese Gedanken sind meine gewöhnlichen Gefährten. Meine Tante hatte sie auch bisweilen und Sie sehen, daß sie sich verwirklicht haben; bei mir wird es auch so seyn.«

Es schlug Mitternacht an der Schloßuhr, von der wir nicht weit entfernt waren. Wir erschrakten beide.

»Ah«, sagte er, »die Stunde schlägt . . . Vielleicht erwartet *sie* uns schon.«

Wir gingen an die bewußte Stelle, wo ich mit ihr, die nicht mehr war, um die gleiche Zeit gewesen. Welche Veränderung? Welche Gestalten zeigten sich meinem Herzen, das sie nicht mehr sehen sollte!

Erst Lauzun, der mich nicht mehr liebte, die Prinzessin und einige andere Frauen, die gleich ihr verschwunden waren; Todesschauer überkam mich und ich hatte kaum Kraft um weiter zu gehen.

»Ach«, dachte ich bei mir, welcher Unterschied!«

Alles um uns her schwieg, ausgenommen die tausend Stimmen der Nacht, die man hört, ohne sie beschreiben zu können, und die schweigen, sobald man auf sie lauscht. Ich habe immer geglaubt, die Natur arbeite da unter den Augen des Schöpfers und diese Geheimnisse sehen uns untersagt. Wir kamen langsam näher; der Mond beschien den ganzen leeren Raum zwischen den Bäumen um die Fontaine her, deren Wasser wie Flittern blitzte.

Die verstorbene Prinzessin hatte moosbewachsene Steine um das Bassin her anbringen lassen, damit man sich darauf sehen könne; mein Blut erstarrte, als ich aus einem solche Steine eine weiße Gestalt durch die Blätter hindurch bemerkte. Ich stützte mich unwillkürlich auf Monmouth, denn ich war einer Ohnmacht nahe.

»Mein Gott, sie ist es, da!«

»Ja, ja, sie ist es. Kommen Sie!«

Er zog mich, mehr todt als lebendig, zu der Erscheinung hin; als wir ziemlich nahe waren, stand sie auf, richtete sich sehr lang empor,

ging nach dem Walde zu und machte uns eine freundliche Handbewegung, was immer für ein günstiges Zeichen angesehen worden ist. Ich blieb unbeweglich an meinem Platze stehen, aber Monmouth eilte ihr nach und rief:

»Liebe Tante! Henriette!«

Er mußte wegen der Fontaine, die sie trennte, einen Umweg machen; ich sah sie leise unter den Bäumen verschwinden. Sehr bald kehrte er zurück und sagte:

»Sie ist verschwunden. Wir werden sie nicht wieder sehen.«

Ich hoffte es; den Geistern gegenüber habe ich keinen Muth. Er reichte mir die Hand, um mich aus dem Gebüsche zu führen.

»Ich kann nicht weiter«, sagte ich.

»Ach, Sie liebten sie nicht so wie ich, sonst würden Sie sich über ihr Erscheinen gefreut haben. Die arme Tante! Sie geht also wirklich um.«

Wir gingen weiter, er bewegt, gerührt, fast freudig, ich sehr erschrocken. Bei dem geringsten Geräusche zitterte ich und drängte mich an ihn, ganz unwillkürlich, als wäre er ein Anderer. Allmählig sprach er weniger von der Prinzessin, wurde dagegen zärtlicher gegen mich, dringender; er war sehr schön, sehr geistreich und sehr leidenschaftlich — damals!

Der Schatten im Park ist herrlich und ich denke jetzt, da ich ihn nicht wieder sehen werde, mit Vergnügen zurück. Der Mond warf seine Strahlen auf die großen freien Plätze; die Blumen dufteten, glaubte ich, lieblicher, das Wasser rauschte harmonischer und seine Perlen blitzten lebhafter; der mit Moos durchwachsene Rasen, in dem Veilchen wuchsen, lud zum Ausruhen ein und — die Erinnerung an die erste Jugend ist oft gefährlich.

Am andern Tage kehrte ich allein nach Paris zurück. Monmouth blieb nur drei Monate; er war nur zufällig da und man rief ihn nach England zurück; der König von England sah ihn nicht gern in der Fremde; er fürchtete seinen unruhigen Geist, seinen immer wachen Ehrgeiz und ich glaube — mit Recht.

Was ich von dein Geiste der Prinzessin denken soll, weiß ich

nicht. Bald darauf geschah Folgendes, aber an jenem Tage kann es doch ein wirkliches Gespenst gewesen seyn.

Eines Abends wollte ein Diener des Marschalls Clerambault Wasser in dem Bassin der Fontaine holen und sah da eine weiße Gestalt ohne Gesicht, wie er sagte, die aber sofort verschwand. Der Mann kam leichenblaß zurück und betheuerte, er habe die verstorbene Prinzessin gesehen; er war so erschrocken, daß er krank wurde und starb.

Herr von Lastera, Kapitän des Schlosses, war nicht so leichtgläubig wie ich und die Anderen; er ging an den Brunnen und versteckte seine Leute sorgsam. Als er das Gespenst erblickte, drohte er ihm mit hundert Stockschlägen, wenn er nicht gestehe. Da sagte es:

»Ach, Herr von Lastera, thun Sie mir nichts, ich bin ja die alte Philippine.«

Es war eine zahnlose, rothäugige häßliche Frau von fast siebzig Jahren aus dem Dorfe, mit einem Munde, der fast von einem Ohre bis zu dem andern reichte; ein wahres Scheusal. Man wollte sie einsperren, aber die Prinzessin war dagegen. Ich befand mich bei ihr, als sie kam, um ihr für die Gnade zu danken.

»Aber«, fragte die Prinzessin, »was plagt Euch, daß Ihr Gespenster spielt, statt Euch ins Bett zu legen?«

»Ach, gnädige Prinzessin«, antwortete sie, »ich kann"s noch immer nicht bereuen. In meinem Alter, sehen Sie, schläft man nicht gut und man muß doch etwas thun, wenn man munter ist. Alles nun, was ich in meiner Jugend gethan habe, hat mir nicht so viel Spaß gemacht als das Gespensterspielen. Ich wußte schon, daß sich Alle vor mir fürchten würden, die Meisten vor meinem weißen Tuche, die Andern vor meinem Gesichte. Die Furchtsamen benahmen sich so seltsam, daß ich das Lachen kaum verhalten konnte. Ich vergaß über dem Spaße in der Nacht die schwere Arbeit am Tage.«

Ich fühlte, daß ich erröthete und es paßte mir gar nicht, daß ich auch zu den Furchtsamen gehört hatte, daß ich nicht allein da gewesen war und die Alte am Ende die Sache erzählte. Ich wußte nicht, was ich thun sollte.

»Habt Ihr denn die Leute erkannt, gute Frau, die dort waren?« fragte ich.

»Ja wohl, ich habe sie alle erkannt.«

»Habt Ihr mich vielleicht gesehen?«

»Niemals, wahrhaftig niemals, Madame, einmal aber glaube ich den Herrn Neffen der seligen Prinzessin erkannt zu haben, den schönen englischen Herrn, welcher der Sohn eines Königs seyn soll.«

Ich wußte woran ich war. Die Alte hatte Alles gesehen. Ich beschenkte sie reichlich und schrieb an Monmouth:

»Unser Geist war eine häßliche alte Frau, Philippine, welcher die Prinzessin bei Lebzeiten Gutes erwies und die sie nun nachäfft. Wenn sie wüßte, für wen wir sie gehalten haben, würde sie es uns nie verzeihen. Wir mögen in jener Nacht sehr geirrt haben.«

Der Graf von Charny, den Mademoiselle in den Luxembourg gerufen hatte, freute sich sehr über die Abreise Monmouth's, denn er wünschte sehr unsere frühere Bekanntschaft wieder anzuknüpfen. Er war ein sehr schöner Mann, sehr tapfer, ein trefflicher Gesellschafter. Der Prinz und die Prinzessin nahmen ihn sehr gut auf. Einen verliebteren Menschen habe ich selten gesehen.

Mein Bruder hatte damals ein Verhältniß mit der Herzogin von Brissac und ich versichere, daß mir nichts mehr Spaß machte. Sie war die ärgste Kokette. Sie entflammten einander gegenseitig, ohne daß sie innerlich eigentlich warm waren; denn beide waren mit der eigenen Person zu sehr beschäftigt, als daß sie an etwas Anderes hätten denken können. Ganze Stunden phantasierten und philosophierten sie mit einander und schwebten dabei hoch oben in den Wolken. Und ihre Briefe! Welche Briefe! Ich habe einige aufbewahrt, finde sie aber leider nicht wieder. Redensarten fand man darin, an die im Leben kein vernünftiger Mensch denkt Frau von Brissac hatte indes, vielleicht aus Vorsorge, Herrn von Longueville noch angenommen, um den viele Andere sich auch bemühten, ungerechnet die, welche ihn im Stillen einluden. Die Marschallin La Ferté hatte ein Kind von ihm, welches als Übergang zur Legitimierung jener der Frau von Montespan diente, ohne dass die

Mutter genannt wurde. Der wüthig eifersüchtige Marschall stellte nichtsdestoweniger seiner Frau Herrn von Longueville und den lieben Kleinen (den Grafen von Flesque) vor. Dann machte er Longueville, damals Graf von St. Paul, Vorwürfe, daß er ihn gar nicht besuche — kurze Zeit nach der Geburt jenes Kindes der Liebe. — Longueville antwortete ihm kaltblütig:

»Ich bin einige Male in Ihrem Hause gewesen; man muß es Ihnen nicht gesagt haben.«

Als er starb, stieß ein Strom von Thränen. Fräulein von Dampierre, Hoffräulein der Königin, schloß sich im Kloster unter dem Vorwande ein, ihren Bruder zu betrauern; Frau von Nogent, die Schwester Lauzun's, that dasselbe, angeblich um ihren Mann zu beweinen; dann die Marquise von Castelnau, Frau von Marens und Andere.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

»Herr von Monaco kam von seiner Schönen zurück und zwar in sehr übler Laune; er wollte mich durchaus mit sich nach Monaco nehmen. Ich wehrte mich dagegen aus allen Kräften, mußte aber nachgeben; mein Vater erklärte wie das erste Mal, er könne dabei nichts thun. Die beiden Fräulein Mancini beschäftigten alle Welt: man hielt sie in Aix in männlicher Kleidung an; die Eine suchte den Chevalier von Lothringen, die Andere den Grafen von Marsan . . . Man denke, welches Gesicht mein Mann dazu machte.

Keiner von diesen lothringischen Prinzen dachte an sie; der eine beschäftigte sich mit tausend Frauen, der andere wollte eben die alte Herzogin von Aumont mit ihren Schätzen heirathen, was er aber wegen Louvois nicht durchzusetzen vermochte, die ihm grollte.

Man wird wohl merken, daß ich nicht nach der Reihe erzähle, sondern wie die Geschichten mir eben einfallen; aber wozu die Regel? Die Zeit drängt. Meine Reise nach Monaco beschäftigte mich in jenem Augenblicke sehr; wir, meine Freunde und ich, waren sehr betrübt darüber. Es war aber nicht zu ändern. Alles, was ich erlangte, war, daß ich mit meinen Leuten oder meinem Zwerge allein reisen durfte und so wenigstens das verhaßte Angesicht meines Mannes nicht immer im Wagen neben mir hatte.

Herr von Vardes war, wie wir hörten, an der Rhone. Gewöhnlich mußte er sich in Languedoc aufhalten, bisweilen erhielt er aber die Erlaubnis anderswohin zu reisen — seiner Liebschaften oder seiner Geschäfte wegen. Damals und lange schon war er leidenschaftlich in Fräulein von Toiras verliebt und er hatte allerlei Tragödien mit ihr gehabt; wie sie setzt mit einander stehen, weiß ich nicht. Ich befand mich in Vienne, in einem schlechten Wirthshause und rechnete durchaus nicht auf einen Besuch. Lasky, der Zwerg, hatte mir schon hundert Geschichten zur Unterhaltung erzählt; die Blondeau war mit unsern Habseligkeiten beschäftigt, der Zwerg ging, da ich immer ernsthaft blieb, zu ihr in das Nebenzimmer und schlief endlich wie

gewöhnlich ein.

Ich sah von meinem Fenster aus auf die Rhone, grollte mit mir selber und verwünschte den Eigensinn meines Mannes, als die Thür sich öffnete und ein Mann eintrat, den ich durchaus nicht erwartet hatte, der kühne Marquis von Vardes.

»Ich bin es, Fürstin, den Sie gewiß nicht erwarteten.«

»So wenig, daß ich Sie ersuche mich sogleich wieder zu verlassen oder ich rufe meine Leute, um Sie fortbringen zu lassen.«

»Ah, dieser gewaltige Zorn wird sich sogleich legen, wenn Sie erfahren, daß Ihre Leute nicht in der Nähe sind, daß das Haus mir gehört, daß die Blondeau und der Zwerg eingeschlossen sind und daß ich mir vorgenommen habe, ein paar Stunden ungestört mit Ihnen zu plaudern.«

»Wie, Sie haben gewagt . . . «

»Was wagte ich nicht! Ich brauche nur ein Wort zu sagen und Sie werden meine Macht und meine Gründe begreifen. Einer Ihrer Freunde, Biaritz, befindet sich bei mir.«

Ich sprang vor Furcht auf.

»Beruhigen Sie sich; er ist nicht hier. Ich fand durch ihn vortreffliche Zigeuner, die Sie verehren, mich für Ihren leidenschaftlichen Diener halten und mir blindlings gehorchen wenn ich ihnen für Sie etwas befehle.«

»Wie? Die Königin hat sich durch Sie täuschen lassen? Und sie ist so klug!«

»Die Königin ist todt, aber ich würde sie auch getäuscht haben; ihre Kinder wachen über Sie. Biaritz betet Sie an und haßt sie und ich befinde mich so ziemlich in seiner Lage. Sie gefallen mir und ich hasse Sie. Sie haben die Prinzessin über mich aufgeklärt, Sie sind an meinem Sturze Schuld und doch finde ich Reize an Ihnen, die mich anziehen. Ich habe mir vorgenommen, mich zu rächen, indem ich meine Wünsche befriedige.«

Ich erholte mich allmählig, da ich überhaupt nicht leicht einzuschüchtern war, als durch Gespenster.

»Ich glaube Ihnen nichts antwortete ich achselzuckend, »ich bin

nicht in Ihrer Gewalt, meine Leute sind da und werden bald kommen; Sie werden es nicht gewagt haben, einer Frau von meinem Stande und Charakter einen Hinterhalt zu legen.«

»Sie sehen ja, Ihr Boot, Ihr Wagen und Ihre Leute sind nicht mehr da, das Haus ist voll von meinen Zigeunern, wir sind allein und nichts wird Sie meinen Wünschen entziehen.«

»Ich selbst bin stark genug, mich zu vertheidigen.«

»Ich rechne viel mehr auf Sie, mir zu meinem Siege behilflich zu seyn.«

»Unverschämter! «

»Ich habe Biaritz gesehen, Madame.«

Ich erstickte fast vor Zorn, hielt aber doch an mich.

»Von jetzt also, Madame, bis morgen sind wir allein hier, wir haben Zeit, uns der Vergangenheit zu erinnern und uns neue Erinnerungen zu bereiten. Sie werden süß oder bitter seyn, je nachdem es Ihnen beliebt.«

»In der That? «

»Zuerst hören Sie mich an.«

Er erzählte mir alle Intrigen, die ich erwähnt habe, alle seine Abenteuer mit der Prinzessin, alle seine Liebschaften mit so Vielen und mitten im Erzählen unterbrach ich ihn:

»Sie vergessen die unglückliche Herzogin von Roquelaure, die Sie im vierundzwanzigsten Jahre umgebracht haben.«

Er wurde leichenblaß.

»Sprechen Sie davon nicht; diesen Namen kann ich nicht hören, denn er erinnert mich so sehr an Dinge, die ich vergessen möchte.«

Er hatte also doch eine verwundbare Stelle. Er erholte sich indes und begann von neuem; ich ließ ihn reden, um zu wissen, wie weit er gehen werde.

»Ich bin nun weit entfernt von Allem dem«, sagte er, »entfernt von der armen Soissons, die mich so liebt, fern vom Hofe, meinem Mittelpunkte, und — durch Sie! Sie kennen mich hinreichend, um überzeugt zu sein, daß ich Sie nicht liebe. Der Zufall führt Sie mir heute zu, indem ich Fräulein von Toiras suche, die mich flieht und

die ich entführen will.«

»Nehmen Sie sich in Acht; wer Mädchen von Stande entführt, wird gehangen. Denken Sie an Pomenars und die Tochter des Marquis von Creaux.«

»Allerdings, aber Pomenars wurde doch nicht gehangen und Fräulein von Creaux hütete sich auch, nach vierzehnjährigem Umgange auf Entführung zu klagen; ich fürchte mich nicht, denn erstens wird Fräulein von Toiras nicht klagen und dann wird unser Verhältnis auch nicht vierzehn Jahre dauern.«

Das Letztere bezweifelte ich allerdings nicht.

»Ich habe meine Zigeuner zu dieser Unternehmung mitgenommen, als ich nun erfahre, daß Sie sich in diesem bescheidenen Hause befinden. Die Zigeunere sind unten und glauben Sie vor einer Gefahr zu bewahren. Dies wird Ihnen meine Ruhe erklären.«

»Aber was wollen Sie von mir?«

»Was ich von Ihnen will, können Sie errathen, aber noch etwas Anderes. Sie haben einen Brief von mir an die Soissons, welcher meine Rückberufung für immer verhindern kann.«

»Wer hat Ihnen das gesagt?«

»Ich weiß es. Die Prinzessin hat ihn von der Soissons für ihre Rückkehr an den Hof erhalten und die Prinzessin schickte ihn an Guiche, der ihn an Sie übergab.«

Ich staunte wie genau er von einem Geheimnisse unterrichtet war, das ich ziemlich allein zu besitzen glaubte.

»Dieser Brief« fuhr er fort, »befindet sich in einem Kästchen mit geheimen Fache, das Sie hier haben. Sie werden ihn mir gutwillig oder erzwungen zurückgeben. Ich gehe ohne ihn nicht von dannen.«

»Das Kästchen ist nicht hier.«

»Es ist hier, ich verlasse Sie so wenig als Ihr Schatten; Sie nehmen es sogar mit, wenn Sie einige Stunden weit reisen. Es enthält Ihre Liebesbriefe, die Sie nicht sehen lassen wollen.«

Das Alles war wahr. Wer hatte mich so verrathen? Ich leugnete gleichwohl; er lachte.

»Wenn Sie mir diesen einzelnen Brief verweigern, nehme ich das ganze Kästchen und dann bin ich reicher als ich wollte. Ich gebe Ihnen Bedenkzeit; wir haben keine Eile, Madame; wissen Sie übrigens, daß Sie jetzt schöner sind als jemals?«

Und nun überschüttete er mich mit einer Flut von Galanterien; mein Widerstreben reizte ihn noch mehr und endlich erklärte er, er würde mir zuerst den Brief nehmen und — auch das Kästchen, wenn ich dasselbe nicht durch Gefälligkeit erkaufe.

Ich befand mich in einer schwierigen Lage; ich war allein mit ihm; die Blondeau und Lasky konnten mich nicht hören; das Wirthshaus stand ziemlich allein und in der Nähe schlief Alles; er sah, daß ich berechnete und er kannte an meinem Blicke, daß ich keinen Ausweg finde.

»Versuchen Sie ans dem Fenster zu rufen, es wird Niemand kommen und wenn man doch käme, so ist auch bereits eine Fabel erfunden: ich hin hier auf Befehl Ihres Gemahls; Ihre Leute werden sich darüber nicht wundern.«

Ich hielt mich für verloren. Als er sah, daß ich überzeugt sey, ich befinde mich in seiner Gewalt, wollte er den Großmüthigen spielen, sprach von Tausenderlei, erzählte tausend Geschichten und brachte mich zum Lachen, trotz der Aussicht auf das, was mich erwartet. Es blieb mir in der That nichts übrig, als durch das Fenster in einen kleinen Garten an der Rhone hinabzusteigen und das war nicht leicht.

Gegen halb zwölf Uhr kam er auf einem Umwege wieder auf seine Rede. Ich verwickelte mich etwas in meinen Antworten, obgleich ich noch immer bestimmt leugnete, als ich Lärm im Nebenzimmer hörte und Kreischen, in dem ich die Stimme meines tapferen Zwerges zu erkennen glaubte; ich eilte sofort an die Thüre und rief. Die Thüre war verschlossen und Vardes hatte den Schlüssel in der Tasche. Er stellte sich als achte er meine Hoffnungen sehr gering und drängte mich mehr und mehr.

»Und wenn die Blondeau und der Zwerg in dem Nebenzimmer wären, ich fürchtete mich nicht.«

Ich hütete mich wohl ihm zu antworten, daß sie mich schon zu

befreien suchen würden.

»Das Kästchen, schöne Fürstin, das Kästchen oder . . . «

»Das Kästchen, Herr«, antwortete ich um Zeit zu gewinnen, »das Kästchen . . . suchen Sie selbst, es ist nicht in diesem Zimmer.«

Er sah sich in der That suchend um und bemerkte es nicht. Meine Koffer waren bei der Blondeau, das Kästchen aber stand wie gewöhnlich unter dem Bett, verhüllt von Vorhängen. Er fing an besorgt zu werden, denn wenn die Thüre ausging, war er verloren. Das Geräusch hatte aufgehört; die Blondeau und Lasky arbeiteten offenbar an meiner Befreiung. Ich vertheidigte mich nur schwach und horchte, wie man wohl denken kann.

Ich hörte in dem Garten gehen, ich hörte andere Stimmen, ich hörte die Blondeau und den Zwerg schreien und zehn Personen antworteten:

»Hierher! Hierher!«

»Ja, hierher!« rief ich, indem ich an das Fenster eilte.

In einer Sekunde waren zwei, drei Männer, in denen ich Zigeuner erkannte, heraufgestiegen. Vardes war verlegen neben mir, wagte aber doch nicht mich zu berühren; auch wußte er nicht, wo das kostbare Kästchen war.

Lasky kletterte über alle hinweg und kam zuerst herauf. Vardes hatte, glaube ich, große Lust ihn hinunter zu werfen; er wagte es nicht und versuchte sein thörichtes Mittel, aber Blondeau kannte alle Zigeuner und alle kannten sie. Als er das erste Wort gesprochen hatte, antwortete sie zu den Leuten gewendet:

»Kein Wort ist wahr, sage ich Euch und Ihr kennt mich.«

Da zeigten ihm die Zigeuner die Fäuste. Ich weiß nicht, was geschehen seyn würde, da er allein war, aber ich meinte es werde besser seyn, wenn die Sache unter uns geheim bleibe und so sagte ich lachend zu den Leuten:

»Es ist nichts, gute Leute, nichts als eine Wette; Herr von Vardes hat sie verloren, wie er eingestehen wird, und das verlohnt nicht die Mühe, daß wir uns erzürnen, nicht wahr, Herr Marquis?«

Er verbiß seinen Ärger und da ich meinen Sieg genießen wollte,

sagte ich:

»Geben Sie sogleich Lasky die fünfundzwanzig Louisdor; das Kästchen steht unter meinem Bette und Sie haben es nicht gesehen. Sie haben also verloren.«

Welche Wuth! Als er dem Zwerge die Goldstücke gab, sah er mich an und dieser Blick verkündete Alles, was er mit Biaritz seit dem mir gethan hat.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Ohne ein anderes Abenteuer kam ich in Monaco an. Der Fürst war vor mir angelangt, gab eine Menge Verordnungen und Gesetze und regierte aus Kräften, ohne daß ich mich darum kümmerte. Mich überfiel in der reizenden Gegend bald eine tödtliche Langweile, namentlich unter den Höflingen, deren alberne Schmeichelei Haß gegen die Krone hätte erzeugen können. Zwar zeigten sich mir hie und da einige schöne italienische Gesichter, aber Monaco wurde eifersüchtig, da er nichts Besseres zu thun hatte und sie mußten sich alsbald entfernen. Die Nachrichten, die ich aus Paris empfang, waren mein Trost; so erfuhr ich die Geschichte des armen Malouet, der zu Pferde plötzlich gestorben war, als er einen Brief seiner Geliebten gelesen, was seine Frau doch nicht verhinderte, ihn so zu beweinen, daß sie den Verstand verlor. Ich erfuhr eine unglückliche Liebesfahrt meines Bruders Louvigny, dessen Frau ihre Noth mehren jungen Herren vom Hofe klagte, die nichts weniger als verschwiegen waren. Mein Vater schrieb mir dies Alles. Einmal schrieb er von meinem Bruder: »Er ist so dumm wie dein Mann.«

Mein Vater ahnte nicht, wie sehr mein Gemahl diese Bezeichnung verdiente und wer hätte es auch glauben können? Die Härte der Mazarin brachte ihn auf und das ließ er an mir aus. Seine Eifersucht wuchs täglich mehr. Anfangs war er eifersüchtig auf junge hübsche Männer, dann auch auf häßliche, dann auf Alle, auf meine Familie, sogar auf meinen Zwerg und meinen kleinen Hund. Er verjagte nach und nach Alle, meine Familie ausgenommen, meinen Zwerg und mein Hündchen, die ich vertheidigte; es gab Auftritte und Zänkereien, die ich mit meiner gewöhnlichen Geduld ertrug, die ich aber nie vergessen werde.

Ein wenig zerstreute mich der Besuch des Herrn und der Frau von Grignan. Sie fanden mich fast gelähmt durch einen dummen Chirurgen, der mir schlecht zur Ader gelassen hatte. Ich empfing sie indes so gut ich konnte. Wir plauderten Viel, aber leben möchte ich

nicht mit ihnen, namentlich graut mir vor Herrn von Grignan.

Nach ihrer Abreise wurde mir die Einsamkeit noch drückender. Man weiß, kurz vor meiner Abreise aus Paris hatte ich den Grafen von Charny ziemlich gut aufgenommen. Wir verbrachten eine sehr angenehme Woche in Lyon; der Arme schrieb mir sehr oft. Der Eifersucht Monaco's zum Trotz bekam ich die Briefe und sie waren mein einziger Trost, als ein trauriges Ereignis meine Lage änderte und mich aus der Einförmigkeit riß.

Ein Brief meiner Mutter meldete mir, daß Guiche sehr krank sey bei der Armee Turenne's, und drei Tage nachher erhielt ich durch einen Courier ein Briefchen von ihm mit den Worten:

»Liebe Schwester, ich fühle, daß ich nicht lange mehr zu leben habe und möchte vor dem Tode Dich noch einmal sehen. Du allein kennst mich und weißt, daß mich die Langeweile und der Lebensüberdruß umbringt. Alle werden glauben, es sey Gram über den Verlust der Prinzessin, aber es ist nicht wahr; es liegt einzig und allein daran, daß ich nicht mehr weiß, was Neues ich thun könnte, daß mich nichts unterhält und so ist es besser ich gehe. Wenn ich Dich nicht wiedersehe, so widersprich allen Lügen. Ich glaube, Frau von Brissac hat mir den Rest gegeben; sie langweilte sich so sehr wie mich. Lebewohl und suche mich noch einmal zu sehen, denn ich selbst kann mich leider nicht transportieren lassen. Es ist mir sehr langweilig, hier in dem Lager oder vielmehr in dem Dorfe zu sterben. Vergiß mich nicht, wenn Du kannst . . .

Sobald ich den Brief gelesen hatte, eilte ich zu Monaco, zeigte ihm denselben und sagte, ich würde sogleich abreisen.«

»Nein«, antwortete er.

»Nichts Ich werde gewiß reisen.«

»Nein, Sie reisen nicht, Madame. Der Einfall Ihres Bruders ist der eines Kranken; Sie werden ihn nicht gesund machen und brauchen nicht den Armeen nachzustehen; bleiben Sie zu Hause bei Ihrer Pflicht, und sprechen Sie mir nicht mehr davon.«

Ich antwortete in demselben Tone, der Zank wurde hitziger, und

endlich erklärte ich ihm, ich würde reisen, es möge kosten was es wolle; er schwur dagegen, daß ich nicht aus dem Fürstenthume kommen werde.

»Das wollen wir sehen«, dachte ich, ich war aber noch besonnen genug, es nicht zu sagen. Dem zurückgehenden Couriere gab ich einen Brief an Charny mit, ließ ihn vor mir ausbrechen und schien ruhig zu seyn. Monaco glaubte, ich habe meinen Plan ausgegeben und beruhigte sich. Er schlug mir sogar vor, zu meiner Beruhigung einen Courier an meinen Bruder zu schicken.

Vierzehn Tage nachher kam mein Zwerg in Gegenwart Monaco's herein, der mich coiffiren sah; er meldete einen Mann, der Perlen verkaufe. Ich befahl ihn einzulassen; mein Gemahl widersetzte sich nicht; so weit war er noch nicht gekommen, daß er sogar die Handelsleute gefürchtet hätte . . . Ich erkannte in der Verkleidung Charny.

Ich ließ mir die Perlen zeigen. Lasky und die Blondeau, die Beide eingeweiht waren, halfen und liefen umher, um die Aufmerksamkeit des Fürsten zu beschäftigen. Ich fand nichts Gutes und fragte, ob matt keine andern haben könnte.

»Wir segeln morgen Abend nach der Levante; das Schiff liegt im Hafen; befehlen Sie und wir werden gehorchen.«

Ich bestellte Mehres und mein Mann ließ es geschehen. Er erkundigte sich nur nach dem Schiffe. Es kam wirklich von Marseille; ich hatte alle nöthigen Anweisungen gegeben; es gehörte einem Juden, der für eine runde Summe unsern Wünschen sich gefällig zeigte. Bei dem Fortgehen übergab Charny der Blondeau die beiden Männeranzüge für mich und für sie, so wie ein Mädchenkleid für Lasky.

Ich war den Tag über so liebenswürdig als möglich, während die Blondeau, bei verschlossener Thür, meine Juwelen einpackte. Wir hatten selbst die Kühnheit, einen Koffer mit werthvollen Dingen durch einen Lakei hinunter bringen zu lassen; zwei Matrosen nahmen ihn in Empfang und Alles ging vortrefflich.

Gott schien uns zu begünstigen, der Prinz ging auf die Jagd und wollte zu Nacht in Mentone bleiben . . . Er ließ mir dies um sechs

Uhr sagen; es war das erste Mal, daß er mich verließ, seit wir in Italien waren, aber es geschah auch bloß, weil er nicht weiter konnte. Gern hätte er mich zu sich kommen lassen.

Um zehn Uhr war ich auf dem Schiffe in Herrenkleidern wie die Blondeau. Ich traf Charny und wir gingen unter Segel; am Morgen waren wir außer dem Bereiche der Verfolgungen. In Marseille legte ich meine eigene Kleider wieder an und nahm Post. Charny blieb zurück und ich kam in Paris an.

Meine Rückkehr überraschte allgemein. Ich erzählte« was ich gethan hatte, natürlich ohne Charny zu erwähnen. Den Palast Gramont fand ich in Verzweiflung, das heißt, meinen Vater, denn die Mutter war in Frapé; meine Schwägerin Guiche war nicht eben trostlos und Louvigny und dessen Frau untröstlich — weil sie gar nicht trauerten. Am andern Tage kam die Todesbotschaft an. Sie beraubte mich fast. Ich übertrug es dem Pater Bourdaloue sie meinem Vater mitzutheilen. Der Marschall fiel ihm um den Hals, weinte nicht, sagte aber, er werde das nicht überleben, er verliere Alles, was er im Leben geliebt. Er überlebte den Sohn und wird wahrscheinlich auch mich überleben. Der Pater sprach sechs Stunden lang mit ihm von Gott, dann ging er mit ihm in die Kirche. Der König schrieb ihm, es kamen sehr viele Leute, aber er empfing Niemanden, nicht einmal uns, denn er sagte, wir freuten uns über diesen Tod und wären neidisch auf den Verstorbenen gewesen.

Herr von Hacqueville hatte die schwere Aufgabe, die Nachricht meiner Mutter zu überbringen, die ihren Sohn denn wirklich beweinte. Vor seinem Tode hatte er noch Alle um Verzeihung gebeten, namentlich seine Frau.

»Er war liebenswürdig«, sagte sie, »und ich hätte ihn leidenschaftlich geliebt, wenn er mich nur ein wenig geliebt. Seine Geringschätzung hat mich tief betrübt, aber sein Tod geht mir doch zu Herzen. Ich hoffte immer, er werde noch anders gegen mich werden.«

Ihre Großmutter freute sich sehr und dachte an nichts, als die reiche Witwe wieder zu verheirathen. Acht Tage nachher dachte außer der Mutter Niemand mehr daran, daß es einen Grafen von

Guiche gegeben.

Louvigny namentlich war sehr erfreut und fing an mit mir zu zanken; ich gäbe seiner Frau, sagte er, ein schlechtes Beispiel und schlechten Rath. Sie bedurfte wahrhaftig weder des einen noch des andern.

Monaco war wüthend und schrieb mir solche Briefe. Ich antwortete ihm, daß ich nicht zurück kommen werde. Er schrieb an meinen Vater, der ihm antwortete, in der Trauer seiner Familie wünsche er mich bei sich zu behalten, übrigens sey er unbillig; ich sey zweimal in Monaco gewesen, sey lange dort geblieben, habe ihm mehre Kinder geboren und er könne mich nun wohl in Ruhe lassen. Er schrieb an die Prinzessin, die antwortete, sie könne mich nicht entbehren. Er schrieb endlich an den König, der antwortete, er mische sich nicht in solche Dinge.

Das war zu viel für ihn. Er brauchte nur selbst zu kommen, aber er hütete sich. Eigensinnig blieb er auf seinem Felsen und kam auf den seltsamsten Gedanken, den wohl je ein Mann gehabt hat. Vardes vielleicht schickte ihm eine Liste aller meiner Liebhaber, der wirklichen und auch anderer; sie war lang, denn man hat mir viele zugeschrieben, ungerechnet die, welche ich wirklich hatte. Da er nun mich nicht wieder erlangen und so sich an mir rächen konnte, kam er auf etwas Anderes.

Er ließ so viele Puppen machen, die man den Personen, welche sie vorstellen sollten, entsprechend kleidete, dann rund um sein Fürstenthum her, in bestimmten Entfernungen hübsche kleine Galgen erbauen, an welche man jene Puppen mit dem Namen daran aufhing, natürlich ohne vorläufigen Prozeß, aber zum Jubel seiner Unterthanen. Er that das nicht nur in Bezug auf die Vergangenheit, sondern heute noch in Bezug auf die Gegenwart. Die Folge davon ist, daß man die Galgen näher an einander rücken muß und daß jetzt mehr als die Hälfte der Herren am französischen Hofe so im Bilde an den Grenzen von Monaco aufgehängt sind. Ich betheuere, daß ich darüber oft gelacht habe, auch Andere haben es mit mir gethan, selbst der König. Seine *Hängelust* überstieg jede Vorstellung. Gewiß ist wenigstens, daß ich nicht zurück kehrte und

daß ich auch nicht zurückkehren werde, sollte er auch mich im Bilde mitten unter meinen Liebhabern aufhängen und mich so häßlich darstellen, als ich es jetzt bin.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Nach dem Tode meines Bruders, der bald vergessen wurde, beschäftigte sich der Hof mit dem Prozesse einer Frau, welcher erzählt zu werden verdient, auch weil ich Theil daran genommen habe. Ich werde genau die Wahrheit sagen. Ich will mich nicht untadelig hinstellen, aber die erste Schuld liegt an ihr. Wir haben uns auch wieder ausgesöhnt und sie selbst erzählte mir Alles über ihr Leben, das sie beschrieben hat. Es ließe sich ein Roman daraus machen.

Man erräth, daß die Rede von Frau von Courcelles ist. Sie hieß vorher Frau von Lenoncourt von Racolles. Als Kind schon verlor sie ihren Vater und ihre Brüder bei der Armee; ihre Mutter benahm sich schlecht und verheirathete sich wieder. Man nahm ihr darum ihre kleine Tochter und übergab sie der Tante von Lenoncourt, Äbtissin von St. Loux in Orleans, die sie nach besten Kräften erzog und sie innig liebte. Sie ist schön und reizend, wie die Montespan, vielleicht noch mehr. Im vierzehnten Jahre verlor sie ihren letzten Bruder und ihre letzte Schwester und wurde somit alleinige Erbin aller Besitzungen ihrer Familie. Sie war gewiß eine der reichsten Erbinnen in Frankreich.

Darum richteten sich auch sofort aller Augen auf sie. Zuerst suchte sie Colbert für seinen Bruder Nanteseils. Er erhielt die Erlaubnis des Königs und hielt die Sache für abgemacht. Es kam der Befehl nach St. Loux, das Mädchen an den Hof zu senden, die Äbtissin aber antwortete, ihre Nichte werde nicht kommen, sie sey noch zu jung, auch werde sie nach eigener Wahl und der ihrer Tante sich verheirathen.

Colbert reizte den König wegen dieses Ungehorsams so, daß er einen seiner Wägen mit Dienerinnen, einem Beauftragten und zwölf Garden abschickte, Fräulein von Lenoncourt zu holen.

Die Äbtissin widerstand und weinte, das Mädchen that scheinbar dasselbe, obgleich sie sich sehnte, an den Hof zu kommen, von dem

sie so viel gehört hatte. Sie hielt sich an den Bäumen, an den Thüren, an Allem fest, weil sie wußte, daß ihr es doch nichts half. Sie spielte schon Komödie. Sobald sie angekommen war, stellte man sie dem Könige vor und zwar in ihrer bisherigen Kleidung. Er sagte ihr, er werde in ihr die Dienste ihrer Familie belohnen und überließ es ihrer Wahl, ob sie bei der Königin oder einer der Prinzessinnen seyn wolle. Sie hütete sich die fromme und strenge Königin zu wählen und entschied sich für die Prinzessin von Carignan.

Diese war Schwiegermutter der Gräfin von Soissons, die beide zusammen wohnten. Man denke, welche Schule! Die elftausend Jungfrauen hätten da verdorben werden können. Auch war die junge Lenoncourt nach wenigen Monaten nach ihrem Bilde geformt.

Kaum war sie angekommen, so sprach man von ihrer Heirath mit Meulevrier; sie wagte nicht nein zu sagen, obgleich es ihr nicht gefiel. Nichtadelige, die sie nicht einmal gefragt hatten! Maulevrier selbst war in Spanien, aber Colbert handelte für ihn. *Sie* hielt in der Welt am meisten darauf ihren Willen zu haben. Zum Glück gab der Böse dem Bruder der Frau Colbert, Menars, eine heftige Leidenschaft für das Mädchen ein, er wagte es, in ihr Zimmer zu dringen; sie erschrak so, daß sie ohnmächtig wurde und im Fallen verletzte sie sich am Kopfe. So war der Vorwand gefunden und sie brach mit Colbert.

Ihre Freundinnen trieben sie auf diesem Wege weiter, ohne sich es merken zu lassen und zwar weil Louvois, der damals sechsunddreißig Jahre alt war und mit großen Schritten seiner Allmacht entgegen ging, sich in die Erbin verliebt hatte, — nicht um sie zu heirathen, denn eine Frau hatte er schon. Um ihr dazu einen Mann zu verschaffen, welcher den Deckmantel abgäbe, fiel man auf den Marquis von Courcelles, den Neffen des Marschalls von Villeroy, der als Soldat Louvois brauchte. Er war plump und unangenehm; die schöne Sidonie konnte ihn nie lieben. Er stack in Schulden und Ausschweifungen und so war für ihn das Vermögen alles, die Frau nichts. Sie wollte ihn indes nicht nehmen, da er ihr nicht gefiel und nur auf das förmliche Versprechen gab sie nach, daß ihr Mann sie in

Paris und am Hofe lasse und daß sie völlig frei bliebe; das wurde in den Heirathscontract gesetzt.

Die Hochzeit fand mit großem Pomp statt; wir waren alle dabei, der König unterzeichnete den Contract, die Königin kam zum Abendessen in das Hôtel Soissons und übergab der Braut das Brauthemd. Das waren die Rosen. Ich weiß nicht, was ihr roher Mann ihr sagte, als sie allein waren, noch mit welchen Drohungen er seine Galanterien begleitete, kurz, sie fürchtete sich entsetzlich, schwur, daß er ihr nichts sey und flüchtete zu ihren Beschützerinnen, die lachten. Durch viele Geschenke, Gefälligkeiten, Freiheit, die er ihr ließ und versprach, besänftigte Courcelles sie endlich. Drei Wochen lang lebten sie wie Turteltauben — das aber war Alles, was er in seinem Leben von ihr gehabt hat.

Entweder weil er seine Rohheiten von neuem begann, oder weil sie auf bösen Rath hörte, erklärte sie laut, sie möge von ihm nichts wissen, sie überlasse ihm nicht die Rechte eines Ehemannes. Alsbald erschienen fünfzig Liebhaber und es regnete Liebesbriefe in dem Hôtel Soissons, in welchem sie anfangs blieb.

Louvois, der von dem flandrischen Feldzuge zurückgekommen war, beseitigte alle Nebenbuhler. Das Ehepaar wohnte im Arsenal, wohin der Minister alle Tage kam, und die junge Frau war bald nur von Kreaturen desselben umgeben. Alle verbanden sich, der Eheherr voran; sie wetteiferten in Verleumdung der Andern, um allein die Ehre und den Vortheil zu haben, sie an Louvois zu bringen. Sie bemerkte dies und es erregte ihre Abneigung. Sie fürchtete indes seine Gewalt. Er wagte eines Abends zu ihr zu kommen, um elf Uhr; sie fertigte ihn aber gut ab und sagte, daß sie über sich allein verfüge und keinen Tyrannen in ihrem Hause dulde.

Am Hofe erzählte man die Sache anders; sie galt für die Geliebte des Ministers Louvois und ließ ihn reden; er war für sie ein Deckmantel und eine Art die Leute zu beschäftigen. Sie hatte einen Geliebten, den sie verbergen wollte. Von hier an geht die Sache mich an. Ich glaube, er war für sie, was Lauzun für mich war: sie hat ihn geliebt, nur ihn, trotz ihrer zahlreichen Abenteuer; darin sind wir einander ähnlich. Ich selbst hatte damals einige Neigung für den,

welchen sie wählte, der kein Anderer war als der Marquis Villeroy, der *Schöne*, wie man ihn überall nannte. Er war Cousin ihres Mannes, dem Namen nach ein Liebhaber der Soissons; so konnte er unbeachtet kommen und sie führten ihre Intrige so, daß Niemand etwas davon ahnte, am wenigsten ich.

Zuerst verlangte sie von ihm, daß er mit mir breche. Er willigte gern ein, denn er liebte mich nicht wie es schien; abscheulich aber und eines Edelmannes unwürdig war, daß er ihr meine Briefe und die Lauzun's opferte, welche er mir zum großen Theile entwendet hatte. Ihr Verhältniß sollte indes noch geheim bleiben; sie schonte Louvois und ich diente als Schirm der schönen Liebe. — Eine hübsche Rolle!

Wie es immer geht, sie konnten sich nicht genug beherrschen; Langlée überraschte sie eines Tages und erzählte was er gesehen hatte, nicht Louvois, sondern Courcelles, was für sie schlimmer war. Er gerieth außer sich und verbot Villeroy sein Haus, was seine Frau auf den Gedanken brachte, ihn anderswo zu sehen. Der Abbé von Effiat, der im Arsenal wohnte, ein schöner, reizender, höchst gefährlicher Nichtswürdiger am Hofe, — den der König auch verwies — Effiat, der gar nicht Abbé war, bot sein Haus an; man nahm dies an und die schöne Courcelles bezahlte ihm natürlich das Entrée.

So blieben wir, Louvois und ich, in Unkenntnis der Sache. Meine Briefe wanderten sämtlich zu der Schönen; sie las dieselben, schickte Auszüge an ihren Geliebten, wenn er bei der Armee war, und er antwortete mir darauf. Ich bitte zu bedenken, daß sie damals kaum siebzehn Jahre alt war. Ihren Mann haßte sie, glaube ich, noch mehr als sie ihren Schönen liebte. Endlich nahm sie doch die Galanterien des Ministers Louvois unter dem Versprechen an, daß er sie gegen Courcelles und ihre Schwiegermutter schütze, die beide einander vollkommen gleich würdig waren. Er brauchte dazu freilich nur ein paar Worte zu sagen, um der Marquise Freiheit zu verschaffen; Louvois war entzückt, da er von Villeroy nichts ahnte, wie dieser von Effiat nichts wußte, und ließ sie in strahlenden Juwelen am Hofe erscheinen; man sprach nur von ihr.

Die Prinzessin Henriette hatte sie sehr lieb und ich sah sie oft bei

ihr. Ich weiß nicht warum ihre Eifersucht wuchs, als sie mich häufiger sah, aber sie verbot ihrem »Schönen« mir ferner zu schreiben, und ich hörte wirklich nichts mehr von ihm, obgleich er bei der Armee stand, die mein Pater kommandierte. Mein Vater nahm Odenarde. Er wollte die Nachricht der Königin überbringen, vorher aber schon war Charteville, der Diener Villeroi's, bei der Courcelles mit einem Briefe angekommen, welcher ihr den Sieg meldete, von dem sie natürlich nicht schwieg, wenn sie auch nicht sagte, woher sie die Nachricht habe. Charteville hielt sich auf Befehl seines Herrn versteckt, bis die Nachricht offiziell war, langweilte sich aber und verkleidete sich als Pole, um sich zeigen zu können. So ging er im Hofe des Schlosses von Saint-Germain umher. Die Königin mit ihren Damen erschien und der Pole fiel ihnen auf. Man rief ihn, um ihn in der Nähe zu besehen; ich erkannte ihn sofort. Die verwitwete Frau von Courcelles rief ihn beim Namen und die junge Marquise, die vor den Leuten sich nicht verstellen konnte, wurde ohnmächtig.

Das war ein Lichtstrahl; ich errieth Alles. Lange schon hatte ich Beide im Verdacht. Das Schweigen Villeroi's öffnete mir die Augen halb, dieser Umstand ganz. Da, ich gestehe es, war ich schrecklich. Ich reizte die verwitwete Courcelles, den Mann, Louvois, die Prinzessin; ich ließ ihre Cassetten durchsuchen und man fand da den Beweis von allen ihren Liebesintrigen, so wie meine Briefe und die, welche Villeroi ihr geopfert hatte. Lauzun erfuhr es und man kann sich denken, was geschah; er stach da meinem Bilde die Augen aus und in diesem Zustande fand man es, als er nach Pignerol abgeführt wurde. Der ganze Hof war für mich; die Prinzessin besonders ärgerte sich sehr. Die Courcelles führte die neue Helene fort; sie wurde streng bewacht und tröstete sich mit der Liebe Villeroi's, aber er war gegen sie so schlecht wie gegen mich und unterschrieb, um wieder zu Gnaden aufgenommen zu werden, das Versprechen für immer mit ihr zu brechen. Man zeigte der Armen dies Aktenstück und sie verfiel in eine schwere Krankheit, an der sie sterben zu müssen glaubte.

Diese Krankheit veränderte sie so, daß sie nicht wieder zu erkennen war, und sie schloß sich deshalb bei ihrer Tante in Orleans

ein, wo sie sich allmählig erholte, so daß sie wie sonst wieder erscheinen konnte. Auch ihre Liebhaber erschienen wieder, Louvois voran, obgleich sie für ihn nicht Alles war, was er wünschte; er protegierte sie jedoch bis er über ihr Benehmen die Geduld verlor und sie in ein Kloster einsperren ließ. Die Mazarin befand sich bereits da. Sie wurden die besten Freundinnen und sie paßten auch ganz zusammen. Die armen Nonnen ärgerten und quälten sich so, daß sie sich endlich beschwerten: da brachte man die beiden Heldinnen nach Chelles, von wo der Herzog von Mazarin seine Frau an der Spitze von sechzig Mann entführen wollte, was ihm indes nicht gelang.

Sie kamen zusammen heraus nach dem Prozeß der Herzogin und wohnten Beide in dem Hôtel Mazarin, wo Alles gut ging, bis sie einander Caruge streitig machten, der auftrat. Die Courcelles trug den Sieg davon und begab sich, als sie ihre Nebenbuhlerin verließ, in das Haus ihres Mannes. Die Mazarin zeigte ihm Alles an und er suchte Streit mit Caruge. Sie schlugen sich, dann umarmten sie einander als gute Freunde, warum weiß ich nicht. Sie kamen indes wegen dieses Duells Beide in das Gefängnis, Courcelles aber schickte seine Frau nach Courcelles bei Chateau du Loire in Maine unter der Aufsicht ihrer Schwiegermutter und alle legten ihr Schlingen.

Man brachte ihr einen hübschen Pagen, Rostains de la Ferrière den sie, weil sie nichts Besseres hatte, annahm und von dem sie schwanger wurde. Der Mann, der es sogleich erfuhr, schickte einen Offizier und Soldaten zu ihrer Bewachung ab, leitete einen Prozeß gegen sie ein, verlangte ihre Verhaftung und ließ sie mit der Escorte nach dem Schlosse Sangnonière zu Herrn von Sanallec, seinem Verwandten, bringen. Um sich zu rächen, gestand sie da ihre Schwangerschaft ein, so wie ihren Umgang mit Rostains, den man entkommen ließ, nachdem seine Rolle zu Ende war und den man im Arsenal versteckte. Diese gräulichen Geschichten wurden allmählig bekannt; Rohan, dem sie hatte Nachricht geben können, kam ihr zu Hilfe, befreite sie und brachte sie nach dem Luxembourg, von wo sie sich auf den Rath ihrer Advokaten von selbst als Gefangene in der

Conciergerie stellte.

Hier enthüllte sie Alles; sie zeigte das Testament, das sie bei Sanallec zu Gunsten ihres Mannes hatte machen müssen, klagte Rostains als Mitschuldigen ihrer Gegner an und behauptete, das Kind sey von Courcelles, was dieser mit aller Bestimmtheit leugnete.

Madame Cornuel sagte darüber:

»Courcelles muß glatt geschoren und in ein Kloster gesperrt werden statt seiner Frau. Das Parlament von Paris glaubt so wenig an . . . als an Hexenmeister und hat seine Gründe dazu.«

Frau von Courcelles bestätigte das und setzte hinzu:

»Ich fürchte nichts, da Männer über mich richten.«

Es kam aber anders als man erwartete.

Sechszwanzigstes Kapitel.

Frau von Courcelles wurde des Aufenthalts in der Conciergerie überdrüssig, bestach eine ihrer Dienerinnen, nahm deren Kleider und floh nach England mit der Herzogin von Mazarin, welche sich da aushielt und mit der sie sich leicht aussöhnte. Diese beiden Weiber schienen besessen zu seyn, namentlich die Courcelles; sie hatte an keinem Orte Ruhe. Kaum war sie in London, so fand sie einen neuen Liebhaber, der so viel werth war als alle anderen zusammengenommen, der arme Brusart du Boulay nämlich, der sich wahrhaft wahnsinnig in sie verliebte.

Er beklagte sie von ganzem Herzen; ihr Unglück, die gemeinen Intrigen, deren Opfer sie gewesen, entschuldigten in ihren Augen ihre Fehltritte; er glaubte, sie könne sich noch ernstlich an Einen anschließen, der sie glücklich mache; er versuchte es und bemühte sich, seine Eifersucht über die Vergangenheit zu vergessen. Es half nichts. Sie kam inkognito nach Paris zurück und begann ihr Leben wieder mit Nohan, Crillon und dem Marquis von Villars.

Aus Furcht flüchtete sie dann nach Autonne zu einem Verwandten Louvigny im Schlosse Athie. Boulay kam dahin, um sie abzuholen und nach Genf zu begleiten unter dem Namen Beaulieu. Da lebte sie sehr zurückgezogen. Ihre Schönheit machte sie indes bemerklich und als die Herzogin von Mazarin sie besuchte, richteten sich Aller Augen auf sie. Man nannte sie die schöne Fremde und blieb auch auf den Straßen stehen, wenn sie vorüberging. Sie spielte da eine so vollständige Komödie, daß sie den Schutz des unbestrittenen Magistrats dieser pedantischen und langweiligen Republik erlangte. Sie bemächtigte sich des Hauses des Grafen Dohna und machte sogar den berühmten Gregorio Litli verliebt. Sie hatte einen Brief an ihn und übergab denselben mit den Worten:

»Glauben Sie nicht, Herr Litli, daß ich wegen einer schlimmen Sache hier bin; mich bringt nur was mein Mann will und ich nicht.«

Er antwortete halb scherzend:

»Viele Andere möchten Sie gewiß auch haben, da Ihre Schönheit so groß ist, daß sie wahrhaftig für Eine zu viel wird.«

Sie war so klug, sich ziemlich ruhig und ihren Verkehr mit Boulay lange geheim zu halten. Trotzdem spielte sie ihm insgeheim allerlei Streiche, so daß er vor Eifersucht fast umkam. Er vernachlässigte um ihretwillen Alles und sie liebte ihn nach ihrer Art. Endlich überraschte er sie eines Tages auf der That mit einem Reitknechte. In der ersten Wuth und Verzweiflung that er etwas seiner Unwürdiges; er schrieb an alle Freunde Sidoniens in Genf was sie sey, was er ihr gewesen und zwar in Ausdrücken, die ein Mann von Ehre von einer Frau nicht braucht, die er geliebt hat. Man sagte Sie mit Schande ans der Stadt.

Er bereute es bitterlich, um so mehr, da er sie noch immer liebte und als sie den Zufluchtsort verließ, den er ihr entzogen hatte, sie in einem rührenden Briefe um seine Verzeihung bat.

»Trotz Allem, was Sie gegen mich gethan haben«, schrieb sie, »kann ich nicht vergessen, daß Sie der Mann sind, dem ich am meisten verpflichtet bin . . . Bedenken Sie also, wenn Sie diese Zeilen lesen, daß sie Zeichen der Dankbarkeit einer Person sind, die Sie geliebt hat und Sie stets für den bravsten Mann halten wird, wenn Sie nicht wollen, daß sie in Ihnen ihren besten Freund sehen soll. Wenn die Leidenschaft, die Sie für mich gehabt haben, Ihnen nur Seufzer gekostet hätte, würde ich Sie jetzt nicht mit mir brechen lassen, denn ich habe mir gegen Sie nichts vorzuwerfen, als daß ich Sie nicht in der Art liebte, wie Sie es wünschten und verdienten.«

Sie begab sich nach Savoyen und suchte das Urtheil rückgängig zu machen, das ihr zwar ihr Vermögen zurück gab, sie aber zum Kloster verurtheilte. Man weiß nicht, was geschehen wäre, als ihr Mann starb. Damit war die größte Verlegenheit beseitigt, aber es blieben die Erben. Sie achtete nicht darauf, kam nach Paris zurück und amüsierte sich. Ihr Schwager, der Chevalier Courcelles, ließ sie in die Conciergerie sperren und da wurde sie definitiv als Ehebrecherin mit Rostains (nur mit ihm) verurtheilt, der Familie

Courcelles sechzigtausend Francs zu zahlen, nebst Kosten und so weiter. Aber sie war auch frei und hielt diese Freiheit nicht für zu theuer erkaufft.

Das ist die Geschichte dieser Frau, über die so viel gesprochen worden ist und die bei meiner Rückkehr nach Monaco Alle beschäftigte; man vergaß sie indes bald, ich namentlich, wegen einer andern Geschichte, die mich näher anging, nämlich wegen der Heirath der Mademoiselle mit Lauzun. Ich werde hier nur das Unbekannte und das mich Betreffende erzählen, das Andere weiß Jedermann.

Mademoiselle hatte die Hälfte der Könige und Prinzen in Europa ausgeschlagen und war von der andern ausgeschlagen worden; sie wurde indes nun alt und die Ehelosigkeit kam ihr hart an. Ich habe schon mehrmals erwähnt, daß sie sich mit Lauzun beschäftigt hatte, nicht als Gemahl, denn ein solcher entsetzlicher Gedanke war ihr noch nicht auf einmal gekommen, sondern weil er ihr gefiel. Da aber Alle sie peinigten, wegen ihrer Hinterlassenschaft, so kam sie endlich dazu, einen Mann zu nehmen, was sie öffentlich aussprach, damit man sie in Ruhe lasse.

Anfangs war die Rede von dem Sohne des Herzogs von Longueville, damals Graf von St. Paul, der ihr Sohn hätte seyn können, dann von dem Könige von England und nach dem Tode der Prinzessin Henriette von dem Bruder des Königs Ludwigs XIV. Alle erklärten sich für diesen, den König selbst ausgenommen und Mademoiselle, die beide nichts davon wissen wollten. Sie schlug den Prinzen also aus, der dabei nichts bedauerte, als ihr großes Vermögen. Nun rührte sich der Ehrgeiz von neuem und der Graf von St. Paul wurde voran gestellt; aber das paßte weder für Mademoiselle, noch für einen Gewissen, der seit 1666 Alles aufgeboten hatte, in ihr eine Neigung für sich zu erregen. Er überbot sich selbst im Dienste des Königs, mied die Frauen, wurde ein heftiger Freund der Prinzessin (Mademoiselle), sagte ihr die Wahrheit und zog sie allmählig an sich.

Bald that sie nichts mehr ohne ihn, berieth sich über Alles mit ihm und beehrte ihn mit einer Gunst, die Jedermann natürlich fand, nur

ich wurde bisweilen unruhig, obgleich ich mich selbst deswegen verspottete. Lauzun, denn er war es, merkte kaum, daß die Sachen sich zu seinen Gunsten wendeten, als er der Enkelin Heinrichs IV. ernstlich den Hof machte und sie mit seinen Freunden umringte. Sie faßte endlich wirkliche Liebe zu ihm und gestand es sich selbst, ohne davor zu erschrecken. Auch überredete sie sich leicht, daß er sie ebenfalls liebe. Sie kämpfte lange, betete viel, vergeblich; sie nahm sich endlich vor, diese Liebesflamme durch eine Ehe zu krönen. Sie sah sich in der Geschichte nach ähnlichen Beispielen um und glaubte genügende zu ihrer Rechtfertigung zu finden. Es fehlte nichts weiter, als Lauzun von seinem Glücke zu benachrichtigen, der, um sicherer zu gehen, anfangs zurückwich.

Sie mußte ihm eigenhändig schreiben; daß sie ihn haben wolle und da weigerte er sich anfangs noch, indem er sagte, sie spotte seiner und er glaube nicht, daß sie einen Diener ihres Veters heirathen wolle. Er machte tausend Einwürfe nur, daß sie dieselben beseitige, was sie denn auch mit Eifer that.

Dann wollte er keine Schritte thun und sie that sie selbst: sie sprach mit dem Könige, was das Schwierigste war und gestand ihre in ihrem Alter lächerliche Leidenschaft. Sie sparte nichts und zu Aller, zu ihrer eigenen Verwunderung gab der König nach einigem Zögern seine Zustimmung. Mein Vater wußte Alles, ich glaube, er hatte an der Thür gehorcht. Er kam sogleich zu mir und erzählte die Neuigkeit.

Ich sprang auf.

»Mademoiselle heirathen? Das ist nicht möglich!«

»Was geschieht, ist möglich, denn der König willigt ein; morgen wird die Sache im Conseil vorgelegt werden, nachdem eine Deputation, zu der ich gehöre, dem Könige und der Prinzessin für die Ehre gedankt haben wird, die sie dem Adel erzeigt.«

»Es geschieht nicht, sage ich, es geschieht nicht!«

Ich lief zu dem Prinzen, dem Bruder des Königs, dem ich das Ungeheuere der Sache vorstellte; er erkannte das an und betheuerte, er werde es nicht zugeben.

»Und mich hat sie ausgeschagen!«

Ich erkannte daraus, daß ich auf seine Eitelkeit einwirken müsse und that dies. Ihn aufzusuchen war nicht nöthig; Mademoiselle ließ mich nicht vor. Welche Nacht verbrachte ich! Am andern Tage wartete ich auf das Ende des Conseils; trotz dem Widersprüche seines Bruders und mehrerer Anderer hatte der König erklärt, seine Cousine habe ihren freien Willen, er könne sie nicht hindern. Dies meldete man mir; ich war außer mir. Zum Glück schadete sich Lauzun durch seine Eitelkeit Statt zu warten und die Vermählung mit großem Pomp zu feiern, wollte er gleich denselben Abend getraut seyn. Ich erkannte, daß dies ein Fehler sey und faßte wieder Muth. Ich ging zu dem Bruder des Königs, der auch erbittert war, ich ging zu Frau von Langleon, die großen Einfluß im Hôtel Condé hatte, ich ging zu Allen; ich bewegte Himmel und Erde und endlich hatte ich das Glück, den Prinzen Condé zu dem Bruder des Königs sagen zu hören:

»Wir gehen zusammen zu dem Könige, stellen ihm das Unwürdige vor und wenn er sich nicht bestimmen läßt, hat es der Günstling mit mir zu thun; ich werde die Entehrung der ersten Familie in Europa nicht zugeben.«

Ich that noch mehr: ich schickte den Prinzen zu der Frau von Montespan, denn ich wußte wohl, daß wir diesmal einig seyn würden. Sie war entsetzt und rief: Mademoiselle sey verrückt und müßte eingesperrt werden. Nachdem die Fäden ausgespannt waren, saß ich wie die Spinne im Netz und wartete. Ohne mich würde man es bei Worten gelassen haben. Selbst die Königin ließ ich durch die Molina bearbeiten, der ich dafür einen Diamant von fünfhundert Pistolen an Werth gab. Alle meine Juwelen hätte ich darum gegeben, ihn zu stürzen . . . Am andern Tage ließ der König seine Cousine rufen und verbot ihr weiter zu gehen; Lauzun wurde also nicht Montpensier und ich pries mich glücklich. Ich schrieb ihm sogar:

»Mir danken Sie alles das.«

Es war einer der schönsten Augenblicke meines Lebens.

Der König indes sagte zu Lauzun, als er ihn wiedersah:

»Ich werde Sie so groß machen, daß Sie nicht nöthig haben

sollen, das zu bedauern, was ich Ihnen entziehen mußte. Ich mache Sie zum Herzog, zum Marschall und Pair von Frankreich.«

»Sire«, antwortete er, »Sie haben schon so viele Herzoge gemacht, daß es keine Ehre mehr ist, einer zu werden, und den Marschallstab mögen Ew. Majestät mir geben, wenn ich ihn durch meine Dienste verdient habe.«

Immer keck und unverschämt! Von diesem Augenblicke an aber verließ ihn das Glück. Die Montespan, Louvois und Alle untergraben ihn und schilderten ihn dem König als sehr gefährlich, und so gelang es ihnen endlich, ihn zu stürzen, Niemand wußte eigentlich wodurch. Ich mischte mich nicht ein. Im Anfange meiner Memoiren habe ich gesagt, ich hätte ihm nichts zu Leid gethan; damals war ich entschlossen nicht zu erwähnen, wie ich an dem Bruche seiner Verbindung mit Mademoiselle betheilig gewesen; jetzt riß mich Zorn und Eifersucht fort, ich gestand Alles. Wenn es ein Verbrechen war, möge man mir es vergeben.

Letztes Kapitel.

Er befand sich bei der Montespan, als er verhaftet wurde. Der Herzog von Rochefort, der es that, gab ihm nicht einmal die Erlaubnis zu schreiben. Er wurde in die Bastille und von da nach Pignerol gebracht, nach demselben Pignerol, wo der arme Philipp noch ist. Artagnan geleitete ihn mit aller möglichen Rücksicht. Er war in so großer Verzweiflung, daß man ihn keinen Augenblick allein ließ.

Als er erfuhr, daß er nach Pignerol gebracht wurde, sagte er seufzend:

»Ich bin verloren!«

Als er in Pignerol erschien, sagte er zu Saint-Mars:

»*In Ewigkeit, Amen!*«

Später legte er Feuer in dem Gefängnisse an. Dann machte er ein Loch. Noch später erfuhr ich, er habe Fouquet gesprochen, mit oder ohne Erlaubnis weiß ich nicht. Ihm erzählte er sein Leben, das Fouquet so fabelhaft vorkam, daß er ihn für wahnsinnig hielt und sich vor ihm fürchtete.

Weiter weiß ich nichts von ihm.

Es geht zu Ende, ich habe die Zeit erreicht, die Fagon andeutete, ich leide nicht mehr; vielleicht noch ein paar Tage und Alles ist vorüber. Ich werde nicht Zeit haben Alles zu sagen. Nur meinen letzten Triumph will ich noch erwähnen, dann Bourdaloue rufen lassen und an Gott denken, der mir vergeben wird, denn ich habe viel gelitten zur Buße.

Es war im Juli; ich befand mich in Versailles; der ganze Hof war in den Appartements des Königs. Es wurde gespielt, dann fuhren wir unter Musik auf Gondeln im Flusse bis zehn Uhr. Um Mitternacht gab es ein Medianoche, das fast bis zum Morgen dauerte . . . So lebt man am Hofe gern. Frankreich und ich werden das nicht wieder

sehen. Ich hatte Schleppe, Rock und Leibchen mit Spitzen belegt und darunter schönen himmelblauen Damast. Die Schleifen paßten dazu und wurden durch Diamanten gehalten. Ich trug meine schönen Perlen, war noch so schön als geputzt, hörte es auch um mich her sagen und war glücklich.

Nun, wie ich versprochen habe, meine Ansicht von dem Könige.

Der König hat kein Herz, kein Gemüth; er liebt nur sich, er denkt nur an sein Vergnügen und an seinen Ruhm, Alles ist ihm Werkzeug zu diesen beiden Zwecken, das er zerbricht, wenn er es nicht mehr braucht. Seine einzige Tugend ist ein großes Laster, — sein Stolz. Dieser Stolz gibt ihm Alles, dieser Stolz hat ihn zu dem gemacht, was er ist, dieser Stolz verbreitet den Glanz um ihn und erhebt ihn über alle Fürsten der Erde.

Alle, die den König geliebt haben, sind seine Opfer geworden, Männer und Frauen, und er erinnert sich weder ihrer noch bedauert er sie. Er quälte die arme La Valière, sie ist im Kloster und er läßt sie darin.

Der König ist groß, weil er hochsteht, weil man ihn weit sieht; wenn man näher kommt, wird er kleiner.

Ich habe oft auch an ein Kloster gedacht. Ein Kloster! Ich möchte wohl da seyn und büßen . . . Habe ich noch nicht genug gebüßt? Vielleicht noch nicht. Das Gewissen ist mir schwer, — Bourdaloue wird endlich kommen und mir die Last abnehmen, aber wird er auch mein Herz ändern? Ich halte von allen meinen Fehlern für den schlimmsten die Härte des Herzens, die wenig Liebe, die ich zu Andern gehabt habe. Gott allein ist gütig. Er liebt uns, er will, daß wir uns unter einander lieben. Habe ich geliebt? Lauzun — ja, und dann?

Eben werde ich beichten.

Lebe wohl nun, Leben, lebe wohl, Vergangenheit und Zukunft — ich *habe* gelebt. Ich verlasse, was mir Gott entzieht und übergehe ihm meine Seele, die er ruft, die stolze Seele, die nur ihm gehorchen kann. Betet für mich, Ihr, die Ihr mich lest! Ich fühlte den Hauch der Einigkeit und daß er Alles von mir scheucht, was dieser Erde angehört. Ich zittere, ich fühle mich schwach und klein vor dem, den

ich beleidigt habe und der der Gerechte ist.

Ich habe Bourdaloue gesehen, er hat mir vergeben, ich bin glücklich.
Wenn Gott gerecht ist, so ist er doch auch gütig; er vergibt den
Reuigen und ich bereue!

-E n d e-